Adolf Dessauer

Großstadtjuden

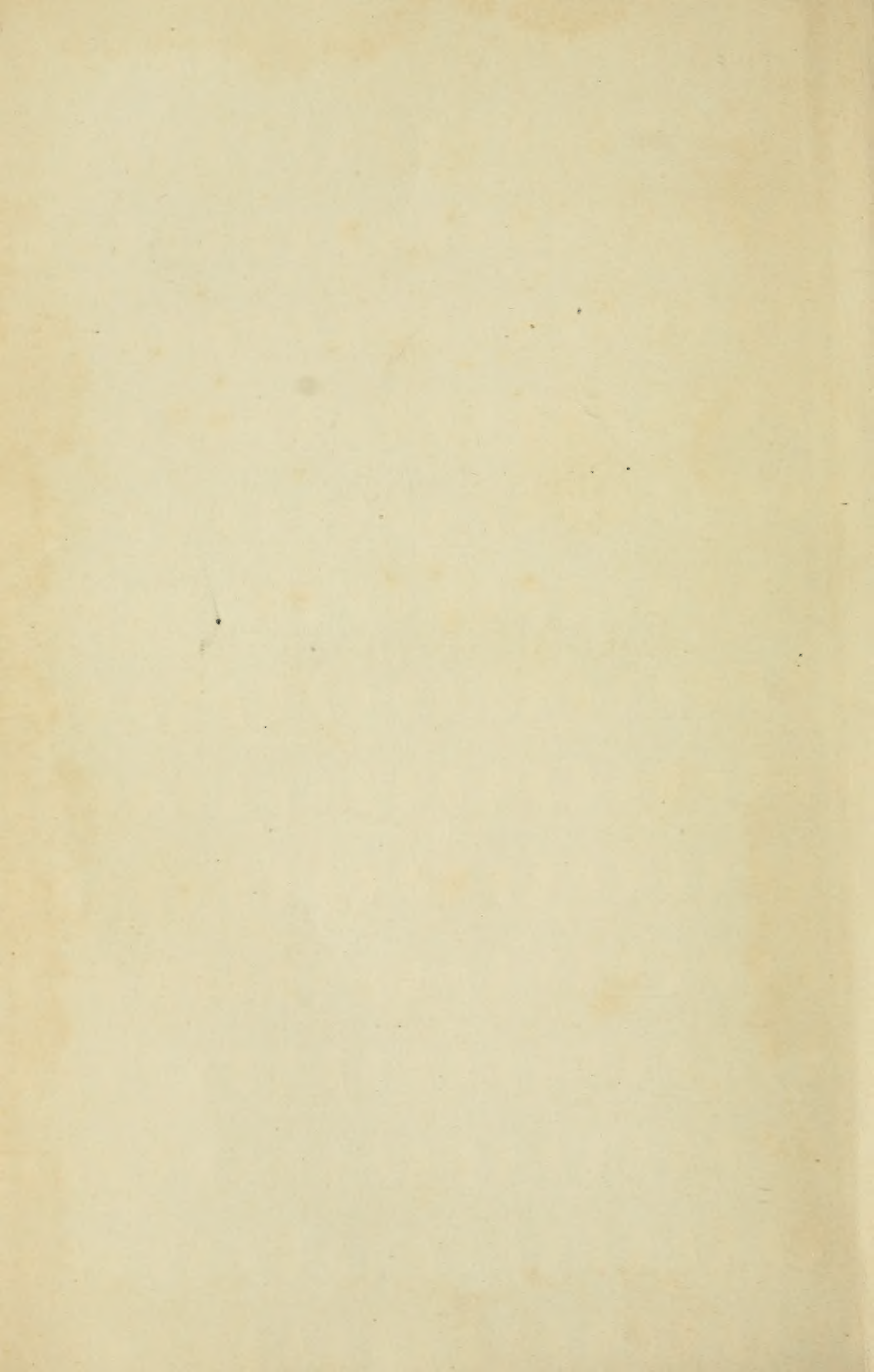
Roman



Wien und Leipzig
Wilhelm Braumüller

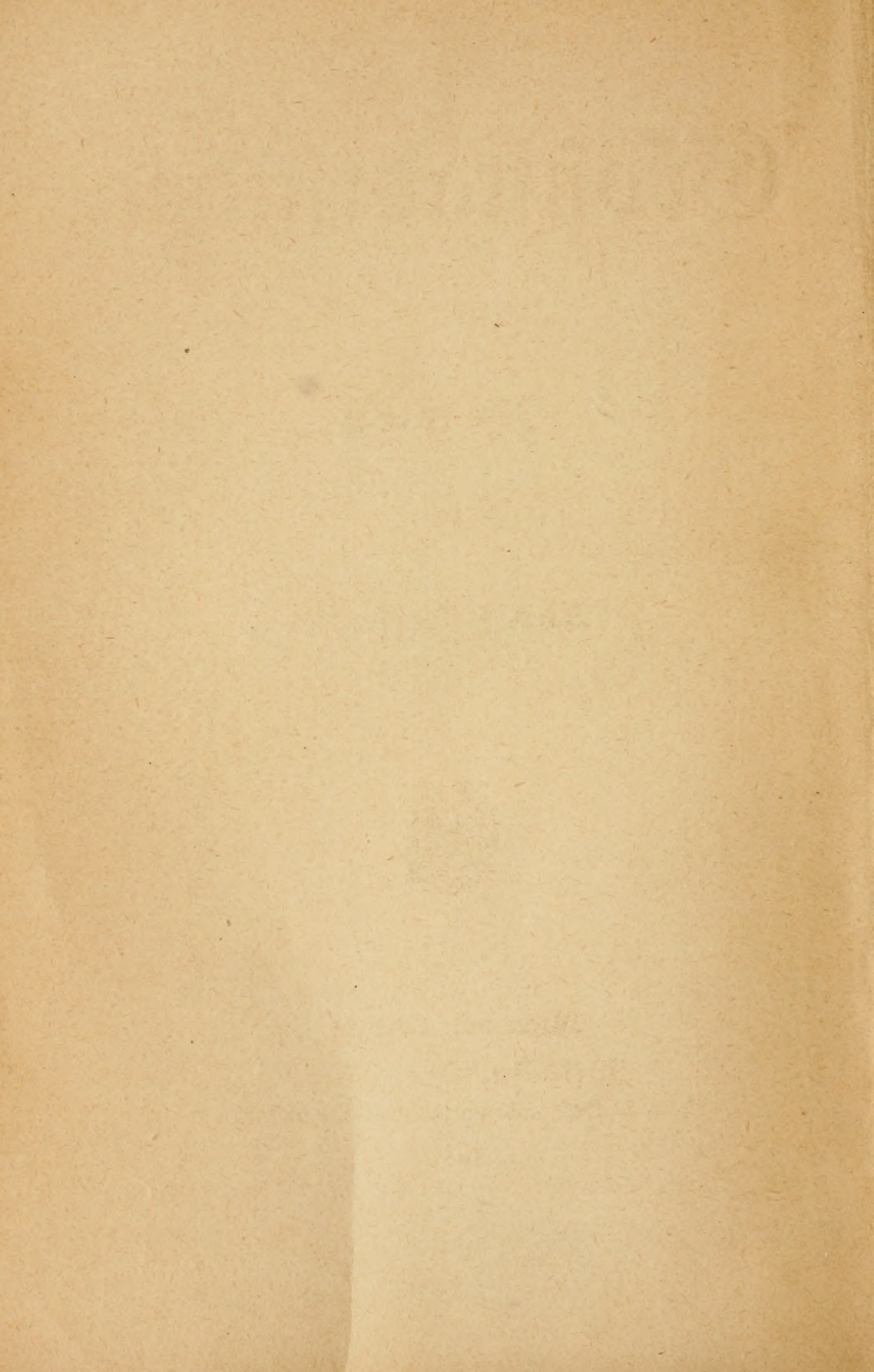






Adolf Dessauer

Großstadtjuden



Großstadtjuden

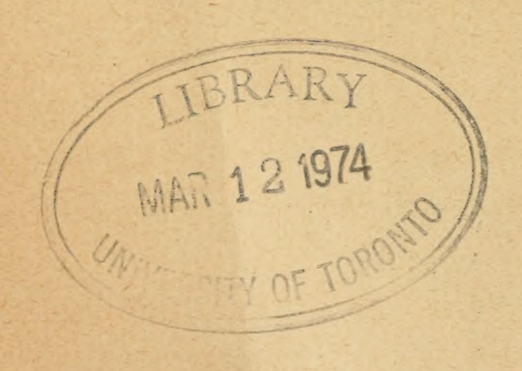
Roman

von

Adolf Dessauer



Wien und Leipzig
Wilhelm Braumüller
k. u. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler
1910



Oberösterr. Buchdruckerei- u. Verlagsgesellschaft, Linz

Brief des Verfassers an einen Freund

(Statt eines Vorwortes)

Werden Sie mir böse sein, lieber Freund, daß ich die Geschichte Ihrer Liebe zu einer Jüdin und des beginnenden Eheglücks an ihrer Seite — natürlich mit entsprechender Veränderung der Namen und Örtlichkeiten — in diesen Roman verflochten habe? Aber wozu frage ich überhaupt? Spricht doch alles dafür, daß ich mit dieser Indiskretion Ihren eigenen stillen Wünschen schmeichle. Denn was könnte dem eifrigen Vorkämpfer für die christlich-jüdische Ehe, der Sie immer waren, wohl erwünschter sein, als wenn sein Beispiel in meiner wahrheitsgetreuen Darstellung auch auf Andere wirken würde?

Ich erinnere mich, da ich dies niederschreibe, an die nun schon manches Jahr zurückliegende Zeit unserer täglichen langen Plauderstunden, die mich zum Mitwisser Ihrer Ideen und Vertrauten Ihrer Herzensgeheimnisse machten. Sie waren damals jung und verliebt und predigten voll Überzeugung die Mischehe. Indessen

schwärmten Sie doch nur für jene Mischehen, die zugleich Herzensbündnisse sind. „Diese allein“, sagten Sie oft, „sind ein Gewinn für die Allgemeinheit, weil von ihnen ein sanfter Liebeshauch ausgeht, der die Rassenvorurteile mildert. Darum tadelten Sie auch sehr scharf alle aus Eitelkeit, Berechnung oder ähnlichen Motiven geschlossenen Mischehen, die naturgemäß eine entgegengesetzte Wirkung üben.

Bei Berührung dieser Fragen konnten Sie es begreiflicherweise nicht unterlassen, gewisse auffällige Erscheinungen unseres Gesellschaftslebens zu erwähnen, die mit dem Kapitel der christlich-jüdischen Mischehe in engem Zusammenhange stehen. Ich spreche hier von jener fast krankhaft übertriebenen Hinneigung eines Teiles der modernen Großstadtjuden zu ihren christlichen Mitbürgern bei gleichzeitiger Abkehr von den eigenen Stammesgenossen, die in ebenso großer Geringschätzung des jüdischen als bedingungsloser Bewunderung des christlichen Wesens ihren Grund hat. Aus dieser eigentümlichen Geistesverfassung entsteht ein fast fieberhaftes Verlangen, sich Christen anzuschließen, ihnen nachzuahmen und sich endlich, wo es angeht, durch Heirat mit ihnen zu vermischen. Daß durch ein so eitles Trachten vor allem Glücksjäger angezogen werden, die es sich zunutze machen, liegt in der Natur der

Dinge. Manche recht unglückliche Ehe ist auf diese Weise entstanden.

Ein besonderer Zufall hat es gefügt, daß Sie, lieber Freund, aus unmittelbarer Nähe auch solche Verbindungen werden und sich vollziehen sahen, während Sie selbst aus reinster Herzensneigung um eine Jüdin warben. Kamen Sie dann oft voll frischer Eindrücke zu mir, so entwarfen Sie ein getreues Bild der eigenen Erlebnisse wie der an Andern gemachten Beobachtungen. Aus diesen Ihren Erlebnissen und Beobachtungen ist der gegenwärtige Roman entstanden.

Die Wirkung eines Buches vermag der Autor nicht vorauszusehen. Immerhin kann er mit einiger Sicherheit darauf rechnen, daß er auf ziemlich mannigfaltige Art mißverstanden werden wird. Nicht jedes Mißverstehen ist übrigens ganz unwillkürlich. Es gibt auch Leser, die von einem Buch, besonders wenn es seinen Stoff aus dem täglichen Leben nimmt, stärkere Anregungen erwarten als es zu bieten vermag, weshalb sie es, um das Fehlende zu ergänzen, mit den Blüten ihrer eigenen Phantasie schmücken. Sie legen dann in den Text vieles hinein, woran der Autor nicht einmal gedacht hat. Wo er z. B. in seiner Geschichte nur einen gewöhnlichen Herrn X. oder Y. veranschaulichen will, erkennt so ein Leser mit der ihm eigentümlichen Divi-

nationsgabe sogleich den Repräsentanten einer Gesellschaftsklasse, oder wenn er in besonders freigebiger Laune ist, sogar einer ganzen Rasse oder Konfession. Und ein je miserablerer Kerl diese Romanfigur ist, desto mehr wird er des größeren Effekts wegen darauf erpicht sein, sie für typisch zu halten. So mag es, dank so erfolgreicher Mitarbeit sich zuweilen wirklich ereignen, daß ein Leser von einem Buch einen viel größeren Genuß hat als dessen Autor es in seinen kühnsten Träumen zu hoffen gewagt hätte.

Wenn Sie, lieber Freund, einem solchen ungebetenen Mitarbeiter begegnen sollten, so danken Sie ihm in meinem Namen herzlichst und fordern Sie ihn auf, das Buch, das er in dem meinen zu finden glaubt, selbst zu schreiben. Ich werde es dann gewiß mit größtem Interesse lesen.

Ganz der Ihrige! **A. D.**

Semmering, den 17. August 1909.

I.

Als der Buchhändler und Antiquar Josef Kastner eines Sonntags um die Mittagsstunde heimkehrte, empfing ihn seine Frau mit ein wenig besorgter Miene. Dies beunruhigte ihn aber nicht sonderlich, weil er den Grund aus langjähriger Erfahrung zu erraten glaubte. Bloß um sich volle Gewißheit zu verschaffen, fragte er leichthin: „Leopold noch nicht zu Haus?"

„Nein, denk' Dir", sagte die Frau, „und es ist schon ein Uhr vorüber."

Er machte nur eine beruhigende Handbewegung, denn er sah, daß sie sich vorläufig noch im ersten Stadium der Besorgnis befand. In diesem blieb sie freilich, wenn ihre Angst einmal geweckt war, nicht lange. Denn obgleich Leopolds Heimkehr sich oft genug verzögerte, so bekam sie doch fast jedesmal, wenn es geschah, förmliche Angstanfälle. Ihre aufgeregte Phantasie spiegelte ihr Tramway-Zusammenstöße und andere Katastrophen als Ursachen seines Ausbleibens vor. Sie schätzte das Glück, ihn zu besitzen, zu maßlos hoch, als daß sie nicht an eine Verschwörung aller feindlichen Mächte, ihn ihr zu entreißen, geglaubt hätte.

Glücklicherweise ertönte jetzt sehr kräftig die Klingel der Wohnungstür. „Das ist er!" sagte Frau Kastner aufatmend. Und mit einer komischen Regung ihres Mutterstolzes fügte sie hinzu: „So läutet nur er!"

Wirklich trat wenige Augenblicke später Leopold ein. Er war 26 Jahre alt, groß, blond, mit hübschen, frischen Zügen und einer etwas zu langen, auch ein wenig zu gekrümmten Nase. Die Mutter betrachtete ihren Liebling zärtlich. „Wie geht's Dir, mein armes Kind?" fragte sie.

Frau Kastner hatte die Gewohnheit, ihren Sohn „mein armes Kind" zu nennen, obgleich sich hiefür kein einigermaßen plausibler Grund anführen ließ. Denn Leopold war gesund und robust, aß und trank für Zwei und amüsierte sich, soviel er nur konnte. Auch seine Tätigkeit — er war ein kleiner Bankbeamter — die sich darauf beschränkte, täglich einige Zahlenreihen in ein Buch einzutragen, eignete sich nicht, ihn zum Gegenstande des Bedauerns zu machen. Aber Frau Kastner sah ihren Leopold anders als er in Wirklichkeit war. Ihr erschien er als ein unendlich zartbesaitetes Wesen, das in dieser harten, kalten Welt notwendig unglücklich werden mußte.

Bald nach Leopold kam auch dessen Schwester Lotti, ein hübsches brünettes Mädchen, ins Zimmer. Das Ehepaar hatte nur diese beiden Kinder.

Die Familie war eben im Begriff, sich zu Tisch zu setzen, als das Dienstmädchen mit der Suppe zugleich einen Brief brachte. „Ich hab' ihn zuerst nicht annehmen wollen", sagte sie zu Herrn Kastner, „weil da

steht: ‚an Herrn Josef Kohn‘, aber der Briefträger hat gesagt, er gehört doch dem gnädigen Herrn."

„Freilich, freilich gehört er mir", sagte Kastner, indem er fröhlich lachend den Brief nahm. „Ich hab' nämlich früher Kohn geheißen, Resi."

„Vater, Vater!" sagte Leopold gereizt, und nachdem das Mädchen fort war, setzte er hinzu: „Wozu noch diese ausdrückliche Bestätigung?"

„Nu, warum nicht?" erwiderte der Buchhändler. „Es ist doch keine Schand', daß ich früher Kohn geheißen hab'?"

„Eine Ehre ist's noch weniger!" brummte Leopold.

Der Namenswechsel war erst etwa vor einem Jahr erfolgt. Der alte Kastner, recte Kohn, hatte sich nur sehr schwer entschlossen, darum anzusuchen. Ihm kam es, wie er oft sagte, wie ein Verrat vor, einen Namen abzulegen, den sein „Vater selig" in Ehren getragen. Aber Leopold gab keine Ruhe. Er erklärte, er halte es nicht mehr aus, Kohn zu heißen, er gehe daran körperlich und moralisch zugrunde. Und tatsächlich magerte er ab und wurde ganz melancholisch. Schon das Wort „Kohn" auf dem Täfelchen an der Wohnungstür brachte ihn zur Verzweiflung. Wenn ihn jemand, wie es nicht anders möglich war, mit „Herr Kohn" anredete, wechselte er die Farbe und erklärte dann oft, er habe ein Gefühl gehabt, als ob er insultiert worden wäre. Der Kohn würgte ihn angeblich im Halse, er bereitete ihm alle möglichen Beschwerden. Der Arzt, den die besorgte Mutter wegen dieses seltsamen Zustandes konsultierte und der zufälligerweise selbst Dr. Kohn hieß, gab, nach-

dem er Leopold untersucht, der Befürchtung Ausdruck, daß dessen hochgesteigerte Abneigung gegen den eigenen Namen zur Entstehung einer fixen Idee führen könnte. Es bereite sich hier vielleicht eine, der Medizin bisher noch unbekannte Form der Gemütskrankheit vor. Frau Kohn, wie sie damals noch hieß, ging händeringend umher. „Gott, was für eine neue Sad?" jammerte sie, „Kohn ist eine Krankheit geworden." Und sie bestürmte ihren Mann von früh bis spät, den gesundheitsschädlichen Namen abzulegen. Nach heftigem Widerspruch fügte er sich, nicht ohne seinem Ärger über Leopold lauten Ausdruck zu geben. Die Frau suchte ihn zu beschwichtigen. „Das Kind hat einen so feinen Geschmack", sagte sie. „Sein ästhetisches Gefühl wird durch den Namen beleidigt."

Von dem Augenblick an, wo Leopold nicht mehr Kohn hieß, mied er nach Möglichkeit alle Glaubensgenossen und bemühte sich, in echt christlichen Kreisen Einlaß zu finden. Sein Ideal war der „Urwiener". Demgemäß trug er einen Stößer und eine bunte Krawatte und ahmte, freilich ohne besonderen Erfolg, den Dialekt nach, der auf den „entern Gründen" heimisch ist. Im Familienkreise bestand der Haupgegenstand seiner Gespräche darin, daß er auf die Juden wetterte und schimpfte. Anfangs hatte der alte Kastner solche Ausfälle stets zurückgewiesen, aber er war ein Mann, der ärgerliche Auftritte nicht liebte — besonders beim Mittagessen. Mit der Zeit hatte er sich auch an Leopolds Extravaganzen gewöhnt und schenkte ihnen kaum mehr Beachtung. Allzu befremdlich konnten sie ihm übrigens schon aus dem Grunde

nicht erscheinen, als Leopold keineswegs der einzige Jude war, der sich als Judenfeind aufspielte. Noch viele taten desgleichen. Denn die Abneigung gegen alles Jüdische griff in jüdischen Kreisen, besonders unter der jüngeren Generation, reißend um sich.

Die Mahlzeiten bei Kastner verliefen, wie es in manchen Familien vorkommt, entweder sehr schweigsam oder unter heftigem Streit. Der Streit entbrannte gewöhnlich zwischen den beiden Geschwistern. Leopold und seine Schwester Lotti harmonierten nur sehr wenig miteinander. Sie fühlte sich als Jüdin und wollte auch in ihrem Tun und Wesen ihre jüdische Eigenart nicht verleugnen, was Leopold ihr sehr verargte. Wie er der Liebling der Mutter, war das Mädchen des Vaters Augenweide, der sie möglichst viel in seiner Nähe haben wollte. So traf man denn Lotti schon von Jugend auf häufig im Buchladen, wo sie sich auch bald nützlich machte. Denn sie lernte schnell, sich auf geschäftliche Dinge verstehen und zeigte eine ausgesprochen kommerzielle Veranlagung. Manche Einrichtung im Geschäft, die dessen Ertrag steigerte, rührte von ihr her. Auch war ihr Denken und Sinnen stets auf das Geschäft gerichtet. Andere Mädchen knüpfen gesellschaftliche Beziehungen bloß des Vergnügens wegen an, Lotti dagegen sah in ihren Freundinnen auch die künftigen Geschäftskundinnen. Geschickt und anstellig, wie die kleine Verkäuferin war, unterließ sie auch nicht, sich der modernsten Hilfsmittel der Reklame zu bedienen. Viele Buchhändler bekleben jetzt die Titelblätter neuer Bücher zu ihrer besseren Empfehlung mit lobenden Zeitungskritiken. So tat auch Lotti, und nie-

mand verstand besser als sie, die Schere zu gebrauchen. Säuberlich und sorgfältig schnitt sie die lobenden Vordersätze der Kritiken heraus und klebte sie auf die Buchtitel, indes sie die einschränkenden Nachsätze unter den Tisch fallen ließ.

Leopold mißbilligte Lottis Geschäftseifer gründlich. Er nannte sie immer nur die „Handelsjüdin". Ihm war überhaupt jede merkantile Tätigkeit zuwider. Nach seinem Austritt aus der Schule wäre er am liebsten Staatsbeamter, wenn auch in untergeordneter Stellung, geworden, aber dem stand sein Glaubensbekenntnis hindernd im Wege. So wurde er denn, weil er doch wenigstens Beamter sein wollte, notgedrungen Bankbeamter. Aber auch in dieser Eigenschaft vermied er, was viele andere eifrig anstreben: Einblick in den Geschäftsbetrieb der Bank zu gewinnen und sich so auf eine intelligentere Tätigkeit vorzubereiten. Mit Ostentation hielt sich Leopold zu einer Gruppe geistesträger Beamter, die jahraus, jahrein, ohne den Wunsch vorwärts zu kommen, ein rein mechanisches Tagewerk verrichteten. So dumm und faul wie sie zu sein, war sein Stolz, denn alles Kluge, Fleißige oder Geschäftseifrige galt ihm in seiner Verbohrtheit für jüdisch, und jüdisch wollte er doch um keinen Preis sein. Diese Grille beherrschte ihn so, daß er auf sich selbst förmlich böse war, wenn er ein komplizierteres Geschäftsstück besser verstand als manche seiner Kollegen. Dann schmähte er wohl innerlich auf die Vererbung, durch die auch in sein Blut der verachtete „jüdische Geschäftsgeist" eingedrungen war.

Das Essen war beinahe schon ohne Streit vorüber-

gegangen, als Leopold sich erzürnte, weil Lotti den Vater auf eine bevorstehende Bücherauktion mit lebhaften Worten aufmerksam machte. Der singende Ton, in dem sie wie stets, wenn sie in Eifer geriet, sprach, erhöhte noch seinen Verdruß. Leopold hielt sich krampfhaft die Ohren zu. „Du mauschelst, daß es zum Erbarmen ist", stöhnte er. „Und nicht einmal am Sonntag kannst Du von Deinem verdammten Geschacher lassen! Schämst Du Dich denn gar nicht, so jüdisch zu sein?"

„Wir sind doch Juden, warum sollte ich mich da schämen?" erwiderte Lotti, indem sie den Bruder mit spöttischem Lächeln betrachtete.

Der Nachdruck, den sie auf das „wir" legte, reizte ihn ganz besonders. „Ich bin kein Jude — — oder keinesfalls bin ich's mehr lange!" rief er laut und heftig.

„Du bist ein Schmock", sagte Lotti ganz ruhig.

Die wechselseitigen Beleidigungen nahmen nun ihren Fortgang. Glücklicherweise mußte Leopold bald fort. Er hatte sich zu einem gemeinschaftlichen Spaziergang mit einem unverfälschten Arier verabredet. An Sonntagen beeilte er sich, schon am frühen Nachmittag das Haus zu verlassen, weil später Verwandtenbesuch in Aussicht war. Jüdische Verwandte! Die floh er mehr als die Pest.

„Warum ärgerst Du ihn immer?" sagte die Mutter vorwurfsvoll zu Lotti, nachdem Leopold gegangen war. „Du weißt doch, Ärger schadet ihm. Er ist leider Gottes sehr zart, das arme Kind."

„Na, Mutter, Du bist gut!" rief Lotti empfindlich. „Jetzt bin ich schuld, daß er ein Schmock ist!"

„Er ist kein Schmock“, entgegnete nun auch die Mutter in sehr gekränktem Tone. „Ich kann's nicht hören, daß Du ihn so nennst . . . er hat seine Eigenheiten, das ist wahr, aber daran ist er nicht schuld. Das arme Kind ist sehr nervös, und darauf müßtest Du mehr Rücksicht nehmen.“

Lotti zuckte bloß die Achseln und schwieg, aber der Vater, der vom Tisch aufstand, sagte seufzend: „Na, was ham mer davon? Wir werden ihn nicht mehr ändern.“

Und er ging in sein Schlafzimmer, wo er nach der Mahlzeit eine Stunde zu ruhen pflegte.

Auch Lotti zog sich in ihr Zimmer zurück, Frau Kastner dagegen machte sich gleich an eine häusliche Arbeit. Diese Frau schaffte unverdrossen den ganzen Tag und sorgte sich dabei nicht nur um ihres eigenen kleinen Kreises Schicksal, sondern auch um das Wohl und Wehe ihrer sämtlichen anderen Verwandten. So kannte sie vom Leben kaum etwas anderes als dessen Mühe und Sorgen. Ihr Gatte behauptete freilich, sie verlange es gar nicht besser und sie sei immer auf der Suche nach neuen Unannehmlichkeiten, aber das war ein großer Irrtum. In Wirklichkeit verhielt sich die Sache so, daß Frau Kastner ein ungewöhnlich entwickeltes Pflichtgefühl besaß, das ihr nicht wie anderen gestattete, ängstlich abzuwägen, was sie einem Amt oder einer Person schuldig sei und was nicht, weshalb sie in der Erfüllung einer einmal erkannten Pflicht immer bis zur Aufopferung ging. Sie war aufopfernd als Hausfrau, als Gattin, als Mutter, als Schwester, als Tante — aufopfernd,

ohne je auf Dank zu rechnen und mit dem Gefühl, daß alles, was sie tat, sich ganz von selbst verstand.

Sie hatte zwei Brüder, Sigmund und Jakob Weintraub. Sigmund, der ältere, ein ordentlicher und trotz seines schläfrigen Wesens brauchbarer Mensch, der einen guten Posten in einem Geschäft bekleidete, würde der Schwester Hilfe kaum bedurft haben, wäre er mit einer halbwegs pflichtgetreuen Frau verheiratet gewesen. Aber Sigmunds Frau vernachlässigte vollständig ihre Wirtschaft und ihre vier noch im zarten Alter stehenden Kinder. Daher nahm sich Frau Kastner der Wirtschaft und der Kinder mit all der Hingebung an, der sie fähig war.

Der jüngere, unverheiratete Bruder Jakob war allein Manns genug, um zehn Schwestern in Atem zu halten. Er war ein nicht unbegabter, aber fauler Mensch, zudem so unverträglich, daß er immer mit mindestens drei Leuten zugleich in Händeln lebte, wodurch der um ihn besorgten Schwester zahllose Kosten und Verdrießlichkeiten erwuchsen. Frau Kastner war eigentlich immer auf dem Wege, entweder um für Jakob, den ewig Vakanten — er bekleidete einen Posten nie länger als vier Wochen — eine neue Stelle zu finden, oder um einen gegen ihn anhängigen Ehrenbeleidigungsprozeß auszugleichen, oder einen sonstigen Schaden, den er angerichtet hatte, wieder gut zu machen. Und inmitten all dieser Wirrnisse kam es ihr doch nicht einen Augenblick in den Sinn, sich ihnen zu entziehen. Des Bruders Angelegenheiten galten ihr stets als die eigenen.

Abgesehen von den beiden Brüdern, hingen an Frau Kastner noch viele Cousinen sowie die Töchter und

Nichten von Cousinen und andere Verwandte. Und da sie nicht energisch genug den von vielen (selbstverständlich ärmeren) Juden behaupteten Lehrsatz bestritt, daß alle Juden miteinander verwandt seien, so wurde ihre Stube oft nicht leer von Leuten, die unter dem Titel der Verwandtschaft ihren Rat und ihre Hilfe verlangten. Zumal am Sonntagnachmittag kamen wirkliche und vorgebliche Verwandte herbei und genossen festlichen Empfang und reichliche Bewirtung.

Auch heute stand Frau Kastner schon um vier Uhr in der Küche und füllte große Teller mit selbst bereitetem, sehr schmackhaftem Backwerk, während das Dienstmädchen Kaffee kochte. Inzwischen deckte Lotti den Tisch im Speisezimmer.

Auch der Hausherr war jetzt von seinem Schläfchen erwacht und ging in behaglicher Stimmung in der Wohnstube umher. Er freute sich schon auf seine Tarokpartie, die er nun seit Jahren allsonntäglich zwischen Jause und Nachtessen zu Hause spielte. Dies bißchen Kartenspiel, bei dem Gewinn oder Verlust selten wenige Kreuzer überstiegen, bildete seine Erholung für die ganze Woche. Aber er verlangte vom Leben nicht mehr, und schon die Aussicht auf die geliebte Zerstreuung versetzte ihn in so fröhliche Laune, daß er mit kräftiger Stimme zu singen anhub. Sein Gesangsrepertoire war freilich sehr beschränkt. Es bestand fast nur aus hebräischen Gebeten, die ihm noch aus frühester Jugendzeit in Erinnerung waren, als er dem Gottesdienst an des Vaters Seite beigewohnt hatte, denn seit dessen Tode ging er kaum mehr in die Synagoge. Besonders das am Ver-

söhnungstage gebetete „Wir haben gesündigt vor Deinem Angesicht!“ hatte sich ihm tief eingeprägt, der fanatischen Wut wegen, mit welcher einst der Vorbeter in der vorgeschriebenen Selbstanklage geschwelgt hatte. Je schrecklicher die Frevel waren, deren sich der Mann anzuklagen hatte, desto lauter schrie er. Sein tremolierender Klagegesang tönte Kastner noch deutlich im Ohr. Und wie er nun heilfroh sein Wohnzimmer, in dem schon der Kartentisch bereit stand, durchmaß, da sang auch er: „Wir haben gesündigt vor Deinem Angesicht!“ mit so leidenschaftlicher Zerknirschung wie einst jener Vorbeter und womöglich mit noch ärgerem Tremolo als er, so daß ein zufällig Eintretender hätte glauben müssen, er zerfließe in Reue und Selbstvorwürfen.

Der Erste, der zur Sonntagsjause erschien, war Herr Jakob Weintraub. Es war dies ein kleiner Mann mit einem schwarzen Wollkopf, einer mächtigen gekrümmten Nase und schwarzen blitzenden Augen. Er war mit schäbiger Eleganz gekleidet und trat mit großem Aplomb auf, beim Sprechen gestikulierte er heftig, oft fehlte ihm auch der bezeichnende Ausdruck, in welchem Falle er zu dem Zuhörer „Wie haßt man's?“ sagte. Seit er vor drei Monaten wegen ungebührlichen Betragens seinen Posten in einem Tuchgeschäfte verloren hatte, ging er müßig, erklärte auch, keine neue Stellung mehr anzunehmen, weil er, wie er sich ausdrückte, sich nicht länger in der gewissenlosesten Weise ausbeuten lassen wollte. „Wie komm' ich dazu?“ — dies war auch eine Lieblingsphrase von ihm — fragte er, so oft ihm eine dienstliche Tätig-

keit zugemutet wurde. Sein Plan war, sich nur mit der Vermittlung größerer Geschäfte zu befassen. Während der hiezu nötigen Vorbereitungszeit ließ er sich, wie schon so oft, von seiner Schwester erhalten.

Diese kam gleich, als sie von Jakobs Erscheinen hörte, herbeigeeilt und begrüßte ihn sehr herzlich. Weniger warm war der Willkomm des Schwagers und der Nichte. Kastner beurteilte Jakob wie er es verdiente. Trotzdem erhob er nie Einsprache, wenn die Schwester dem Müßiggänger reichliche Unterstützungen gewährte. Zum Teil, weil er sich bei Kenntnis ihres übertriebenen Familiengefühles hievon doch keinen Erfolg versprach, zum Teil aber auch, weil er selbst von derselben Schwäche, so weit es sich um seine eigenen Verwandten handelte, nicht frei war und auch eigentlich gar nicht frei sein wollte. Denn obgleich Kastner in der Theorie den übergroßen Familiensinn als unvernünftig betrachtete, in der Praxis war er stolz auf ihn, weil er ihn für eine jüdische Stammeseigenschaft hielt.

Dagegen war Lotti, der solche Betrachtungen fremd waren, einfach empört über die Trägheit und Schmarotzerei des Onkels, denen Vorschub zu leisten sie ihrer Mutter oft vorwarf.

„Nu, noch ka Kaffee am Tisch?" sagte ohne einleitende Begrüßungsworte Jakob, der gleich direkt ins Speisezimmer gegangen war und nun mißvergnügt den gedeckten Tisch musterte. „Es ist doch fünf vorüber."

„Gleich, gleich, Jakob", begütigte die Schwester, „die andern werden auch gleich kommen. Bist Du schon hungrig?"

„Halb tot bin ich", sagte Jakob und ließ sich schwer auf einen der Sessel fallen, die rings um den Speisetisch standen. „Habts Ihr eine Ahnung, was das heißt, den ganzen Tag auf die Füß' zu sein?"

Er hustete einigemal mit Beflissenheit und klopfte sich dann mit den Fingern die Brust ab. „Mir scheint, ich hab' mir an — wie haßt man's? — geholt."

„Einen Katarrh?" fragte die Schwester besorgt, „da mußt Du vorsichtig sein."

„Was soll ich machen?" sagte Jakob wehmütig, „i c h kann mich nicht schonen." Er blickte bei diesen Worten Lotti, die ihm gerade gegenüber stand, an, als ob er auch von ihr ein Wort der Teilnahme erwartete, aber das Mädchen zeigte eine höchst abweisende Miene.

„Willst Du eine Zigarre?" fragte der alte Kastner, „aber freilich, bei Deinem Katarrh . . ."

„Gib nur her", rief Jakob, „es kommt bei mir auf ans 'eraus." Er zündete die Zigarre an und paffte mächtig. „Miserables Kraut", bemerkte er dann. „Warum kaufst Du die Zigarren nix lieber in der — wie haßt man's?"

„Du meinst, in der Spezialitätenhandlung?"

„Natürlich, dort sind se viel besser. Aber ich muß mich stärken, ich kann nix e so lang warten."

Mit diesen Worten griff er auch schon mit der Hand, in der er die Zigarre hielt, in eine vor ihm auf dem Tische stehende Schüssel mit hoch aufgetürmter Bäckerei und zog eine verzuckerte Brezel, die seine Begierde besonders reizte, aus der Mitte hervor, wodurch natürlich die ganze Pyramide in sich zusammenfiel. Zum

Überfluß bestreute er auch mit der Asche seiner Zigarre die Bäckerei und das saubere Tischtuch.

„Aber Jakob . . .!" rief diesmal sogar die geduldige Schwester verweisend, indes Lotti die Augen abwendete, weil sie sonst zornig loszubrechen fürchtete.

„Nu, was is weiter?" bemerkte Jakob gleichmütig. „Es soll Dir in Dei' Leben ka größeres Unglück zustoßen!"

Jetzt öffnete sich die Tür und Herr Sigmund Weintraub samt Frau Gemahlin trat ein. Er groß und breitschultrig, mit bleichem, aufgedunsenem Gesicht, aus dem ein Paar wasserblaue Augen schläfrig hervorguckten, sie klein und dick und von affektierter Lebhaftigkeit. Sie war kostbar und auffallend, aber dabei ungemein salopp gekleidet, gänzlich unfrisiert und, wie sich bei einer eingehenderen Betrachtung kaum übersehen ließ, auch nur mangelhaft gewaschen. Obwohl keine junge Frau mehr — sie stand schon hoch in den Dreißigern — benahm sie sich noch wie ein junges Mädchen, ihrer Nichte Lotti zum Beispiel begegnete sie wie eine Gleichaltrige. Nach Art übermütiger Backfische fiel sie ihr unter vielem Gekicher und Geflüster um den Hals und tänzelte mit ihr in der Stube umher.

So Frau Franziska, oder vielmehr Fränzchen, wie sie sich kosend selbst nannte. Ihr Gatte dagegen war ihr leibhaftiges Widerspiel. Mit schweigendem Gruße hatte er sich auf einen Sessel gesetzt, wo er nun ohne sich zu rühren verharrte. Wer ihn nicht genauer betrachtete, hätte glauben müssen, er sei eingeschlafen. Das bißchen geistige Regsamkeit, das ihm eigen war, verbrauchte er

während der Woche vollständig bei seiner, übrigens mit Eifer und Gewissenhaftigkeit verrichteten Arbeit. In den Mußestunden am Sonntag dagegen, die er nicht auszufüllen wußte, versank er in einen beinahe apathischen Zustand.

Jakob bespöttelte stets Sigmund, über den er sich hoch erhaben fühlte, obgleich doch dieser sein Brot selbst verdiente, während er auf fremde Kosten lebte. Aber dieser Umstand trübte Jakobs Selbstgefühl nicht im geringsten. Die Leistung von tausend fleißigen Arbeitern wog nach seiner Behauptung nicht auf, was er an Einfällen und Ideen in seinem Kopfe herumtrug. Jakob war ungeheuer eingebildet auf seinen vermeintlich sehr großen Naturverstand und Mutterwitz oder, wie er des hebräischen Wortes sich bedienend sagte: auf seinen „Koich sechel". Es war Jakobs Fundamentalsatz, daß ein Mann mit „Koich sechel" alles, aber auch rein alles könne, wenn man ihm glaubte, so war der „Koich sechel" eine Art Zauberschlüssel, der alle Türen öffnete. „Wozu braucht einer zu studieren?" fragte Jakob öfters. „Hat er keinen ‚Koich sechel', so nützt ihm das Studieren nichts, und hat er ihn, so weiß er auch ohne Studium mehr als alle Gelehrten zusammen!"

Gestützt auf diesen unfehlbaren eigenen „Koich sechel", prüfte Jakob auch den „Koich sechel" der anderen, die in seine Nähe kamen, und fällte mit blitzartiger Schnelligkeit seine leider meistens vernichtenden Urteile. Er behauptete, daß er jeden schon nach drei von ihm gesprochenen Worten endgültig, das heißt für dessen ganze Lebensdauer, beurteilen könne. Und tatsächlich änderte

Jakob ein von ihm einmal ausgesprochenes Urteil nie ab, so durchdrungen war er von dessen Richtigkeit. Einmal fuhr er mit Kastner auf der Eisenbahn, und im selben Coupé mit ihnen war noch ein Fahrgast, der erst während der Reise wahrnahm, daß er in den „falschen Zug" gestiegen war. Ärgerlich stieg er, als der Zug auf einer Station anhielt, wieder aus. „Haßt a Chamer, haßt a schrecklicher Chamer!" schrie Jakob, kaum daß der Passagier fort war, „unglaublich, was es für schwachsinnige Leut' gibt!"

„Weißt Du, wer das war?" fragte Kastner, der den Herrn vom Sehen kannte. Und er nannte den Namen eines berühmten Gelehrten.

„Nu, Spaß!" erwiderte Jakob unbeirrt, „deshalb is er doch a gräßlicher Chamer!"

Und bei diesem Ausspruch hatte es für ihn auch sein Bewenden. Selbst die alles mildernde Zeit konnte Jakobs Verachtung des unglücklichen Gelehrten nicht verringern. Noch nach Jahren, wenn er ihn auf der Straße traf, murmelte er vor sich hin: „Haßt a Chamer!"

Zur Kennzeichnung seines Bruders Sigmund gebrauchte Jakob seltener das Wort „Chamer". Sein Repertoire scharf-kritischer Benennungen war glücklicherweise ein sehr reichhaltiges.

Wenn er Sigmund charakterisieren wollte, sagte er gewöhnlich: „A Stuck Flasch mit zwa Augen."

Abfälliger noch als den Bruder beurteilte Jakob die Schwägerin. Ja, Fränzchen haßte er geradezu, vor allem deshalb, weil er ihrer schlechten Wirtschaft im Hause die Schuld gab, daß Sigmund sich oft auf dem Trockenen

befand, wodurch Jakobs Anpumpungen bei ihm sich fruchtlos erwiesen. Hätte Fränzchen Jakobs eigenes Geld verschwendet, seine Entrüstung über sie hätte auch nicht größer sein können. Wenn er in einem der nicht seltenen Augenblicke, wo es ihm an Geld fehlte, Fränzchen zufällig in einem neuen Kleide sah, kannte seine Wut keine Grenzen. Er lief dann spornstreichs zu seiner Schwester Kastner, wie er immer tat, wenn er seinem Herzen Luft machen wollte.

„Is es nicht himmelschreiend?" zürnte er, „a Mensch wie ich muß mit'n Kreuzer rechnen und so ä Person gibt für de Fetzen, die sie sich auf'n Leib hängt, Tausende aus. Weil sie gar a so schön is!" höhnte er dann, „oder von so nobler Geburt! Ihr Vater hat mit Zündhölzeln hausiert und ihre Mutter hat eigenhändig die Fußbeden gerieben."

Lange konnte Jakob so forttoben, jeder Versuch, ihn zu beschwichtigen, war vergeblich. Manchmal schlug er auch einen anderen Ton an. Es kam vor, daß er das Ehepaar Kastner mit sehr ernster und bekümmerter Miene aufforderte, mit ihm einen Familienrat zu pflegen. „Die Wirtschaft bei Sigmund kann e so nix länger fortgehen", leitete er dann die Verhandlung ein, „das liederliche Weib richt' ihn noch zugrund'. Wenn er leider Gottes so a Stuck Flasch mit zwa Augen is, daß er sich nix zu helfen weiß, so müssen wir, die Verwandten, für ihn eintreten. Ich als Bruder", fuhr Jakob würdevoll fort, „bin vor mein Gewissen für ihn verantwortlich."

Und er schloß seine Rede, indem er die Notwendigkeit betonte, daß Sigmunds Ehe so rasch als möglich aufgelöst werden müsse.

Fränzchen kannte Jakobs Gefühle für sie und erwiderte sie herzlichst. Es bestand zwischen ihnen ein recht harmonisches, auf gegenseitige Verachtung gegründetes Verhältnis. Das eine blickte auf das andere herab, keines hielt das andere für ebenbürtig. War es in Jakobs Augen die einstige Hausiertätigkeit des Vaters, welche der Tochter den Stempel der Minderwertigkeit aufprägte, so leitete Fränzchen ihre Superiorität über Jakob davon ab, daß sie in Wien geboren war, er aber nur in Trebitsch, einer kleinen Stadt in Mähren. Fränzchens Verachtung jüdischer Provinzgeborener war grenzenlos. Sie schätzte sie kaum noch als Menschen. Leider war in diese Verdammung auch ihr Gatte Sigmund mit eingeschlossen, der nicht minder als Jakob sich des Verbrechens schuldig gemacht hatte, in Trebitsch das Licht der Welt zu erblicken. Im Stillen nannte Fränzchen Jakob immer nur den „Trebitscher Juden", und wenn sie auf ihren Mann böse war, gab sie ihm denselben Ehrentitel. Aber auch die Brüder schämten sich seltsamerweise ihrer Geburtsstätte, besonders Jakob nahm schon die leiseste Anspielung auf Trebitsch ungemein übel. Fränzchen, die seine Schwäche wohl kannte, beutete sie weidlich aus. Wenn hohe jüdische Feiertage in Sicht waren, fragte sie ihn mit geheuchelter Unbefangenheit, ob er jetzt nicht bald verreisen werde.

„Wohin soll ich reisen?" antwortete mürrisch Jakob, der schon eine versteckte Böswilligkeit witterte.

„Nun, ich dachte, Du gingest vielleicht über die Feiertage in Deine Heimat", meinte Fränzchen.

„In was for a Heimat?" ereiferte sich Jakob, „ich bin hier zu Haus."

„So", antwortete Fränzchen unschuldig, „ich dachte, Du seist aus Trebitsch?"

Jetzt wurde Jakob rabiat. „Trebitsch! Was geht mich Trebitsch an! Noch nicht sechzehn Jahr war ich alt, wie ich von dort weg bin und jetzt leb' ich seit dreißig Jahr in Wien. Ich bin a Wiener."

Aber Fränzchen schüttelte den Kopf mit einer süffisanten Miene, die deutlich aussprach, daß ein in Trebitsch Geborener zeitlebens Trebitscher bleibe und wenn er auch seit hundert Jahren in Wien lebe.

Den Schwager Jakob und ihren Gatten behandelte Fränzchen stark von oben herab, aber Kastner und besonders seiner Frau bezeugte sie die größte Rücksicht. Hiezu hatte sie freilich Ursache genug. Wäre doch ohne Frau Kastner in ihrem Hause alles drunter und drüber gegangen. Fränzchen hielt weder betreffs ihrer eigenen Person auf Ordnung und Sauberkeit, noch in ihrem Hauswesen oder bei ihren Kindern. Dabei war sie sogar stolz auf ihre „Schlamperei", die sie als Merkzeichen einer höheren Natur betrachtete. Trotzdem bangte ihr immer ein wenig, wenn sie zu ihrer Schwägerin ging, von der sie wohl wußte, daß sie über diesen Punkt wesentlich anders dachte. Und heute hatte Fränzchen ein besonders schlechtes Gewissen, denn gestern war sie fast den ganzen Tag — es war noch dazu ein Waschtag! — vom Hause fortgewesen, und wäre Frau Kastner nicht wie stets als Retterin in der Not erschienen, so hätte sich die grausigste Phantasie nicht auszumalen vermocht, was aus Haus und Wäsche und Kindern geworden wäre. Wenn sich aber Fränzchen gedrückt oder verlegen fühlte,

so suchte sie ihr Heil in einer noch ärgeren Affektation als sie ihr auch sonst schon eigen war.

„Sei mir nicht böse, Liebe, Gute", flötete sie — sie sprach immer, wenn sie bestrickend sein wollte, mit der Stimme und dem Tonfall einer naiven Liebhaberin auf dem Theater — „sei mir nicht böse, daß ich Dir soviel Mühe verursachte, aber ich konnte es gestern zu Hause wirklich nicht aushalten, es war mir nicht möglich."

„Aber es war doch gestern Waschtag bei Dir, Franziska", sagte Frau Kastner ernst.

„Eben deshalb", lispelte Fränzchen mit der Miene eines unartigen aber holden Kindes, „weißt Du, der Seifengeruch, der Anblick der nassen Wäsche — das alles machte mich krank. Ich bin ja eine so sensitive Natur. Es tut mir nur so leid, Täubchen, daß Du . . ."

„Täubchen?" fragte Lotti, die dabei stand, und machte ein verwundertes Gesicht.

„Ach ja", lachte Fränzchen geziert, „Du weißt, es ist ein in Rußland gebräuchlicher Kosename. Er kam mir auf die Lippen, weil ich mich jetzt beinahe nur mit russischen Dichtern beschäftige. O Puschkin!" Und sie blickte, indem sie diesen Namen nannte, verzückt zum Plafond empor.

„Wo warst Du eigentlich gestern den ganzen Tag?" erkundigte sich Lotti.

„Zuerst auf der Universität, wo ich eine Vorlesung über russische Literatur hörte. Dann fuhr ich mit Paul Iwanowitsch nach Schönbrunn."

„Wer ist, wenn ich fragen darf, Paul Iwanowitsch?" fragte Lotti.

Fränzchen gab sich, um interessant zu erscheinen, alle Mühe, holde Verwirrung zu heucheln. Verschämt senkte sie die Blicke und flüsterte: „Er ist ein russischer Student, wir sind sehr befreundet. O, ein lieber, edler Mensch, voll Empfindung für das Schöne, er dichtet auch selbst ein wenig . . . Ich verbrachte gestern mit ihm einen herrlichen Tag! Wir gingen in den Alleen des Parks auf und ab und er las mir Puschkin im Original vor."

„Aber Du verstehst doch kein Wort russisch!" rief Lotti.

„Das tut gar nichts, ich fühlte doch das Schöne heraus . . . Schöne Seelen verstehen einander so leicht und ich bin auch eine schöne Seele."

„Haßt ä Schmock von ä Weib", bemerkte Jakob scheinbar nur zu sich selbst, aber doch so laut, daß es jeder hören konnte. Auch Fränzchen hatte es gehört, wie schon der freundliche Blick bewies, den sie dem Sprecher schenkte.

Man setzte sich zu Tisch, denn das Dienstmädchen hatte den Kaffee gebracht. Sichtlich befriedigt sagte Jakob: „Gott sei Dank, daß man endlich auch etwas anderes zu verkosten bekommt als Geredwachs." Und er streckte beide Arme aus, um sich als erster der Kaffee- und Milchkanne zu bemächtigen.

„Jakob bedient sich zuerst", bemerkte Fränzchen spitzig. Und etwas gedämpfter, aber immer noch vernehmlich fügte sie hinzu: „Echt Trebitsch."

II.

Das wäre ihr aber nicht so ungestraft hingegangen, wenn nicht glücklicherweise das Erscheinen eines neuen Besuches Jakob das Wort abgeschnitten hätte. Der Eintretende war ein junger, mit besonderer Eleganz gekleideter Mann. Magnetisch wurde das Auge des Beobachters von seinen hellgelben Gamaschen angezogen und wenn es höher schweifte, von seinem übermäßig gestärkten turmhohen Hemdkragen, der mit herrischer Gewalt dem Kopf seines Trägers jene Haltung und Richtung aufzwang, die ihm gutdünkte. Man hatte entschieden den Eindruck, daß hier der Mensch des Kragens wegen da war, aber nicht umgekehrt.

Er war ein entfernter Verwandter des Hausherrn und führte den in seinem Kreise kaum mehr Aufsehen erregenden Namen Löwy. Vor einigen Jahren hatte er ein paar Monate in Liverpool verbracht und seither nannte er sich James Löwy. Aber auch die andern nannten ihn so, weil „James" unter seinen wie Wüstensand zahlreichen Namensvettern ein willkommenes Erkennungszeichen für ihn bildete.

James war früher Reisender in einem Exportgeschäft gewesen, jetzt war er in einem anderen Hause Pro=

kurist und hoffte noch höher zu steigen. Er trug sich seit längerer Zeit mit Heiratsplänen, wartete aber zu ihrer Verwirklichung den richtigen Zeitpunkt ab. Bis jetzt hatte er sein Zögern auch noch nicht zu bereuen. Denn während er damals, als er noch Reisender war, von Leuten, die sich darauf verstanden, als „höchstens seine vierzigtausend wert" geschätzt worden war, taxierten ihn dieselben Sachverständigen, seit er Prokurist geworden, schon auf das Doppelte. Er aber war auch damit nicht zufrieden, sondern hielt sich selbst mit hundertfünfzigtausend nicht für überzahlt. Da er aber wohl wußte, daß eine Mitgift von solcher Höhe nur selbständigen Kaufleuten zugestanden wird, so war sein eifriges Streben darauf gerichtet, der Associé seines Chefs zu werden. Der Erfüllung dieses Wunsches stand eigentlich nur das etwas mißtrauische Wesen dieses Chefs entgegen, der erst Löwys Mitgift in Händen haben wollte, bevor er ihn auf dem curulischen Stuhle Platz nehmen ließe. Anderseits konnte Löwy den beanspruchten größeren Betrag erst erhalten, wenn er schon oben säße. In diesem fehlerhaften Zirkel bewegte sich bisher die Angelegenheit, aber Löwy hoffte sie doch zu gutem Ende zu führen.

Er schmeichelte sich übrigens, daß auch seine persönlichen Eigenschaften bei Bestimmung der Mitgift nicht ohne Einfluß sein würden. Vor allem war es der „Engländer" in ihm, von dessen faszinierender Wirkung auf seine künftige Frau er sich das Höchste versprach. Er nahm sich vor, dieser Zukünftigen gleich beim ersten vertraulichen Beisammensein die Lebensweise eines englischen Ehepaares als vorbildliches Muster für ihr eige-

nes Zusammenleben zu schildern. An seiner Seite lebend, sollte sie glauben, daß sie in Liverpool lebe.

Das Wesen des Engländers bestand für Löwy in dessen Toilette und in einigen Lebensgewohnheiten. Über diese Dinge wußte er genauest Bescheid. Er konnte an den Fingern herzählen, wie ein Gentleman, der in Gesellschaft ging, gekleidet sein mußte, sei es nun, daß es sich um einen Lunch handelte, ein diner, einen five o'clock tea oder eine garden party. Da er nach seiner Rückkehr von Liverpool seine vollständige Umwandlung in einen englischen Gentleman zum Leitstern seines Lebens gemacht hatte, so hatte er sich nach Londoner Modejournalen eine Unmasse von Kleidungsstücken anfertigen lassen, die ihn hinlänglich instand setzten, sich bei jeder Art von Festlichkeit streng nach Vorschrift zu tragen. Aber wann hatte er Gelegenheit, von seinen Kenntnissen und Kleidern Gebrauch zu machen? Wann wurde er je zu einem five o'clock tea eingeladen, wann zu einer garden party? Seine teueren Kleider veralteten oder wurden von den Motten gefressen, ohne ihre hohe Bestimmung erfüllt zu haben. Manchmal, wenn er trübsinnig zu Hause saß, kleidete er sich nacheinander für verschiedene Gelegenheiten an und betrachtete sich dann wehmütig im Spiegel.

Auf Wien war Löwy seit seiner Rückkehr von England sehr schlecht zu sprechen. Er tadelte bitter den Mangel an Förmlichkeit, das ihm viel zu aufgeknöpfte Wesen seiner Bewohner, welches mit dem von ihm bewunderten steifen, zurückhaltenden Betragen der Engländer so stark kontrastierte. Bei solchen Gesinnungen

mußte ihm natürlich ein Mann wie Jakob, der sich allerdings in seinen Manieren von einem englischen Lord sehr wesentlich unterschied, besonders mißfallen. Er runzelte denn auch unmutig die Stirne, als er ihn bei seinem Eintritt erblickte, begrüßte ihn aber doch sowie die andern Anwesenden in der ihm eigentümlichen zeremoniellen Weise.

„Ein Täßchen Kaffee gefällig, Herr von Löwy?" fragte die Hausfrau freundlich.

Löwy dankte. „Ich pflege um diese Zeit nie Kaffee zu nehmen, gnädige Frau", erklärte er ein wenig feierlich.

„Nu natürlich, er trinkt nur Tee", mischte sich Jakob in spöttischem Tone ein. „Dafür is er doch der Schames Löwy."

Bei dieser Verhunzung seines Namens, die noch dazu einen beleidigenden Nebensinn hatte, weil „Schames" im Hebräischen soviel wie Synagogendiener bedeutet, wurde Löwy vor Ärger blaß, aber er erwiderte nichts. Es gehörte zu seinen vornehmsten Grundsätzen, daß sich ein Gentleman nur wieder mit einem Gentleman in einen Streit einlassen dürfe.

Frau Kastner hatte inzwischen Tee und Schinken bringen lassen, denen nun Löwy auf englische Weise zusprach. Die überlegene Kunst, mit der er Messer und Gabel handhabte, ohne die an den Leib gepreßten Oberarme im mindesten zu bewegen, war bewunderungswürdig. Er hätte eine Vorstellung als Eßkünstler geben können.

Ihm gegenüber saß Jakob, der bei jedem Bissen mit

den Lippen schmatzte. Zudem hatte er die in England gewiß ganz unbekannte Liebhaberei, sich an den Genüssen des Essens und Trinkens gleichzeitig erfreuen zu wollen, zu welchem Behufe er sich in den mit Kuchen vollgefüllten Mund auch Kaffee schüttete. Es scheint zwar, als ob eine solche Handlung im Widerspruch mit den physikalischen Gesetzen stünde, aber Jakob glückte sie trotzdem. Ja, die Technik, die er sich bei Bewältigung solcher Schwierigkeiten angeeignet hatte, war so groß, daß er, während er schluckte und würgte, auch noch sprechen konnte.

Löwy sah ihm eine Weile zu, ohne mit einer Wimper zu zucken. Als aber Jakob, nachdem sein Teller geleert war, mit großer Emsigkeit die auf dem Tischtuch verstreuten Kuchenkrumen mit seinem Zeigefinger auftupfte und diesen dann zum Munde führte — da, da wurde selbst sein in allen Stürmen bewährter britischer Gleichmut zunichte und er sprang vom Sessel auf.

Und wieder kamen neue Gäste: Frau Margulies, die Schwägerin einer Cousine der Frau Kastner und ihre Tochter Kleopatra. Frau Margulies, eine Frau in der Mitte der vierzig, war Witwe. Sie lebte in zwar bescheidenen, aber vollkommen gesicherten Verhältnissen. Auch ihre Tochter besaß ein von ihrem Vater ererbtes, kleines Vermögen.

Kleopatra hatte das fünfundzwanzigste Lebensjahr schon überschritten, war aber bisher trotz vielfacher eigener und fremder Bemühungen noch nicht an den Mann gebracht worden. Auf den ersten Blick mußte das wundernehmen, denn wenn Kleo-

patra auch nicht eigentlich hübsch war, so hätte sie immerhin Reize genug gehabt, um manchen Mann zu fesseln. War sie doch nicht übel gebaut und ihr von einer Flut schwarzer Locken umrahmtes Gesicht ließ sie, wenn sie lächelte, sogar anziehend erscheinen. Aber das Unglück wollte eben, daß sie fast nie lächelte, ihr Gesichtsausdruck wechselte zwischen bewölkt, trübe, ganz trübe und gelinder Verzweiflung. An diesen verschiedenen Nuancen fanden nun freilich die Männer wenig Gefallen und die Erkenntnis ihres Mißerfolges wirkte auf das Mädchen begreiflicherweise wieder sehr nachteilig. Schließlich zog sie nur noch wie eine gewitterschwangere Wolke einher, stets bereit, sich in Tränen aufzulösen.

Die Hauptschuld an dieser trübseligen Verfassung der jungen Dame trug ihre eigene Mutter. Frau Margulies war, wie es im Volksmunde heißt, eine „Raunzen", sie füllte die Ohren aller Menschen, die sich ihr nicht hartnäckig verschlossen, mit Klagen und Jammern und fand darin ihre einzige Befriedigung. Eine Art umgekehrter Polykrates rühmte sich Frau Margulies stets ihres vermeintlichen Mißgeschickes, auf das sie, je höher es in ihrer Phantasie anwuchs, immer eitler wurde. Nichts konnte sie daher mehr erbittern, als wenn ihr jemand nicht einräumen wollte, daß sie und ihre Tochter recht eigentlich zum Unglück geboren seien. Einen solchen Menschen konnte sie hassen.

An der Seite dieser Mutter führte die arme Kleopatra ein wenig beneidenswertes Dasein. Seufzer, Klagen und Vorwürfe umtönten sie beständig. Von den

Vorwürfen zeichneten sich manche durch ihre besondere Seltsamkeit aus. Der seltsamste war wohl jener, der sich auf das Geschlecht bezog, dem sie unschuldigerweise angehörte. Jammerte doch Frau Margulies schon bei der Geburt ihres Kindes darüber, daß es ein Mädchen und kein Knabe war. „Alles kommt mir zu!" war der erste Ausdruck ihres Muttergefühles, als ihr die Hebamme das Neugeborene mit strahlender Miene zeigte, „warum muß gerade ich eine Mad bekommen?" Je mehr nun diese arme „Mad" heranwuchs, desto trostloser gebärdete sich Frau Margulies. Immer bitterer wurden die Vorwürfe, die sie ihr wegen ihrer Weiblichkeit machte, sowie sie immer beredter die mit derselben verknüpften Nachteile hervorhob. Im Laufe der Zeit stellte dann wohl Frau Margulies allmählich ihre lauten Klagen ein, aber dafür nahm sie die nicht minder peinliche Gewohnheit an, ihre Tochter nie ohne Geseufz anzusehen. Und am Schlusse solcher Besichtigungen sagte sie gewöhnlich: „Ei weh", in diesen Ausruf wenig schmeichelhaft ihre Eindrücke zusammenfassend.

Schlimm für Kleopatra war auch, daß jede neue Inspektion ihres Äußeren in ihrer Mutter neue spezielle Besorgnisse erweckte. „Mir scheint gar, Du kriegst jetzt auch noch Sommersprossen", wehklagte sie das einemal, und bei einer anderen Gelegenheit: „Dein Rücken ist schon ganz rund, Du kriegst sicher einen Buckel." Und dann folgte regelmäßig: „Alles kommt mir zu!"

Aber die unangenehmste Zeit für Kleopatra begann doch erst, nachdem sie das zwanzigste Jahr erreicht hatte. Der besseren Übersicht wegen erscheint es zweckmäßig,

von da an in ihrem Leben zwei Perioden zu unterscheiden, von denen die erste bis zu ihrem vollendeten dreiundzwanzigsten Jahre dauerte. In dieser ersten Periode beschränkte sich Frau Margulies darauf, ihrer Tochter mehreremal täglich vor Augen zu führen, daß sie aller menschlichen Voraussicht nach sitzen bleiben werde, wogegen sie ihr in der zweiten Periode, die sehr stimmungsvoll mit Kleopatras dreiundzwanzigstem Geburtstag anhub, es bereits als vollzogene Tatsache verkündete, daß sie sitzen geblieben sei. Weiter gab es bedauerlicherweise für Frau Margulies keine Steigerung mehr und sie mußte notgedrungen bereits Gesagtes wiederholen.

Frau Kastner hatte Mutter und Tochter bei ihrem Erscheinen mit besonderer Freundlichkeit begrüßt. Immer überhäufte sie die beiden Trübseligen mit Aufmerksamkeiten, um womöglich ihre Laune zu verbessern. Die Tochter war ihr auch dankbar dafür, bei Frau Margulies hingegen kam sie schlecht an. Diese Frau erblickte merkwürdigerweise in jedem Versuch, sie aufzuheitern, eine Herzlosigkeit, weil er nach ihrer Meinung bewies, daß man ihre Leiden nicht gebührend ernst nähme. Sie unterbrach daher die ihr gespendeten Liebenswürdigkeiten, indem sie mit großer Bitterkeit ausrief: „Ich geh' gleich wieder . . . mir is wahrhaftig heut' nicht danach, in Gesellschaft zu sein.“

„Warum? Ist denn etwas passiert?“ fragte die gutmütige Frau Kastner teilnahmsvoll.

Frau Margulies zuckte mit einer Art von Geringschätzung über die Naivetät einer solchen Frage die Achseln. „Mir passiert immer etwas“, erklärte sie kurz.

„Aber was ist es denn? Lassen Sie doch hören", bestürmte sie die Hausfrau.

Die vom Unglück Verfolgte blickte eine Weile stumm vor sich hin, dann begann sie sententiös: „Manche Menschen sollten nichts unternehmen, nicht das Allergeringste, ein Schlemihl soll sich nicht rühren, soll bleiben wo er ist, sonst passiert ein Malheur, das hab' ich gerad' erst zu i h r gesagt." Und sie wies bei diesen Worten mit dem Kopf auf ihre Tochter, die wie eine überführte Verbrecherin neben ihr stand.

„Sagen Sie doch endlich, was geschehen ist?" riefen nun mehrere Stimmen durcheinander.

Aber Frau Margulies ließ sich zu keiner schnelleren Berichterstattung bewegen. Sie fand im Gegenteil eine besondere Befriedigung darin, die allgemeine Spannung zu erhöhen. „Wenn ein Mensch ein Schlemihl ist", hub sie wieder an, „so darf er gar nichts unternehmen... Es ist ja traurig, daß es so ist, aber was laßt sich machen? . . . Sitzen wir jetzt eben ruhig zu Haus, sagt sie, die Schlemihlte", hier wies sie wieder mit dem Kopf auf Kleopatra, „ sie will herüber gehen. Sag' ich: Fang Dir lieber nix an, bleib wo Du bist, es wird kein gutes End' nehmen. Aber sie kapriziert sich und ich, um Ruh' zu haben, geb' endlich nach . . . Also zieht sie sich um und natürlich . . ."

„Nun? Was denn?" rief Frau Kastner beinahe zitternd.

„Nu, ihre teure goldene Uhr laßt sie fallen . . . das ganze Werk is hin . . . das hab' ich jetzt davon . . . die Reparatur kost' wenigstens zehn Gulden, das ist ein teurer Besuch, den ich Ihnen da mach' . . ."

Frau Kastner erwiderte nichts auf diese letzten, besonders taktvollen Worte, mit denen sie für den erlittenen Schaden gewissermaßen haftbar gemacht wurde, dafür aber rief Jakob: „Nu? Sind wir vielleicht Schuld? Und überhaupt! Was für a Gelarm wegen aner lumpigen Uhr . . .“

„Ja, Sie können leicht reden“, ereiferte sich Frau Margulies, „aus Ihrem Sack geht's nicht. Alles kommt m i r zu.“

„Ja, alles kommt Ihnen zu, aber Sie kommen den andern zu“, bemerkte Jakob sarkastisch.

Es wäre bald ein Streit entstanden, wenn sich Frau Kastner nicht begütigend ins Mittel gelegt hätte. Glücklicherweise lockte auch der Kaffee auf dem Tische, und so ließ sich die Gekränkte nach sehr schwachem Widerstand in einen Sessel nötigen und mit Eß- und Trinkbarem reichlich versorgen. Die ganz in Tränen aufgelöste Kleopatra nahm Lotti in ihre Obhut.

Inzwischen hatte der Hausherr schon wiederholt unruhig auf die Uhr gesehen. Ihn verlangte längst nach seiner Kartenpartie, aber noch fehlte einer der Partner, auf die er für heute gerechnet hatte. „Ich begreif' nicht, wo Richelieu bleibt“, machte er endlich seinem gepreßten Herzen Luft, „er hat mir doch bestimmt versprochen zu kommen.“

„Oi weh“, lachte Jakob, „wenn's Richelieu bestimmt versprochen hat, dann kommt er bestimmt nix.“

„Nu, nu“, meinte Kastner, „so arg ist's doch nicht.“

„Da muß ich Euch a neues Stückl von ihm erzählen“, sagte Jakob sehr aufgeräumt. „Aber sag' amal“, unter-

brach er sich, zu seiner Schwester gewendet, „er war doch neulich wieder amal auf der Jagd. Hast Du kane — wie haßt man's — von ihm bekommen?"

„Meinst Du Schnepfen?" fragte die Schwester. „Ja, er war so gut, uns einige zu schicken."

„Die Schnepfen kenn' ich", schrie Jakob rot vor Vergnügen. „Zufällig war ich grad' in der Näh' vom Wildbrethändler, wie Richelieuleben von ihm 'erausgekommen is, und weil ich neugierig war, bin ich gleich nach ihm 'erein und hab' gefragt, was er da gemacht hat. Richtig hat er zwanzig Stück Schnepfen zusammengekaft gehabt. Auf der Pudel ist noch sei' Geld gelegen."

„Gott ja", sagte Kastner, „er will einen großen Jäger vorstellen — ein unschuldiges Vergnügen."

„Das is aber noch gar nix", fuhr Jakob mit mühsam unterdrücktem Lachen fort. „Jetzt kommt erst das Beste! Dem Wildbrethändler hat er sein — Stammbaum erklärt. Du weißt doch, daß er sich an hat malen lassen?"

„Was für einen Stammbaum?"

„Nu, den Stammbaum von die Richelieus! Da drauf is nachgewiesen, daß er, Karpeles, aus der Familie vom großen Richelieu is. Ich hab' geglaubt, mich trefft der Schlag vor Lachen!"

Und Jakob lachte noch bei der Erinnerung so heftig, daß solche Besorgnisse nicht ganz ungerechtfertigt erschienen. Auch die anderen lachten.

„Er ist der größte Skorimredner, der mir je vorgekommen is", erklärte Jakob, nachdem es ihm endlich wieder gelungen war, Atem zu schöpfen.

„Was heißt das, Skorim?" fragte Fränzchen, die sich

gern den Anschein gab, hebräische Worte nicht zu verstehen.

„Tu nix ä so", erwiderte Jakob, der sie durchschaute, verächtlich, „Du verstehst es ganz gut."

„Woher soll ich's verstehen?" replizierte Fränzchen bissig. „In Wien spricht niemand so. So reden nur die Juden in den kleinen mährischen Landgemeinden."

„Skorim heißt Lügen", übersetzte Kastner, und Fränzchen dankte sehr artig für die Belehrung, indes Jakob ihr spöttisch zurief: „Aufgewachsen bei Hochdaitsch."

An der Wohnungstür wurde jetzt sehr stark geläutet und bald darauf erhob sich im Vorzimmer ein riesiger Lärm. Man hörte das heftige Gebell mehrerer Hunde, vermischt mit einem dröhnenden Gelächter. „Das ist er!" sagte Kastner erfreut und erhob sich, um dem Gast entgegen zu gehen, aber schon waren durch die geöffnete Tür drei riesige Hunde hereingesprungen und hinter ihnen zeigte sich ein großer, breitschultriger Mann mit lang herabwallendem rotem Vollbart. „Schönen guten Abend!" rief der neue Ankömmling mit gewaltiger Stimme, „ich hab' mich ein wenig verspätet, aber wenn Ihr hören werdet warum, so werdet Ihr lachen." Und damit diese Voraussage überzeugender wirke, ließ er auch sogleich selbst sein dröhnendes Gelächter wieder ertönen, das, aus unmittelbarer Nähe gehört, alle Trommelfelle erzittern machte.

„Sie ham unberufen a Gelächter für die große Oper, aber nix für so a klans Zimmer", bemerkte Jakob.

„Aber ist denn Ihre Familie nicht mit Ihnen ge-

kommen?" fragte Frau Kastner den noch immer Lachenden.

„Doch", antwortete dieser mit seiner Stentorstimme und er ging seine Frau und Töchter holen, die sich noch im Vorzimmer ihrer Überkleider entledigten.

Die drei Hunde, bisher ziemlich gesittet, benützten jetzt die momentane Abwesenheit ihres Herrn zu einigen wilden Sprüngen. Plötzlich hörte man ein zweifaches verzweifeltes Aufkreischen. Einer der Hunde war — wie sich übrigens später herausstellte, in durchaus freundlicher Absicht — auf Kleopatra losgesprungen und hatte seine beiden Vorderpfoten auf ihren Schoß gelegt. Mutter und Tochter schrien wild durcheinander. Glücklicherweise ließ der Hund, der sich hier nicht verstanden fühlte, von Kleopatra gleich wieder ab, und so ging das ganze Ereignis in einem Augenblick vorüber, wenn auch nicht, ohne eine Spur zurückzulassen, die in Gestalt von großen Kotflecken auf Kleopatras hellem Kleide deutlich sichtbar blieb. Diese Kotflecken waren es denn auch, über die Frau Margulies, als sie nach der glücklichen Errettung ihrer Tochter wieder artikulierte Laute gebrauchen konnte, hauptsächlich wehklagte. „Das ganze Kleid ist hin", jammerte sie, allen Einwendungen der andern zum Trotz, „die Flecken gehen aus dem Stoff nicht heraus. Ausgerechnet auf sie, die heut zum erstenmal ein helles Kleid anhat, muß der Hund heraufspringen. Alles kommt *mir* zu!" Und dabei blickte sie feindselig und vorwurfsvoll auf jeden einzelnen in der Gesellschaft, den der Hund verschont hatte, besonders aber auf James Löwy, weil ihr dessen blitzblanker schwarzer

Salonrock den Kontrast zu Kleopatras beschmutztem Kleide besonders deutlich machte.

Die Klagen der Frau Margulies waren noch nicht verstummt, als der lachlustige Hundebesitzer mit seiner Frau und zwei erwachsenen Töchtern wieder eintrat. Als er von dem angerichteten Unheil hörte, entschuldigte er sich sehr artig bei Kleopatra, indem er hinzufügte, sie teile das Schicksal der Prinzessin Sidonie Hertenstein, gegen die sich neulich auf der Jagd sein Hund ebenso unmanierlich betragen habe. „Aber die Prinzessin hat darüber nur gelacht, in unseren Kreisen ist man solche kleine Unfälle schon gewöhnt", bemerkte er mit homerischem Gelächter und blickte mit freudiger Genugtuung um sich, während seine Frau wie immer, wenn ihr Mann das Wort führte, verlegen lächelte.

Die Familie stammte aus Prag, von wo sie erst vor wenigen Jahren nach Wien übersiedelt war. In Prag war Herr Karpeles durch einen anfänglich recht kleinen, aber dank günstiger Konjunkturen immer mehr ausgedehnten Holzhandel zum reichen Manne geworden. Er verkaufte nun sein Geschäft, nahm den Namen Richelieu an und übersiedelte nach Wien. Hier war sein ganzes Streben darauf gerichtet, sich als Lebenskünstler und Genußmensch in aristokratischem Stile einen Namen zu machen. Er nahm an Jagden teil, spielte hoch in den Klubs und hatte eine erklärte Maitresse. Der Hauptcharakterzug seines Wesens war grenzenlose und dabei kindlich naive Eitelkeit. Um jeden Preis wollte er als „echter Aristokrat" bewundert werden. Seine Passionen und Ausschweifungen machten ihm viel weniger ihres

Inhalts wegen Vergnügen, als weil sie von anderen bemerkt und besprochen wurden. Denn im Grunde seiner Seele war er eine kleinbürgerliche Natur, die sich unter Leuten wie Kastner und Weintraub am wohlsten fühlte. Vor ihnen zu glänzen, war sein sehnlichster Wunsch, und um ihn besser zu erfüllen, log und renommierte er so viel, als diese Zuhörer seiner Meinung nach vertrugen, wobei es ihm freilich gewöhnlich passierte, daß er ihre Aufnahmsfähigkeit überschätzte und daher öfters ausgelacht als bewundert wurde. Aber auch ein solcher Mißerfolg focht ihn nicht an. Richelieu wurde überhaupt nie ärgerlich oder böse, dazu war er viel zu lebensfroh und viel zu sehr mit sich zufrieden. Sein ganzes Wesen war wie mit einer Art glückseliger Narrheit imprägniert. Er konnte aufjauchzen und im Übermaße des Wohlgefühles selig die Arme ausstrecken, wenn es ihm einfiel, daß er Richelieu hieß und gestern mit dem Grafen Neuburg Karten gespielt hatte.

Eine seiner komischen Eigentümlichkeiten war auch die, daß er den Anschein ungewöhnlicher Gaben, so zum Beispiel eines untrüglichen Ahnungsvermögens, erwecken wollte. Alles, was geschah, und wenn es das Seltsamste und Merkwürdigste gewesen wäre, wollte er immer längst geahnt oder vorhergesehen haben. Zur Bekräftigung seiner Behauptungen berief er sich regelmäßig auf seine Frau, die dann wohl oder übel für ihn Zeugenschaft ablegen mußte. Als zum Beispiel die Nachricht von der Zerstörung Messinas durch ein Erdbeben bekannt geworden war, hatte er jedem, dem er begegnet war, zugerufen: „Ich hab's geahnt, ich hab's geahnt. Fragen Sie

nur meine Frau! Seit Wochen sagte ich zu ihr: ich ahne etwas Schreckliches, eine große Katastrophe . . . vielleicht ist es ein Erdbeben."

Und so hatte er, sich immer mehr in Eifer hineinredend, fortgeschwatzt, bis er schließlich zwar nicht seine Zuhörer von seinen übersinnlichen Fähigkeiten überzeugt hatte, wohl aber sich selbst.

„Wer spielt also?" fragte jetzt Kastner, der schon von einem wahren Tarokfieber geschüttelt wurde, „Sie, Herr Löwy?"

Aber Löwy lehnte dankend ab und erklärte, er spiele nur in England heimische Kartenspiele.

„Also Du, Sigmund?" fragte Kastner weiter.

Der schweigende Sigmund öffnete zum erstenmal an diesem Abend den Mund, um ein „Ja" zu brummen, und Jakob sagte mit Protektormiene zu ihm: „Ich werde Dir kiebitzen!"

„Aber ich bitt' mir's aus, ohne Skandal", warnte Kastner, denn Jakob war ein höchst übel berüchtigter Kiebitz, der die Spieler durch beständiges Dreinreden irre machte und so zu Zank und Streit Anlaß gab.

Die Herren, mit Ausnahme Löwys, gingen ins Spielzimmer und die jungen Mädchen in Lottis Zimmer. Auch Fränzchen schloß sich der weiblichen Jugend, zu der sie sich beharrlich rechnete, an. Löwy aber blieb noch im Speisezimmer, unschlüssig, wohin er sich wenden sollte. Da fiel ihm auf, daß ihn Frau Margulies unverwandt mit eigentümlich feindseligen Blicken betrachtete. Richtiger gesagt, starrte sie ihn an, wie Leute zu tun pflegen, die sich in einen ihnen mißfälligen Gegenstand „verschaut"

haben und nun nicht mehr die Augen von ihm loskriegen können. Hiedurch nicht eben angenehm berührt, vermied der junge Mann es, die Dame seinerseits anzusehen, fühlte aber ihre durchbohrenden Blicke trotzdem. Endlich hielt er diese nicht länger aus und ging auch in Lottis Zimmer.

„Ein sauberer Patron!" rief Frau Margulies geringschätzig hinter ihm her.

„Wer? Löwy?" fragte Frau Kastner erstaunt.

„Er und die andern!" erwiderte die Witwe giftig. „Eine Schand' ist es, wie die heutigen jungen Leut' sind. Wenn ich einen nur seh, steigt mir schon die Gall! Da gehen sie alle herum und warten auf die große Partie! Kein Betrag ist ihnen als Mitgift groß genug! Dann kriegen sie freilich auch die Frauen, die sie verdienen! . . . Der Herr Löwy!" schrie sie, sich immer mehr in Zorn redend, „wer ist er denn? Froh müßt' so ein Mensch sein, wenn er ein braves, gebildetes Mädchen bekäm' aus einer feinen Familie . . ."

„Lassen Sie's gut sein, liebe Frau Margulies", suchte Frau Kastner die Aufgeregte zu beruhigen, „Ihre Kleopatra wird doch noch einen guten Mann bekommen."

Und Frau Richelieu, gleichfalls in der löblichen Absicht, zu beschwichtigen, sagte: „Ja, die jungen Männer machen heutzutage wirklich zu große Ansprüche. Ich weiß es ja aus eigener Erfahrung, ich habe ja auch zwei heiratsfähige Töchter."

„Sie? Entschuldigen Sie gefälligst, was wissen Sie?" rief Frau Margulies, die schon der Versuch eines andern, sein Schicksal mit dem ihrigen zu vergleichen, aufs emp-

findlichste beleidigte. „Sie sind eine reiche Frau und haben einen Mann, der Bekanntschaften und Beziehungen hat . . . Kunststück, seine Töchter unter solchen Umständen zu verheiraten! Aber ich! Ich bin allein, mutterseelenallein! Ich hab' keinen Menschen, keinen einzigen Menschen, der mir hilft, der mir beisteht . . ."

Diese letzten sehr undankbaren Worte waren an die Adresse der Frau Kastner gerichtet, obgleich diese Verwandte Frau Margulies in ihrem heißen Bemühen, Kleopatra zu verheiraten, stets eifrigst unterstützte. Frau Kastner, an Rücksichtslosigkeit von dieser Seite schon gewöhnt, zuckte bloß die Achseln und schwieg.

Im Gespräch der drei Frauen trat jetzt eine längere Pause ein. Frau Margulies saß schmollend da wie immer, wenn sie jemanden beleidigt hatte. Es war daher für die Hausfrau eine wahre Erleichterung, als sich ein neuer Besuch einstellte. Der Eintretende war ein ungefähr dreißigjähriger hübscher Mann namens Artur Gschmeidler, der bei Kastners viel verkehrte und daher auch den anderen Hausfreunden wohl bekannt war. Er gefiel beinahe jedem durch sein frisches, burschikoses Wesen.

Gschmeidler war ein christlicher Kaufmann, der in der Leopoldstadt seinen Wohnsitz und sein Geschäft hatte. In diesem Bezirk geboren und erzogen, hatte er viele jüdische Familien kennen gelernt und an dem Umgang mit ihnen Gefallen gefunden. Er galt denn auch unter seinen christlichen Bekannten für vollkommen verjudet und war oft die Zielscheibe ihres Spottes. Aber dadurch ließ er sich nicht abhalten, neue jüdische Beziehungen anzuknüpfen, wenn er sich von ihnen Unterhaltung oder eine Bereiche-

rung seiner Menschenkenntnis versprach. Ihn interessierten und amüsierten die Eigentümlichkeiten jenes kleinen jüdischen Bürgerstandes, in dessen Mitte er lebte, er machte eine Art von Studium daraus, sie zu erforschen, und da er von Vorurteilen ganz frei und überdies ein heiterer, kluger Mensch war, so lernte er auch bald die Leute dieser Klasse mit ihren Sitten, Anschauungen und Gewohnheiten richtig verstehen und schätzen. Dadurch gewann er eine gewisse Überlegenheit in der Beurteilung dieser Kreise, eine höhere Unparteilichkeit, als sie sonst wohl heutzutage bei Christen und Juden leicht anzutreffen ist.

Mit Kastners war Gschmeidler ungefähr vor einem Jahre bekannt geworden und pflegte seither diesen Verkehr mit besonderer Vorliebe. Er fühlte sich sehr wohl in dieser kleinen Familie. Die beiden Alten und das Mädchen flößten ihm aufrichtige Sympathie ein, und den Sohn, der ihm viel weniger gefiel, traf er glücklicherweise nur selten zu Hause. Vor allem schätzte und verehrte Gschmeidler Frau Kastner, ja er hegte für sie eine Art von Bewunderung. Oft sagte er, daß ihm eine Frau wie sie noch nicht vorgekommen sei — eine Frau, die ihr ganzes Leben andern zum Opfer bringe, und dies für so selbstverständlich halte, daß sie nie auf Dank rechne und Undank gar nicht bemerke.

Der immer tätigen, immer regsamen Frau Kastner war nur am Sonntag Abend ein Stündchen der Erholung beschieden. Auch dieses genoß sie nur selten ungetrübt, da sie fast immer rat- und hilfsbedürftige Verwandte umgaben. Gschmeidler glaubte ein gutes Werk zu

tun, wenn auch er am Sonntag käme und die arg behelligte Frau durch die Erzählung von allerlei Stadtneuigkeiten ein wenig aufzuheitern suchte. Frau Kastner freute sich auch immer auf sein Erscheinen und wendete sich ihm, sobald er eintrat, mit froh erwartungsvoller Miene zu. Er setzte sich zu ihr und das Gespräch war bald in lebhaftem Gange.

Man unterhielt sich über interessante Gerichtsfälle, Vorstellungen neuer Stücke und andere lokale Ereignisse. Gschmeidler, der fast überall dabei gewesen war, wo es etwas Merkwürdiges zu schauen gab, erzählte frisch und anregend und Frau Richelieu wie die Hausfrau hörten ihm gerne zu. Frau Margulies dagegen verhielt sich vollkommen apathisch. Gespräche über allgemeine Dinge interessierten sie absolut nicht, auch in den Zeitungen las sie kaum etwas anderes als Verlobungsnachrichten, Heiratsanträge und Partezettel. Als Gschmeidler, der eben von einem interessanten Kriminalfall berichtete, sich an sie mit der Frage wandte: „Ist das nicht merkwürdig?" schaute sie ihn ganz verständnislos an und erwiderte: „Was hab' ich davon?"

Immerhin war ihr durch Gschmeidlers Dazwischenkunft für einige Zeit das Wort entzogen und so herrschte im Speisezimmer Friede. Dafür hatte sich in Lottis Zimmer zwischen den jungen Damen ein lebhafter Streit erhoben. Aus irgend einem Anlasse war die Rede aufs Heiraten gekommen und Hortense Richelieu, ein vollaufgeblühtes, schwarzäugiges und sehr temperamentvolles Mädchen, hatte ihren Standpunkt dahin präzisiert, daß sie nie einen Juden heiraten würde. Ihr schloß sich auch

ihre jüngere Schwester Yvonne an, ein lebhaft gestikulierendes kleines Fräulein. Darüber war Lotti sehr ärgerlich geworden und hatte den Schwestern unverhohlen ihre Meinung gesagt. Der Streit befand sich gerade auf seinem Höhepunkt, als Gschmeidler, den das lebhafte Stimmengeräusch herbeigelockt hatte, ins Zimmer trat. Bei seinem Anblick versuchte Lotti rasch den Gegenstand des Gesprächs zu wechseln. Vernehmlich sich räuspernd, blickte sie Hortense bedeutungsvoll an, wie um sie zu erinnern, daß solche Gespräche in Gegenwart eines Christen nicht statthaft seien. Aber Hortense, die ihre Meinung wohl verstand, meinte lachend: „Vor Herrn Gschmeidler brauchst Du Dich wirklich nicht zu genieren. Er ist ja ein halber Jud. Nicht wahr, Herr Gschmeidler?"

„Ein halber wohl", sagte Gschmeidler zustimmend. „Man muß aber ein ganzer sein, um an dem Geschimpfe auf alles Jüdische Gefallen zu finden."

„Ach was", schrie Hortense übermütig, „mir sind nun einmal die Juden und alles Jüdische zuwider."

„Die Anwesenden sind natürlich ausgenommen", erklärte Yvonne, „aber sonst — nur keine Juden!"

„Wenn ich eine Bitte aussprechen darf", sagte Lotti in sehr erregtem Tone, „so sprechen wir von etwas anderem." Sie war bleich und man merkte es ihr an, daß es ihr schwer wurde, ihre Fassung zu bewahren. „Dieser jüdische Antisemitismus", preßte sie zornig hervor, „macht mich ganz krank . . . es gibt nichts, was mir so widerwärtig und gemein erschiene . . . Schämt Euch!" rief sie zu den Schwestern gewendet, „Ihr und Euresgleichen entehrt uns andere, anständige Juden . . ."

Und Lotti zog sich verstimmt von den andern zurück, doch gesellte sich Gschmeidler bald zu ihr. Eine Weile schwiegen beide. Lotti war sichtlich bestrebt, ihren Unmut zu bekämpfen und Gschmeidler, der jeden ihrer Gedanken erriet, betrachtete sie voll aufrichtiger Teilnahme. Sie gefiel ihm heute, wo er sie mit ihren Freundinnen verglich, besser als je. Ihre gesunde Art zu denken und zu fühlen, tat ihm unendlich wohl, angesichts der krankhaften Originalitätssucht der andern, die um jeden Preis aus ihrer natürlichen Sphäre hinausstrebten. Lotti schien ihm die echte Tochter ihrer Mutter zu sein. Wie diese, würde auch sie, wenn sie einst Gattin und Mutter wäre, ihr ganzes Herz in die Erfüllung ihrer Familienpflichten legen. Der Mann, der sie zur Frau bekäme, wäre wahrlich nicht zu beklagen.

Es war nicht das erstemal, daß Gschmeidler an eine Ehe mit Lotti dachte, und er hatte auch schon mit ihr in offenen und versteckten Anspielungen über diesen Plan gesprochen, den sie aber als etwas beinahe Widersinniges betrachtete. Dies stand im Einklang mit ihrer Ansicht von der unüberbrückbaren Kluft zwischen Anhängern christlicher und jüdischer Konfession. Christ und Jude waren für sie elementare Gegensätze. Oft versuchte Gschmeidler diese ihm völlig antiquiert erscheinende Denkweise zu bekämpfen, er warf Lotti vor, daß sie selbst nicht toleranter denke als die von ihr oft scharf kritisierten Antisemiten, ohne daß es ihm jedoch gelungen wäre, ihre Meinung zu beeinflussen.

Als Lotti keine Miene machte, die Unterhaltung zu eröffnen, sagte Gschmeidler: „Mir scheint gar, Sie

nehmen sich das dumme Geplausch von Fräulein Hortense zu Herzen. Wär' noch schöner! Über so was kann man doch nur höchstens lachen."

„Ich kann nicht darüber lachen", erwiderte Lotti. „Wenn Sie wüßten, wie mich dieses zynische und frivole Benehmen wurmt und kränkt. Daß eine Jüdin sich so betragen kann . . ."

„Aha, das ist wieder der jüdische Hochmut", lachte Gschmeidler. „Von einer Christin, meinen Sie, wär's ganz natürlich . . . Aber machen Sie sich auch bei der Jüdin nichts daraus! Das Fräulein Hortense ist sicher nicht so schlimm, wie sie sich stellt. Ich glaub', sie will sich nur interessant machen."

„Sie ist ein Schmock", sagte Lotti mißmutig.

Gschmeidler lachte. „O, was für ein prächtiges Wort ist doch dieses Wort: Schmock! Wie malerisch, wie charakteristisch! Wie viel müßte man reden, um einen Begriff von dem zu geben, was in dem einen Wort ausgedrückt ist."

„Eine solche Begeisterung für das Wort Schmock ist mir noch nicht vorgekommen", meinte Lotti kopfschüttelnd.

„Ich interessiere mich für das Wort und für die Sache", sagte Gschmeidler sehr lebhaft. „Sie können mir das nicht nachfühlen, weil Sie von Jugend auf das Wort zu oft gehört und auch wohl mehr Schmöcke als Ihnen lieb ist gesehen haben. Denn der eigentliche Schmock ist doch fast nur unter Juden zu finden."

„O, es gibt auch christliche Schmöcke", entgegnete Lotti.

„Gewiß gibt es solche“, räumte Gschmeidler ein, „doch ein gewisses Etwas fehlt zu ihrer Vollendung, das dem Kenner den reinen Genuß an ihnen trübt. Nein, der echte bodenständige Schmock ist jüdischen Ursprungs.“

„Gehn's“, sagte Lotti empfindlich, „Sie reden so . . .“

„Das wird Sie doch nicht beleidigen“, rief Gschmeidler eifrig. „Ich behandle doch die Frage rein wissenschaftlich — sozusagen vom ethnographischen Standpunkt. Unter uns Christen gibt es unzählige Arten Narren, Gecken, verdrehte Köpfe, Renommisten, Poseure, aber keine eigentlichen Schmöcke.“

„Was ist also der Unterschied zwischen den Schmöcken und diesen verschiedenen Spezialitäten?“ fragte Lotti lächelnd. „Sie haben meine Wißbegierde rege gemacht.“

„Um diese Frage exakt zu beantworten“, sagte Gschmeidler, „müßte man vor allem genau wissen, was ist ein Schmock? Leider habe ich aber bisher weder selbst eine erschöpfende Definition dafür gefunden, noch sie von jüdischen Freunden, die ich um Auskunft gebeten, erhalten können.“

„Wirklich schade“, sagte Lotti spöttisch.

„Aber wenn ich auch noch keine erschöpfende Definition gefunden habe“, fuhr Gschmeidler unbeirrt fort, „so glaube ich doch, das Wesen des Schmocks und seine wichtigsten Merkmale richtig erkannt zu haben. Darf ich Ihnen die Resultate meiner Forschung vorlegen?“

„Na, lassen Sie hören.“

„Das Wesen des Schmocks“, begann Gschmeidler in dozierendem Tone, „besteht darin, daß er sich für etwas

anderes ausgibt, als wozu ihn die Natur geschaffen hat, also gewissermassen eine Maske trägt, eine Rolle spielt."

„Demnach wäre also ein Schmock ganz einfach ein Komödiant?" fragte Lotti.

„Ein Komödiant — ja", sagte Gschmeidler, „aber nicht ganz einfach. Er ist ein höchst sonderbarer Komödiant — ein Komödiant nämlich, der sich just immer die Rolle auswählt, die er mit Rücksicht auf seine natürlichen Anlagen am allerwenigsten spielen kann."

„Na ja, dafür ist er eben ein Schmock", lachte Lotti.

„Wenn Sie gestatten", fuhr Gschmeidler mit unerschütterlichem Ernst fort, „so machen wir gleich eine Probe auf den wichtigen Satz, den ich eben ausgesprochen habe, indem wir ihn auf uns bekannte Schmöcke anwenden. Da wäre zum Beispiel der hier anwesende James Löwy. Auf den trifft, wie Sie zugeben werden, jedes Wort zu. Löwy, ein geborener Kommis, hat sich in den Kopf gesetzt, den steifen, formenstrengen Engländer zu spielen, also gerade die Rolle, die seiner Kommisnatur am wenigsten liegt. Da sind ferner die Richelieus: Der Vater, von Natur ein gutmütiger und beschränkter Philister, spielt den aristokratischen Don Juan und Geisterseher, die Töchter, nach Erscheinung und Wesen unverfälschte und gerade darum sehr anziehende Judenmädel, machen sich durch ihre antisemitischen Faxen widerlich."

Lotti lachte: „Sie sollten sich wirklich als Dozent der Schmockkunde habilitieren."

„O, das ist eine reiche Wissenschaft, hier lernt man nie aus", sagte Gschmeidler. „Außer den großen, vollentwickelten Schmöcken, die jeder auf den ersten Blick er-

kennt, gibt es noch eine stattliche Zahl kleinerer, minder-entwickelter — Halb- und Viertelschmöcke — die nur das geübte Auge zu diagnostizieren vermag. Ich sage Ihnen, es gibt mehr Schmöcke zwischen Himmel und Erde, als wir uns in unserer Schulweisheit träumen lassen."

Der Gegenstand des Gespräches begann Lotti zu interessieren. „Ich möchte nur wissen", sagte sie, „ob so ein Schmock weiß, daß er eine Rolle spielt, oder ob er an sich glaubt?"

„Natürlich glaubt er an sich", rief Gschmeidler, „und je länger er seine Rolle schon spielt, desto mehr, weil er sich ja in sie immer mehr hineinlebt. Diese Selbsttäuschung macht ihn glücklich. Haben Sie nicht auch bemerkt, daß alle Schmöcke sehr heitere Menschen sind?"

„Wirklich . . . das scheint richtig", sagte Lotti nach einem Augenblick des Nachsinnens. „Herr Richelieu ist jedenfalls immer lustig. Hören Sie nur, wie er wieder lacht."

In der Tat hörte man eben jetzt das Gelächter Richelieus, obwohl er sich im dritten Zimmer befand und die dazwischen liegenden Türen geschlossen waren, donnernd herüberschallen.

Bald darauf kam er selbst und die ganze Spielgesellschaft herein. Das Spiel war plötzlich abgebrochen worden, weil Jakob die Spieler durch beständiges Dreinreden gestört hatte. Besonders Sigmund, der arme, unglückliche Sigmund, hatte keine einzige Karte ausspielen können, ohne von einer ganzen Flut brüderlicher Stachelreden überschüttet zu werden. Lange hatte dies Sigmund geduldig ertragen, endlich aber in einem Anfall heftigster

Entrüstung die Karten ruhig auf den Tisch gelegt und sich schweigend von seinem Platz erhoben. Jakob erklärte, das sei zu viel, und stand nun heftig schimpfend und scheltend vor Sigmund, der ihn wortlos mit verschlafenen Augen betrachtete. Kastner ging ob der gestörten Partie unwillig brummend umher und Richelieu schrie immerfort, er habe schon gestern den ganzen Verlauf der heutigen Spielpartie im Traum gesehen und ihn dann seiner Frau vorhergesagt. „Sag' ob's nicht wahr ist?" bedrängte er sie, „hab' ich Dir nicht prophezeit, daß die Partie nicht ausgespielt werden wird, ja sogar bei welcher Gelegenheit der Sigmund patzen und der Jakob dreinfahren wird?"

Und seine Frau, an solche Erpressung falscher Zeugenaussage längst gewöhnt, antwortete so mechanisch, als ob sie eine auswendig gelernte Lektion aufsagte: „Ja, ja, Du hast es gesagt."

Nachdem Jakob lange geschimpft und getobt hatte, ohne daß es ihm gelungen war, Sigmund ein Wort der Erwiderung zu entreißen, setzte er sich ermüdet in eine Ecke. Das in ihm grollende Gewitter verzog sich allmählich. Nur von Zeit zu Zeit kam noch ein gemurmeltes „Stuck Flasch" über seine Lippen. Gschmeidler, der mit Lotti zufällig in Jakobs Nähe stand, betrachtete ihn aufmerksam, die Gelegenheit benützend, auch an ihm seine Studien zu machen. Plötzlich sagte er zu ihm: „Fräulein Lotti und ich unterhielten uns eben über einen Gegenstand, über den ich gern auch Ihre Meinung wissen möchte, Herr Weintraub."

Als Antwort ließ Jakob nur einen grunzenden Laut

vernehmen, der vermutlich die Aufforderung enthalten sollte, in der begonnenen Mitteilung fortzufahren. Wenigstens entschloß sich Gschmeidler zu dieser Auffassung, denn er hub wieder an: „Wir sprachen über den Schmock und gaben uns Mühe, sein Wesen zu ergründen. Ich erwähnte, daß es mir bisher noch nicht gelungen sei, eine Definition für ihn zu finden. Wissen Sie vielleicht, was ein Schmock eigentlich ist?"

„Wenn Sie sich darüber den Kopf zerbrechen, sind Sie selber einer", war Jakobs schlagfertige Erwiderung.

Gschmeidler lachte. „Vielleicht haben Sie recht, ich werde jedenfalls Ihren Wink benützen und meine Studien an mir selbst fortsetzen . . ."

Inzwischen war auch die Hausfrau mit ihren beiden Freundinnen ins Zimmer gekommen, aber Frau Margulies erklärte sogleich, es sei spät und sie müsse mit ihrer Tochter nach Hause. Zu aller Erstaunen war Kleopatra nicht mit ihrer gewohnten Resignation bereit, dem mütterlichen Rufe zu folgen. Das Unerhörte hatte sich inzwischen begeben: Kleopatra unterhielt sich. Mit den Schwestern Richelieu in einer Ecke stehend, scherzte sie anscheinend sehr heiter und einmal hörte man sie sogar laut auflachen. Ein Lachen von Kleopatra war aber etwas so völlig Neues, daß es die Aufmerksamkeit aller Anwesenden erregte. Die Mutter bemerkte mißbilligend: „Was lachst Du? Nachher wirst Du um so mehr weinen."

„Wirklich eine reizende Frau, die Frau Margulies", sagte Gschmeidler zu Lotti.

Aber das Signal zum allgemeinen Aufbruch war jetzt gegeben und schon legten die Herren im Vorzimmer ihre

Überröcke an, während die Damen sich teils vor den Spiegeln drängten, um ihre Hüte aufzusetzen, teils in allen Ecken der Wohnung nach ihren verlegten Handschuhen suchten.

Frau Kastner, die ihren Gästen behilflich sein wollte, wurde von Jakob zurückgehalten. „Du mußt mir vorübergehend etwas Geld leihen, Leni", sagte er nachlässig zu ihr, als niemand in Hörweite war.

„Aber Jakob!" erwiderte die Schwester im Tone sanften Vorwurfs, „ich hab' Dir doch erst neulich . . ."

„Nu!" schrie Jakob grob, „ich will doch nix geschenkt! Nach'n ersten Geschäft, das ich mach', zahl ich alles zurück . . . Gott soll mich schützen, daß ich einen Kreuzer geschenkt nähme von meine nächsten Verwandten! . . . Es gibt nix, was is so ohne — wie haßt man's? So ohne Zartgefühl wie Verwandte . . ."

„Nu, nu Jakob", sagte Frau Kastner beschwichtigend und dann händigte sie ihm eine größere Note ein, die er mit unversöhnter Miene zu sich steckte.

Die Beiden gingen ins Vorzimmer, wo sie schon alle Gäste zum Aufbruch bereit fanden. Besonders vorteilhaft präsentierte sich James Löwy in einem neuen, echt englischen Redingote. Dagegen sah Fränzchen in einer falsch eingeknöpften Jacke und mit einem auf dem zerrauften Kopfe schief sitzenden Hut so verwahrlost aus, daß ihr die Gefahr einer polizeilichen Beanständung drohte, sobald sie auf die Straße käme. Nach einem Austausch von Liebenswürdigkeiten stiegen die Gäste die Treppe hinab, indes ihnen das Ehepaar Kastner und Lotti, in der geöffneten Wohnungstür stehend, noch Abschiedsgrüße nachriefen.

Leider wollte es das Mißgeschick, daß Kleopatra im Hinabsteigen stolperte, worauf natürlich sogleich ein Jammergeschrei ihrer Mutter das Stiegenhaus erfüllte. „Wenn die Mad nur schon mit gerade Glieder unten wär!" hörte man sie klagen und sich dann zu Frau Kastner zurückwendend, rief sie ihr mit bitterer Anklage zu: „Wie kann man aber auch nur die Leut' in ein Haus mit einer lebensgefährlichen Stiegen einladen. Eine unglaubliche Rücksichtslosigkeit!" Hierauf begann sie zur Abwechslung wieder auf ihre Tochter einzureden: „Nu gib acht, fall' nicht . . . ich seh' schon, daß Du Dir die Füß' brichst, darauf sechs Monate krank liegst und schließlich zeitlebens ein Krüppel bleibst. Alles kommt mir zu!"

Und so endete dieser schöne Abend!

III.

In demselben Stockwerk wie Kastner und fast Tür an Tür mit ihnen wohnte auch der Staatsbeamte Herr Hebenstreit mit Frau und Tochter. Als einzige christliche Partei unter sonst nur jüdischen Mietern im Hause nahmen Hebenstreits eine Art von natürlicher Vormachtstellung ein, der sie sich auch in vollem Maße bewußt waren. Zwar Herr Hebenstreit selbst, ein kleiner bebrillter Mann, der die seltsame Gewohnheit hatte, mit dem Zeigefinger in die Luft zu schreiben, kam und ging, ohne sich um die anderen Hausbewohner zu kümmern, wie er auch von diesen nur wenig beachtet wurde. Um so anmaßender trat dagegen seine Gattin auf. Sie fühlte sich als Antisemitin und ließ die Juden, in deren Mitte sie lebte, über ihre Gesinnungen kaum im Zweifel. Demgemäß wurde sie, je nach der Charakterbeschaffenheit der Verachteten, von den einen gemieden, während die anderen sich verpflichtet glaubten, ihr um so größere Ehren zu erweisen.

Glücklicherweise äußerte sich das antisemitische Gefühl bei Frau Hebenstreit im Tageslauf nicht immer mit der gleichen Schärfe. Vormittags zum Beispiel machte es sich in der Regel viel weniger bemerklich als

nachmittags. Diese Seltsamkeit fand ihre Erklärung darin, daß im Hause der Beamtensgattin oft Mangel an Viktualien herrschte, wodurch sie bei Bereitung des Mittagessens auf fremde Unterstützung angewiesen war. So machte sie denn fast jeden Vormittag ihren Rundgang bei den verschiedenen Nachbarinnen, und da Frau Kastner ihre nächste Nachbarin war, erschien sie bei ihr am häufigsten.

Kam aber die Frau Revidentin — man nannte sie so, weil ihr Mann den stolzen Titel eines Revidenten führte — zu einer jüdischen Nachbarin als Bittstellerin, so fand sie es auch nicht unter ihrer Würde, dieser ein wenig zu schmeicheln. Von Frau Kastner, welche sie für sehr eitel auf ihre Kochkunst hielt, erbat sie sich gewöhnlich Küchenrezepte. „Gehn's, zeigen's mir, wie Sie die Fisolen einbrennen, mein Mann ißt's auch gern israelitisch.“ Das war also eine doppelte Schmeichelei: Ein christlicher Beamter ließ sich herab, seine Fisolen in jüdischer Zubereitung zu essen, und seine Frau, wenn sie davon sprach, gebrauchte in höflicher Umschreibung für „jüdisch“ das Wort „israelitisch“. Juden, von denen sich Frau Hebenstreit etwas ausborgen wollte, verlieh sie stets den Ehrentitel „Israeliten“ und an der salbungsvollen Art, mit der sie diese Bezeichnung anwendete, merkte man deutlich, daß sie ihnen damit etwas besonders Zartfühlendes und Rücksichtsvolles zu sagen glaubte. „Jude“ und „jüdisch“ hatten durch die wegwerfende Betonung, die sie diesen Ausdrücken seit jeher gab, für sie etwas so Verächtliches bekommen, daß sie ihr überhaupt nur als Schimpfwörter galten.

Wenn die Frau Revidentin ihre Küche besorgt hatte, so war der Rest ihres Tages der schwierigen aber lohnenden Aufgabe gewidmet, das Tun und Treiben aller anderen Hausbewohner zu erforschen. Von ihrem Fenster aus überwachte sie mit Argusaugen ihr Kommen und Gehen wie die Besuche, die sie empfingen. Diese eigenen, meist sehr scharfsichtigen Wahrnehmungen wurden dann noch durch Berichte der mit Frau Hebenstreit eng verbündeten Hausmeisterin ergänzt, jenes großen Sammelbeckens, in das alle Tratschereien der Dienstleute des ganzen Hauses mündeten. So gelang es der Revidentin, auch vieles zu erkundschaften, was sich in den vier Wänden der Beaufsichtigten zutrug.

Saß sie mit Mann und Tochter beisammen, so waren die Privatangelegenheiten der Nachbarn fast der einzige Gegenstand ihres Gesprächs. Es verdroß sie stets, daß sich ihr Mann bei diesen Dingen, deren Erforschung ihr so viel Mühe gekostet hatte, so teilnahmslos verhielt. Meistens hörte er nur mit halbem Ohr zu und schrieb seiner Gewohnheit gemäß mehrstellige Zahlen mit dem Zeigefinger in die Luft. Nur zuweilen, wenn die Frau bei den Betrachtungen, welche sie an die mitgeteilten Tatsachen zu knüpfen pflegte, gar zu sehr mit sich in Widerspruch geriet, machte er sie darauf aufmerksam.

„Die Frau Bilitzer vom ersten Stock“, berichtete sie das einemal, „ist heut' in an neuchen Pelzmantel, ganz aus Zobel, ang'stiegen kommen. Der Mantel kost' g'wiß sane zwatausend Kronen. Die Juden san halt recht a liederliche, leichtsinnige Bagaschi.“

Gleich darauf ging es aber aus einer andern Tonart:

„Die Mandelbaum im vierten Stock ham ihrer Köchin aufg'sagt, weil's ihnen zwa Semmeln z'viel aufg'schrieben hat . . . Wegen zwa Semmeln, pfui Teufel! I sag's ja immer . . . recht a geizigs, schmutzigs Volk san die Juden."

„Eben hast noch g'sagt, sie san leichtsinnig", bemerkte der Gatte.

Aber ein solcher Einwurf brachte Frau Hebenstreit nicht im mindesten aus der Fassung.

„Leichtsinnig und schmutzig san's", ereiferte sie sich. „Die einen san so und die andern so — sie ham halt alle Fehler."

Aber Herr Hebenstreit — immer noch in seine großen Projekte und schwierigen Berechnungen vertieft — schüttelte bloß den Kopf und meinte: „I mach den Juden nur an Vorwurf: Daß sie dumm san . . ."

„Na, das hat no kaner gefunden", schrie die Frau.

„Aber es is doch so", beharrte der Revident. „Die Juden san dumm, sie verstehen ihren eigenen Vorteil nicht."

„No ja, Du denkst halt immer nur an Deine Flugmaschin", sagte jetzt die Frau.

So war es auch wirklich! Herr Hebenstreit dachte immer nur an seine Flugmaschine, die übrigens nicht „seine", sondern jene des Magistratsbeamten Edlinger war, denn der wollte sie erfunden haben. Aber Hebenstreit identifizierte sich in seinen Gedanken mit diesem Mann, dessen Freund und Schulkamerad er war, vollständig. Noch von der Unterrealschule her bewahrte er eine hohe Meinung von den Fähigkeiten Edlingers, der

ihm durch das Examen in Mathematik und Physik, für welche Gegenstände der nachmalige Revident ungewöhnlich schlecht veranlagt war, geholfen hatte. Im Gefühle seiner Dankbarkeit hatte der vor dem Durchfall Bewahrte schon damals den Freund für einen zweiten Edisohn (er sprach den Namen so aus) erklärt und diese Meinung auch später nicht geändert. Sie waren auch nach der Schulzeit in stetem Verkehr geblieben und auf einsamen Spaziergängen hatte der Revident den Magistratsbeamten unaufhörlich angeeifert, etwas zu erfinden; anfänglich, ohne ihm bezüglich der Wahl des Gegenstandes bestimmte Vorschriften zu erteilen. „In die Naturwissenschaften is ja no so viel z'machen!" war die einzige Direktive, die er ihm zu geben pflegte. Dann aber, als er merkte, daß Edlinger zwar erfindungsbereit sei, sich aber bezüglich des eigentlichen Gebietes, auf dem sich sein Genie manifestieren sollte, in tadelnswerter Unentschlossenheit befand, verlor er die Geduld und erklärte ihm kurz: „Du wirst ane Flugmaschin' konstruieren."

Auf diese Weise entstand die Edlingersche Flugmaschine. Sie erfreute sich bald eines kleinen Kreises von höchst unduldsamen Anhängern, die jede Nachricht von einer andern neuen Luftschiff-Erfindung mit Hohn und Spott empfingen. An der Spitze dieser, aus einigen kleinen Beamten und deren Wirtshausbekannten gebildeten Partei, stand natürlich Hebenstreit. Er wütete ohne ersichtliche Veranlassung gegen die „Herren Gelehrten", die „Herren Professoren", die sich einbildeten, daß sie allein die Wissenschaft gepachtet hätten und die Erfinder aus dem Volk unterdrücken wollten. Aber das würde

ihnen nicht gelingen. „Der Edisohn war gar nur a Laufbursch und er hat's do durchg'setzt, so wird's der Edlinger a no durchsetzen", meinte er in Stunden optimistischer Stimmung. In anderen dagegen erklärte er, alles hänge davon ab, ob die zur praktischen Erprobung der Flugmaschine erforderlichen Beträge aufzutreiben sein würden. Fänden sich „intelligente Kapitalisten", die das nötige Geld zur Verfügung stellten, so sei auch schon der Erfolg entschieden, denn die Probefahrten würden glänzend gelingen. „Dafür garantier' i", erklärte Herr Hebenstreit mit Nachdruck.

Aber wie groß mußte das nötige Kapital sein? Diese Frage beschäftigte ihn fortwährend. Wo immer er ging und stand, schrieb er mit dem Zeigefinger Kostenvoranschläge in die Luft. Und er war in froher Laune, wenn er nach einer neuen Kalkulation an seinem letzten Voranschlage einen größeren Abstrich gemacht hatte. „Heut' hab i den ganzen Tag an dem Projekt gearbeit", erzählte er dann, „aber es is a dafür g'standen. Zwanzigtausend Kronen hab i abg'strichen. Die san rein verdient."

Aber wenn er auch so nach und nach in dankenswerter Weise das ursprüngliche Präliminare der Flugmaschine recht ausgiebig reduzierte, ein stattlicher Betrag zu ihrer Ausführung blieb trotzdem erforderlich. Diesen sollten also die „intelligenten Kapitalisten" beistellen, die Hebenstreit aber seltsamerweise ausschließlich im Kreise jüdischer Finanziers und Geldgeber suchte. Einen Grund für ihre Bevorzugung gab er wohl nicht an, doch ist es wahrscheinlich, daß er sie für geeigneter als andere hielt, den Wert der Erfindung zu erkennen. Unglücklicherweise

rechtfertigten aber die so schmeichelhaft Ausgezeichneten das in sie gesetzte Vertrauen nicht. Keiner wollte von der Flugmaschine etwas wissen und diese oft getäuschte Erwartung war es, die ihm schließlich die bitteren Worte auf die Lippen legte: „Die Juden san dumm, sie verstehen ihren Vorteil nicht!“

Hebenstreits hatten nur ein Kind, ein fesches rotblondes Mädel, namens Fritzi, das jetzt in seinem zwanzigsten Jahre stand. Leopold Kastner, der jüdische Nachbarssohn, bewarb sich sehr ernstlich um sie. Sie war gerade die Frau, wie er sich sie wünschte: Hübsch, fesch und wienerisch-leichtlebig bis in die Fingerspitzen. Zudem hoffte er durch eine Heirat mit ihr, sich ganz mit den angestammten christlichen Bürgerkreisen zu amalgamieren. Seine jüdische Vergangenheit sollte dann hinter ihm liegen wie ein böser Traum.

Die Bewerbung Leopolds wurde von der Mutter Hebenstreit zwar nicht ermutigt, aber doch auch nicht ganz zurückgewiesen. Immerhin unterließ es die Revidentin nicht, über das Einkommen und die Aussichten des jungen Mannes Erkundigungen einzuziehen. Natürlich würde sie jeden, der es für möglich gehalten hätte, daß ihre Fritzi einen Juden heiraten könnte, ausgelacht haben, mit ihrem eigentümlichen schrillen Lachen, das so angenehm durch Mark und Bein ging, aber das hinderte nicht, daß sie selbst den Plan, wenn auch widerwillig erwog. Leopold war für sie der Rettungsgürtel, den man auf einer Seereise mit sich führt, so grauenvoll einem die Möglichkeit scheint, ihn je zu benützen.

Fritzis Abneigung gegen diese Heirat war noch größer

als jene ihrer Mutter. Nur ungern ließ sie sich Leopolds Besuche gefallen. Dieser „krummbeinige Jude“, wie sie ihn nannte, mißfiel ihr um so gründlicher, als sie ihn mit ihrem Vetter Karl verglich, der in ihren Augen das Ideal eines „feschen Kerls“ war. Der Vetter war der Sohn des Sektionschefs von Hebenstreit, eines Bruders ihres Vaters. Indessen sahen sich die Brüder nur sehr selten, seit Jahren waren sie einander sogar völlig entfremdet. Die Frau des Sektionschefs, ein geborenes Freifräulein von Wessels, die sich auch nach ihrer Verheiratung mit einem Bürgerlichen, der erst später geadelt wurde, Baronin titulieren ließ, erachtete die Verwandten ihres Mannes eines näheren Umganges nicht für würdig. Es gab daher nur einen sehr geringen Verkehr zwischen den beiden Familien und deren Kinder kannten sich kaum vom Sehen. Aber vor einem Jahr etwa hatten sich Karl und Fritzi ganz zufällig auf einem öffentlichen Ball getroffen, und der Vetter war von dem Liebreiz seiner inzwischen herangeblühten Cousine sehr angenehm überrascht worden. Sofort gestand er sich im stillen, daß dieses Mädel „sein Schan“ wäre. Und da es nicht in dieses jungen Mannes Natur lag, seine Gefühle lang zu verheimlichen, so weihte er auch Fritzi schon während des ersten Walzers, den er mit ihr tanzte, in sie ein. Sie vernahm des Vetters Geständnis mit um so größerer Befriedigung, als ihn seine lange Gestalt, sein aufgewichster blonder Schnurrbart und sein unleugbares Geschick, die Unterhaltung mit Unanständigkeiten zu würzen, sofort bei ihr in Kredit setzten.

Sie tanzten auf diesem Ball eine Menge Walzer mit-

einander und gingen in den Zwischenpausen Arm in Arm durch den Saal. Und als kurz vor dem Fortgehen, in der Garderobe, es sich wunderbarerweise so fügte, daß für die Revidentin die ganze Welt bis auf ihre Galoschen versank, weil diese sich hartnäckig weigerten, sich ihren Füßen anzubequemen, da nahm Karl beherzt die gute Gelegenheit wahr und küßte Fritzi auf den Hals. Das intelligente junge Mädchen empfing den Kuß, ohne durch einen Laut oder eine Bewegung ihre Überraschung zu verraten. Ihre Mutter merkte denn auch nichts und begnügte sich, auf ihre Galoschen zu schimpfen, die sie, ohne ihre Provenienz zu kennen, als miserable jüdische Pofelware bezeichnete.

Am nächsten Tage berichtete Karl seiner Mutter von der Begegnung mit Fritzi. Die Wärme, mit der er es tat, mißfiel der Frau Sektionschef, denn sie hatte mit ihrem Sohn andere Pläne. „Beinah' hätt' ich das Mädel auf dem Ball gar nicht wiedererkannt", sagte Karl in einem Tone, als ob nur durch einen Zufall das größte Unglück verhütet worden wäre, „ich hab' sie ja seit vier oder fünf Jahren nicht gesehen." Er sprach dann davon, wie unrecht es sei, sich seinen Verwandten zu entfremden und wie er in Zukunft durch doppelt eifrigen Umgang mit ihnen die Vernachlässigung wieder gut machen wolle.

Tatsächlich kam er von nun an sehr häufig zu seinem Onkel, und die auf dem Ball so glücklich eingeleitete Intimität mit Fritzi machte weitere Fortschritte. Sie küßten sich jetzt, sobald nur die Mutter einen Augenblick aus dem Zimmer ging. Übrigens merkte die Frau Revidentin den Liebeshandel bald, ohne ihn aber vorerst zu stören. Möglich war's doch, daß auch etwas

Gutes daraus entstehen könnte. So sanguinisch freilich wie Fritzi, die sich schon mit dem Vetter glücklich verheiratet sah, war sie nicht. Dazu kannte sie ihre Schwägerin, die Baronin, doch zu gut.

Diese Schwägerin und Baronin aber wußte, wenn ihr's auch niemand gesagt hatte, durch eine Art von Instinkt ganz genau, wie die Dinge standen. Sie wußte, daß ihr Sohn mit Fritzi scharmutzierte, daß das Mädchen schon bestimmt und ihre Mutter ein klein wenig auf eine Heirat hofften. So etwas fühlt die Mutter eines leichtsinnigen Sohnes, für den sie gerade voll Eifer an einer reichen Partie arbeitet, mit allen Nerven. Doppelt bedenklich erschien ihr die Sache, weil Fritzi ihre Nichte war. Verwandten gegenüber ist die Verantwortlichkeit ja viel größer und man gerät also leichter in eine Zwangslage. Die Baronin beschloß, in den Gang der Ereignisse, bevor sie eine allzu gefährliche Wendung nehmen könnten, persönlich einzugreifen und erschien eines schönen Sonntags höchst unerwartet in dem lang gemiedenen Heim ihrer Schwägerin.

Das alte, schmutzige Haus in der Leopoldstadt war auf die ihm erwiesene Ehre leider in keiner Weise vorbereitet. So konnte es geschehen, daß sich die Frau Baronin bei ihrer Ankunft durch einen Knäuel lärmender Judenkinder, die das Trottoir und Haustor besetzt hielten, förmlich durchdrängen mußte. Das Mißbehagen, das sie dabei spürte, war unstreitig viel größer, als wenn es sich um christliche Proletarierkinder gehandelt hätte, obgleich die Baronin eine Zierde der liberalen Partei war und den Antisemitismus bei jeder passenden Gelegenheit aus-

drücklich mißbilligte. Schmerzlich zusammenzuckend, raffte sie mit der einen Hand ihr Kleid an sich, hielt sich mit der andern die Nase zu und eilte beflügelten Schrittes die Treppe hinauf.

Oben im dritten Stock traf sie den Revidenten samt Frau und Tochter an und, wie sie richtig vermutet hatte, auch ihren Sohn Karl, der ihr mit einigermaßen verlegener Miene entgegenkam. Dann war noch ein junger Mann da, der ihr als Herr Leopold Kastner vorgestellt wurde. Er zog sich nachher, ein unterbrochenes Gespräch fortsetzend, mit Fritzi und Karl in eine Fensternische zurück, indes die Baronin selbst neben Schwager und Schwägerin auf dem Sofa Platz nahm.

Leopold kam regelmäßig jeden Sonntag Vormittag, um sich in Fritzis Gunst zu befestigen. Seiner Meinung nach konnte ihm dies nur gelingen, wenn er in seinem ganzen Wesen den „Weaner Biz" zeigte. Bevor er daher noch ins Zimmer trat, nahm er jedesmal gleichsam einen Anlauf, indem er seine ganze Willenskraft in dem Bestreben konzentrierte, alles Jüdische, das ihm noch etwa anhaften mochte, abzustreifen und so fesch, christlich, wienerisch wie nur möglich zu erscheinen. Leider entsprach aber der Erfolg seinen Bemühungen in keiner Weise. Fritzi und ihr Vetter Karl machten sich weidlich über ihn lustig. Sie kopierten seine Worte und Bewegungen, sowie er ihnen den Rücken kehrte, und bezeigten ihm auch ins Gesicht wenig Respekt. Leopold merkte ihre schlecht verhehlte Geringschätzung wohl, erfand aber hundert Gründe, sich nicht beleidigt zu fühlen. Eine so große Duldsamkeit war bei ihm um so merkwürdiger, als er

im Verkehr mit Glaubensgenossen im höchsten Grade empfindlich war. Ihnen verzieh er selbst die kleinste Zurücksetzung nicht, auch wenn sie ihm offenbar ganz unabsichtlich zugefügt wurde. Er schimpfte dann wie ein Rasender über „jüdische Anmaßung", „jüdische Frechheit", „jüdische Arroganz". Bei Fritzi und seinen anderen christlichen Bekannten dagegen nahm Leopold einen überaus versöhnlichen Standpunkt ein. Auch ihre noch so impertinenten Ausfälle gegen ihn legte er sich sehr wohlwollend als Zeichen von Humor oder kameradschaftlicher Vertraulichkeit aus.

Die Frau Baronin war noch nicht lange im Zimmer, als sie auch schon die Situation mit voller Klarheit erkannte. Sie war eine alte, dürre, recht gebrechlich erscheinende Frau, aber ihre Sinneswerkzeuge waren noch vollkommen gesund, die Augen sogar von großer Schärfe. Und mit diesen Augen, die durch eine außerordentliche Beobachtungsgabe unterstützt wurden, hatte sie gar bald erkannt, daß der junge Jude in ihre Nichte verliebt war. Auch daß Fritzi sich über ihn lustig machte, entging ihr nicht. Das war schade, konnte sie aber in ihrem Vorsatze nicht beirren. Ein Plan war mit einemmal in der Baronin entstanden. Sie wollte Fritzi mit dem Juden verheiraten. Er sollte quasi als Blitzableiter dienen, der die Gefahr von Karl ablenkte.

Durch einige leicht hingeworfene, scheinbar gleichgültige Fragen an die Schwägerin suchte sich die Baronin über Leopolds Lebensstellung und Aussichten zu unterrichten. Sie fragte auch, in welcher Bank er arbeite, und hörte mit stiller Befriedigung ein Institut nennen, an

dessen Leitung der ihr befreundete Kommerzialrat Jordan in hervorragender Weise teilnahm. So konnte sie hoffen, Leopold zu poussieren und dadurch die Heirat zu erleichtern.

Während so die Baronin ihren stillen Plänen nachhing, wurde sie von Schwager und Schwägerin mit Liebenswürdigkeiten überhäuft. Vollständig vergessen war ihre jahrelange rücksichtslose Vernachlässigung aller verwandtschaftlichen Pflichten gegen sie. Jetzt dachte das Ehepaar nur an die von der einflußreichen Frau zu erhoffenden Vorteile. Die Revidentin schmeichelte sich mit dem Gedanken, daß nunmehr eine Heirat Fritzis mit ihrem Vetter nicht mehr aussichtslos sei. Die Baronin würde Fritzi kennen lernen und dann gewiß liebgewinnen. Vielleicht war sie sogar schon heute mit dem Gedanken an die künftige Schwiegertochter gekommen.

Den Revidenten anderseits beschäftigte wie stets einzig und allein seine Flugmaschine. Bei jedem Ding legte er sich bloß die Frage vor, ob es der Ausnützung dieser Erfindung förderlich sein könne oder nicht. Wenn sich vor seinen Augen die Erde gespalten hätte, würde ihm auch nichts anderes eingefallen sein. Und siehe da, die neu erwachten herzlichen Beziehungen zu seines Bruders Frau schienen der Flugmaschine günstig, denn der schon erwähnte Kommerzialrat Jordan galt für sehr reich und unternehmungslustig. Vielleicht würde durch der Baronin Fürsprache die Flugmaschine bis zu ihm gelangen können. Das war für den Revidenten eine sehr frohe Aussicht.

Die Baronin blickte häufig zu den jungen Leuten beim Fenster hinüber. Sie musterte jetzt Leopold genau. Ab-

gesehen von seiner etwas zu langen Nase, dachte sie befriedigt, sieht er gar nicht jüdisch aus; Fritzi könnte ganz wohl mit ihm zufrieden sein und sie wird ihn auch nehmen, wenn man ihr vernünftig zuzureden weiß. Ihre Erfahrung sagte der Baronin auch, daß jedes Mädchen so schnell als möglich heiraten will, daher derjenige, der für diesen Zweck augenblicklich zur Verfügung steht, allen Mitbewerbern überlegen ist. Es galt daher, Leopold sprungbereit zu machen, falls er es nicht ohnehin schon war. Das sollte nötigenfalls ihre Aufgabe sein. Sie nahm sich vor, ihren ganzen Einfluß zugunsten dieser Heirat aufzubieten.

Die Baronin winkte Fritzi herbei und bezeigte ihr die liebevollste Teilnahme. Sie ließ sich das Tun und Treiben des jungen Mädchens, wie alle ihre kleinen Erlebnisse ausführlich erzählen. Auch Leopold wurde mit ins Gespräch gezogen, das sich eine ziemliche Weile recht lebhaft bloß zwischen diesen drei Personen bewegte. Hiedurch schuf die Baronin, wenn es auch Fritzi nicht sonderlich behagte, einen gewissen Kontakt zwischen ihren beiden Schützlingen. Denn indem sie an beide gleichmäßig das Wort richtete und sie mit dem nämlichen Wohlwollen beehrte, zwang sie auch beide, in dem von ihr selbst angeschlagenen Ton miteinander zu verkehren. Fritzi mußte daher notgedrungen ihre Spottlust zügeln und Leopold, dessen Selbstgefühl durch die sehr freundliche Behandlung der vornehmen Dame wie durch Fritzis größere Manierlichkeit geweckt wurde, benahm sich viel ungezwungener und natürlicher als sonst. Dies war fürs erste nur eine kleine Probe ihrer Kunstfertigkeit, welche die Baronin sich

selbst gab, aber sie hatte doch Ursache, mit ihr zufrieden zu sein.

Beim Abschied lud sie die jungen Leute ein, sie zu besuchen. Sie erzählte, daß sie schon längst die Absicht gehabt hätte, kleine Gesellschaftsabende für die Freunde ihres Sohnes zu geben. Nun wollte sie die Idee ins Werk setzen. „An jedem ersten Sonntag im Monat wird ein solcher kleiner Abend stattfinden", sagte die liebenswürdige Tante bei der Abschiedsumarmung zu ihrer Nichte. „Du kommst doch, nicht wahr?" Dann sich zu Leopold wendend, fügte sie hinzu: „Auch Sie, Herr Kastner, wären meinem Mann und mir sehr willkommen."

Bald nachdem sich die Baronin, von ihrem Sohne begleitet, entfernt hatte, nahm auch Leopold von der Familie Abschied. Er sowohl wie sie fühlten das Verlangen, ungestört den mächtigen Eindruck dieses Besuches zu verarbeiten. Fritzi war im siebenten Himmel. Mehr noch als ihre Mutter gab sie sich den frohesten Hoffnungen für ihre Zukunft hin. Sie sah sich schon als Braut ihres Vetters. Nur die große Freundlichkeit der Tante auch gegen Leopold gefiel ihr nicht, wenn sie auch weit davon entfernt war, daraus die richtigen Schlüsse zu ziehen. Aber sie gönnte Leopold seinen vermeintlichen Erfolg nicht. „I begreif' gar nit, was der Tant' eing'fall'n is, mit dem jüdischen Thaddädl so viel G'schicht'n zu machen", sagte sie zu ihrer Mutter.

Die Revidentin zuckte mitleidig die Achseln.

„Die Tant' is ja selber a halbe Jüdin", meinte sie. „Wann ma immer so wie sie mit de Jordans und de an-

dern reichen Juden beisamm' is, stumpft ma si gegen das Jüdische ganz ab. Sie merkt gar nimmer das Ekelhafte bei ihnen."

Aber der Revident widersprach diesmal. „Auf die g'scheiten Juden lass' i nix kommen", rief er. „Die G'scheiten unterstützen 'n Fortschritt, und an Fortschritt brauch mer. Es gibt freili nur wenig g'scheite Juden, aber der Jordan soll ja aner sein, 's Renommee hat er wenigstens dafür. Glei' morgen laß i mir von der Schwägerin an Empfehlung an ihn geben und bring' ihm mei' neuche Kalkulation. Da wird sich's glei' weisen, ob er an Verstand hat oder nit."

Ungleich stärker noch als auf alle andern hatte aber die Begegnung mit der Baronin auf Leopold gewirkt. Er ging seit diesem großen Erlebnis in einer Art von Verzückung umher. Was war das aber auch für eine neue Bekanntschaft! Sie überstieg seine kühnsten Hoffnungen. Eine Christin, eine Baronin, die Frau eines sehr hohen Staatsbeamten! In welche Kreise würde er durch sie Eintritt finden! O, welche Wonne lag für ihn in der Vorstellung, von allen jüdischen Verbindungen und Beziehungen losgelöst, sozusagen im Herzen der vornehmen Christenwelt zu leben!

Leopold wiederholte sich im Geiste jedes Wort, jede Gebärde seiner hohen Gönnerin und schöpfte daraus immer neuen Genuß. Auch bemühte er sich, wenn er allein war, den Tonfall und die Aussprache der Baronin nachzuahmen. Der Dialekt der „entern Gründe" war bei ihm, seit er sie sprechen gehört hatte, ganz in Mißkredit gekommen. Sein Ideal war jetzt die gedehnte und schlep-

pende Sprechweise, deren sich die Baronin gleich vielen Adeligen, Bureaukraten und Militärs bediente. Leopold dehnte und schleppte nun auch so viel er nur konnte, was bei ihm natürlich um so komischer wirkte, als er den Übergang von der bisherigen zur neuen Redeweise an einem Tage vollzog. Seine Bekannten am Stammtisch wollten sich ausschütten vor Lachen, als sie ihn das erstemal „nobel" reden hörten, aber er machte sich nichts daraus, träumte im stillen sogar von einem anderen Stammtisch mit Ministerialsekretären und Landesgerichtsräten, an dem er, der Neffe eines Sektionschefs, den Ehrenplatz einnahm.

Sein ganzes Denken war nun von der Erwartung auf jenen ersten Sonntag im Monat beherrscht, und er zählte die Stunden bis dahin. Seine Mutter, die von der großen Ehre wußte, die ihn erwartete, war beinahe nicht weniger aufgeregt als er. Sie ärgerte sich jetzt, wenn ihr Mann, wie er es oft tat, ein Wort gegen die Regierung fallen ließ. Früher hatte sie seinen Klagen, daß die Juden von Amts wegen unterdrückt würden, stets beigestimmt, aber seit ihr Poldi bei einem Sektionschef eingeladen war, betrachtete sie ihn gewissermaßen auch zu den offiziellen Kreisen gehörig und nahm diese gegen Vorwürfe in Schutz. Der alte Kastner war immer bekümmert, wenn einem Juden ein Unrecht geschah. Obgleich er wie jeder wußte, daß den Juden in Österreich die Staatskarriere so gut wie verschlossen ist, geriet er doch immer wieder in Aufregung, wenn ein ihm bekannter Jude beim Avancement übergangen wurde. „Acht Jahre schon", klagte er häufig, „ist der Moritz Zeiteles, der ein sehr begabter und fleißiger

Mensch ist, unbesoldeter Auskultant bei Gericht und keine Aussicht, daß er befördert würde. Sein Vorgesetzter, der ihn sehr schätzt, bedauert ihn, wenn aber der Zeiteles ihn bittet, sich seiner anzunehmen, zuckt er bloß die Achseln und sagt: ‚Lassen Sie sich taufen.‘ Ist das nicht traurig?“ Oft schon hatte Kastner aus dem bezeichneten Anlaß diese Frage an seine Frau gerichtet, und sie hatte sie auch immer in seinem Sinne beantwortet. Aber eines Tages, als er wieder das Los des Zeiteles beklagte, bemerkte die Gattin höchst unerwartet: „Wer weiß, ob der Moritz wirklich so empfehlenswert ist, wie Du sagst! Ich kann mir nicht denken, daß die Herren vom Ministerium jemandem absichtlich unrecht tun.“

„Wenn er ein Jude ist — gewiß“, antwortete der Gatte. „Dafür haben wir leider Gottes Beispiele genug.“

„Ich glaubs doch nicht“, beharrte die Frau. „Irgendwie wird's beim Zeiteles schon hapern. Mir scheint, mit dem Antisemitismus ist's überhaupt nicht so arg, wie Du immer sagst. Ein Jud, der's verdient, findet schon seinen Anwert. Der beste Beweis dafür ist doch unser Poldi. Auf den ersten Blick hat er's der Frau Baronin angetan und sie hat ihn in ihr Haus geladen. Ich glaub', wenn alle Juden so wären wie unser Poldi, gäb's schon lang keinen Antisemitismus mehr.“ Mit diesem Ausbruch höchsten Mutterstolzes schloß Frau Kastner ihre Rede.

Der Sektionschef von Hebenstreit wohnte in einem alten, verwitterten Hause in der Innern Stadt, das aber sehr ausgedehnte Räumlichkeiten einschloß. Schon das Vorzimmer hatte ungefähr die Dimensionen eines Tanzsaales, von dort kam man in den Salon, der beinahe wie

ein Exerzierfeld aussah. Auch die andern Zimmer der Wohnung konnten sich im Hinblick auf ihre räumliche Entwicklung wohl sehen lassen. Viel weniger imponierten sie dagegen durch ihre Möblierung und Beleuchtung. Der Innenraum des Salons war von Möbeln beinahe vollständig entblößt, nur an den Wänden standen in regelmäßigen Zwischenräumen altmodische, ziemlich verblichene Sofas und Lehnstühle. Noch weniger blendend war die Beleuchtung. Auch wenn der Sektionschef Gäste bei sich sah, brannten in seinem Festraum so wenige und so kleine elektrische Flämmchen, daß eine Art von Dämmerschein darin herrschte. Die Gäste, deren Gesichter unter diesem Einfluß einen bleichen und trüben Ausdruck hatten, irrten in der Riesenlokalität umher wie die verlorenen Seelen im Universum. Artur Gschmeidler, der auch zu den Freunden des Hauses zählte, pflegte zu sagen: „Ich gehe zur Gespenstersoiree bei Sektionschefs."

Zu der heutigen „Gespenstersoiree", die eigentlich der Haussohn veranstaltete, waren hauptsächlich jüngere Leute geladen. Namentlich wimmelte es von jungen Staatsbeamten. Auch die weibliche Jugend stand zu dem Amtskalender in naher Beziehung, denn sie rekrutierte sich fast ausschließlich aus den Töchtern und Schwestern der darin Verzeichneten. In dieser Menge von arischen Gestalten befand sich indessen auch ein Judenmädchen, das sich jedoch durch Erscheinung und Wesen keineswegs auffällig von ihr abhob. Es war Fräulein Elvira Jordan, eine Tochter des Kommerzialrats.

Wie Elvira die einzige Jüdin, so war Leopold der einzige Jude in der Gesellschaft. Aber das Mädchen, dem

dieses Terrain längst vertraut war, bewegte sich auf ihm ruhig und sicher, während sich Leopold in der fremden Umgebung unbehaglich und beklommen fühlte. Indessen behielt ihn die Baronin stets im Auge und sorgte nach Kräften für ihn. Sie wußte es so einzurichten, daß er bei dem Gesellschaftsspiel, welches die jungen Leute vor dem Souper spielten, immer Fritzi zur Partnerin hatte; dies rechnete er ihr hoch an, Fritzi freilich fand daran weniger Gefallen.

Während die Baronin das Spiel von ihrer Sofaecke aus beobachtete, unterhielt sie sich mit ihrer Duzfreundin Marie, der Gattin des reichen Großhändlers Johann Riemer von Felsenquell. Die beiden Frauen waren auch mit der Kommerzialrätin Melanie Jordan eng befreundet. Man sah die drei fast immer beisammen. Natürlich wurde Frau Melanie auch heute hier erwartet. Da sie aber vorläufig noch nicht erschienen war, so bildete sie den Gesprächsgegenstand der beiden andern.

Die Großhändlersgattin hatte sich das Thema „Frau Jordan als Hausfrau" zum Gegenstand ihrer Ausführungen gewählt. Sie interessierte überhaupt nichts anderes als die Haushaltungen der andern, und die Jordansche speziell bot ihr unerschöpflichen Stoff zu kritischen Betrachtungen. Frau von Riemer galt in der ganzen Stadt für das Muster einer Hausfrau. Tatsache ist, daß in ihrem Hause alle Semmeln genau gezählt waren und auch die ältesten keinen Freibrief bekamen.

„Gestern", erzählte sie jetzt der Baronin, „hab' ich durch Zufall in der Melanie ihre Küch' und Speisekammer hineingeschaut. Vater im Himmel! Wie geht's da

zu! Nichts ist eing'sperrt, aber schon gar nichts! Mit der Butter und den Eiern wird nur so geuraßt . . . freilich, Wunder ist's keines bei einer Hausfrau, die alles ihren Leuten überläßt. Neulich hab' ich sie gefragt, was ihre Fleischhauerrechnung im Monat ausmacht. Glaubst Du, sie hat's gewußt? Keine Spur! Na, ich dank' schön! Eine Hausfrau, die so was nicht weiß!"

„Die Sandner, ihr Wirtschaftsfräulein, wird's schon wissen", meinte die Baronin malitiös lächelnd.

„Ja, die Sandner!" ereiferte sich Frau von Riemer. „Die füllt sich ordentlich ihre Taschen! Und wie sie dabei noch auftritt! Hast Du eine Idee, in welchem Ton sie mit der Melanie spricht? Gerad', als ob die Melanie ihre Dienerin wär'!"

„Ja, die Melanie ist zu gut, ich hab' ihr's schon oft gesagt", bemerkte die Baronin, langsam das Haupt wiegend.

Aber die Freundin verzog mißbilligend den Mund.

„Zu gut? Ich glaub' nicht, daß das der Grund ist . . . wir sind doch auch gut, aber deswegen . . . nein, sie hat halt — ich weiß nicht, wie ich's sagen soll — nichts Festes die Melanie, keine so rechten Grundsätze . . . sie ist so gewiß . . . so . . . so . . ."

Eigentlich wollte sie sagen „jüdisch" und darum unordentlich, verschwenderisch usw., aber das ging doch nicht gut an, denn der Gatte Riemer war ein Führer der Liberalen, vertrat sie im Gemeinderat und Reichsrat. Frau von Riemer mußte sich daher mit dieser Umschreibung begnügen, deren wahrer Sinn der Baronin zum Glück nicht entging.

Das Gespräch nahm jetzt eine andere Wendung, denn die Eheherren der beiden Frauen, Großhändler von Riemer und Sektionschef von Hebenstreit, gesellten sich zu ihnen, bald nachher kam auch Artur Gschmeidler und schließlich Frau Melanie Jordan. Es folgte ein Austausch herzlicher Begrüßungen.

„Aber wo ist denn Dein Mann, liebe Melanie?" fragte die Baronin die Kommerzialrätin, nachdem man sich wieder gesetzt hatte.

„Mein Mann", sagte die Kommerzialrätin ein wenig verlegen, „bittet sehr, ihn zu entschuldigen. Er muß an einer wichtigen Sitzung teilnehmen."

„So, so . . . so spät noch", ließ sich hierauf die Baronin nicht ohne merkliche Empfindlichkeit vernehmen.

Frau Jordan hatte ihrer Freundin Verstimmung, die sie sehr peinlich berührte, vorausgesehen, aber es war ihr trotz eifriger Bemühung nicht gelungen, ihren Mann zur Teilnahme an der Soiree zu bewegen. Der Kommerzialrat fürchtete die schlechte Küche der Baronin. Vergebens hatte ihm seine Frau vorzuhalten versucht, daß er dieser Freundin einige Rücksicht schuldig sei. „Die Luise und ihr Mann essen in jeder Woche mindestens dreimal bei uns", erinnerte sie ihn, „da können sie doch verlangen, daß wir im Jahr zweimal bei ihnen essen."

„Eine merkwürdige Logik", antwortete Herr Jordan lachend. „Weil sie im Jahr hundertfünfzigmal bei uns gut speisen, sind wir aus Erkenntlichkeit verpflichtet, uns zweimal bei ihnen den Magen zu verderben. Nein, nein, solche Opfer fordert von uns nicht einmal das Evan-

gelium, wie Du als eifrige Leserin desselben wohl wissen dürftest!"

Und er warf seiner Frau bei diesen Worten einen vielsagenden Blick zu, der sie erröten machte. Dann gab sie jeden weiteren Versuch, ihn zu überreden, auf und ging allein zu dem Gastmahl.

IV.

Tatsächlich rechtfertigte auch das heutige Essen bei dem Sektionschef die schlechte Meinung des Kommerzialrates in vollstem Maße. Bei manchem Gericht, das kaum genießbar war, mußte sich Melanie unwillkürlich ihres Mannes erinnern und war jetzt froh, daß er, der große Feinschmecker, solch kärglichem Labsal keine Ehre zu erweisen brauchte. So wie Frau von Riemer genoß auch die Baronin den verdienten Ruf einer vorzüglichen Wirtin und Hausfrau. Mit anderen Worten, sie sparte an allen Ecken und Enden, insbesondere aber beim Einkauf von Lebensmitteln. Maßgebend bei Erwerbung dieser letzteren war für sie viel weniger die Qualität als der Preis. Demgemäß boten ihre Diners, von der zu ihrer Herstellung verwendeten Kunstbutter angefangen, eine förmliche Übersicht aller Verfälschungen von Naturprodukten, welche der modernen Industrie bisher gelungen sind. Das Ganze war eine Art von sehr belehrender Ausstellung auf diesem Gebiete. Leider würdigten aber nicht alle Gäste diesen Vorzug, wie er es verdiente, und der dem Kommerzialrat in Bezug auf seine kulinarischen Ansprüche gesinnungsverwandte

Artur Gschmeidler konnte nicht umhin, seiner Tischnachbarin zuzuraunen, dieses Diner wetteifere mit jenen der Borgias zwar nicht an Vortrefflichkeit, könne aber immerhin dieselben nachteiligen Folgen haben.

So konnte es denn nicht Wunder nehmen, daß die meisten Schüsseln, obgleich sie kaum reichlich gefüllt auf den Tisch kamen, doch nur halb geleert wieder zurückwanderten. Einzig und allein das Ehepaar Riemer langte sehr wacker zu, dank der durch die eigene, womöglich noch schlechtere Küche entwickelten Anpassungsfähigkeit seiner Verdauungsorgane.

Der Sparbetrieb der beiden Hausfrauen war in moralischer Beziehung gewiß um so höher zu bewerten, als beide bei ihrer Wohlhabenheit es leicht vielen anderen an prunkvoller Gastlichkeit hätten gleich und zuvor tun können. Sie wiesen auch oft mit tugendhafter Befriedigung auf die Einfachheit ihrer Festessen hin. Ihre Art, die Leute zu bewirten, nannten sie patrizisch und konservativ, im Gegenteil zu jener anderen, bei der man gut und reichlich zu essen bekam und die von ihnen mit dem Schmähwort „parvenümäßig" gebrandmarkt wurde. In erfreulicher Verfechtung dieser Grundsätze ermangelten die Frauen auch nicht, ihre gemeinsame Freundin, die Kommerzialrätin, wegen ihrer allzu lukullischen Gastmähler strenge zu tadeln und Melanie, die sich durch den Vorwurf der Protzigkeit sehr beschämt fühlte, würde auch wirklich gern ihre erlesenen, reichhaltigen Menus ein wenig eingeschränkt haben, wenn es ihr Gatte nur erlaubt hätte. Oft, wenn bei einem ihrer Diners, an dem

die beiden Damen teilnahmen, eine besondere Delikatesse auf den Tisch kam, schlug ihr förmlich das Herz vor Angst, weil sie schon im voraus die tugendhaft-entrüsteten Ausrufe der Puritanerinnen zu hören glaubte. Einen, wenn auch nur schwachen Trost, fand Frau Jordan unter solchen Umständen immerhin: die beiden guten Hausfrauen, welche die kostspieligen Gerichte im Prinzipe verdammten, verspeisten gewöhnlich größere Quantitäten als alle anderen.

Die Sitzordnung bei Tische war von der Baronin so getroffen worden, daß ihr Sohn Karl neben Fräulein Elvira Jordan saß, während Leopold Kastner Fritzi zur Nachbarin hatte. Dieses junge Paar genoß den Vorzug, in unmittelbarer Nähe der Hausfrau zu sitzen, die auch heute nicht unterließ, ihm Beweise ihres Wohlwollens zu geben. Doch zeigte sich nur Leopold wie immer dafür empfänglich, Fritzi hingegen saß mit schmollender Miene da. Es schwante ihr, daß ihre Tante daran arbeitete, Karl mit Fräulein Jordan zu verheiraten. Auch des Vetters eigenes Benehmen gegen sie erregte ihr Mißvergnügen. Hatte er sie doch an diesem Abend auffallend vernachlässigt und sich beinahe ausschließlich der „jüdischen Pflanzmamsell", wie sie das kostbar gekleidete Fräulein Elvira im stillen nannte, gewidmet. Fritzi vermutete ein Komplott zwischen Mutter und Sohn und fühlte sich verraten und verkauft.

Sie kombinierte tatsächlich ziemlich richtig. Karls veränderte Haltung resultierte aus einem kürzlich geschlossenen Kompromiß zwischen ihm und seiner Mutter. Die Mutter hatte schon lange gewünscht, daß sich der

Sohn um Elvira bewerbe, doch hatte er sich nie dazu verstehen wollen, am wenigsten, seit er für Fritzi entbrannt war. In ihrer Not hatte die Baronin endlich zu einem scheinbar seltsamen Auskunftsmittel gegriffen, zu dem sie sich überdies ihrer Natur nach nur sehr schwer entschloß: Karls Taschengeld bedeutend zu erhöhen. Bisher war dieses Taschengeld lächerlich gering gewesen. Die große Leidenschaft Karls für seine Cousine hatte vielleicht auch darin ihren Grund. Er besaß tatsächlich nicht die Mittel, sich außerhalb der Familie zu verlieben. Diese Verkettung der Dinge konnte der Baronin bei ihrem Scharfblick auf die Dauer nicht entgehen, sie begriff, daß sie Karl am leichtesten von Fritzi loslösen könne, wenn sie ihm das nötige Geld zu einer wirklichen Liaison gäbe. So also war die Grundlage des Kompromisses beschaffen, die natürlich nicht mit deutlichen Worten bezeichnet wurde, aber so wenig intelligent Karl auch im allgemeinen war, hier hatte er schon die zarteste Andeutung verstanden.

Die wohltätige Wirkung des neuen Arrangements zeigte sich sofort. War Karl bisher höchstens einmal in der Woche im Etablissement Ronacher erschienen, so zeigte er sich nun dort beinahe alle Tage und hatte er bisher bloß in vorübergehenden Beziehungen zu den dortigen Büfettmädchen gestanden, so trat er nun in ein dauerndes Verhältnis zu einer Artistin. Diese Veränderung seiner Gewohnheiten hatte auf sein ganzes moralisches Empfinden den günstigsten Einfluß. Mehr und mehr begann er sich mit dem Gedanken an eine reiche Heirat, die ihm die Fortführung einer ihm so vollkommen zusa-

genden Lebensweise gestatten würde, zu befreunden. Die Baronin erriet, was in ihm vorging. „Gottlob", sagte sie zu ihrem Manne, „Karl fängt an, ein reifer Mann zu werden."

Unmittelbar auf das Souper folgte der Tanz, an dem alle, diesem Vergnügen Huldigenden, um so leichter teilnehmen konnten, als ein Siestabedürfnis nach dieser Mahlzeit bei niemandem vorhanden war. Auch beim Tanz blieb Karl seiner angenommenen Rolle als Verehrer Elviras treu. Er tanzte mit ihr viele Walzer und fast alle Quadrillen, während er mit Fritzi nur ein oder zwei Pflichttänze machte.

Der Verschmähten Laune verdüsterte sich immer mehr. Fremd in diesem Kreise, wo fast alle untereinander sehr intim waren, fehlte es ihr an Tänzern, denn Leopold, auf dessen Bereitwilligkeit sie freilich immer zählen konnte, hatte in dieser Eigenschaft etwas Katastrophales, da er seinen Tänzerinnen vor Eifer und Ungeschick beinahe die Füße zertrat. So blieb Fritzi kaum etwas anderes übrig, als still in einer Ecke zu sitzen, wozu sie sich auch mit einem höchst verdrossenen Gesichte bequemte. Glücklicherweise bemerkte die Tante des Mädchens üble Laune, die so schlecht in ihre Rechnung paßte, bald. Um sie zu zerstreuen, lud sie die Nichte sehr freundlich zu einer Spazierfahrt für den nächsten Tag ein, wobei sie noch die Andeutung einfließen ließ, daß sie gern ungestört mit ihr sprechen wolle. Hiedurch wurde Fritzis Neugierde geweckt. Eine unbestimmte Hoffnung auf etwas Neues, Unerwartetes belebte sie wieder.

Inzwischen betrachtete es der Hausherr als seine

Pflicht, sich unter seinen Gästen zu bewegen und jeden durch eine freundliche Ansprache auszuzeichnen. Er ging auch bei Lösung dieser Aufgabe so methodisch wie bei Erledigung seiner Aktenstücke zu Werke und übersah niemanden. Pedantische Ordnungsliebe war die vorzüglichste seiner Eigenschaften. Außerdem verfügte er über ein fast untrügliches Namen- und Zahlengedächtnis. Sein Kopf war einem musterhaft geführten Archiv vergleichbar, in dem die Dinge sorgfältig geordnet in Fächern liegen. In seiner amtlichen Tätigkeit schätzte man ihn auch hauptsächlich aus diesem Grunde. Wenn man im Ministerium den Inhalt eines alten, längst verschollenen Erlasses wieder ans Licht ziehen wollte, wendete man sich vertrauensvoll an ihn und er zitierte dann wirklich frischweg den Wortlaut des betreffenden Dokumentes, nebst der beigefügten Registerzahl aus dem Gedächtnis. Seine sonstigen Fähigkeiten waren nur gering.

In dem Auftreten des Sektionschefs drückte sich stets eine gewisse Ängstlichkeit aus. Immer schien er voll Sorge, sich durch ein vorschnelles Wort zu kompromittieren, weshalb er beim Sprechen beständig stockte und zauderte. Beschränkt und gutmütig wie er war, stimmte er in der Regel allem zu, was man ihm sagte, fügte aber einen Vorbehalt oder eine Einschränkung hinzu. Seine Erwiderungen lauteten gewöhnlich ungefähr wie folgt: „Ja, ja, so ist es, natürlich nur unter gewissen Voraussetzungen", oder: „Sie haben Recht, wenn auch freilich nur bedingungsweise."

Aber auch dieser Mann hatte seine große Leidenschaft,

nämlich das Burgtheater, das er nun seit vierzig Jahren eifrig besuchte. Allerdings interessierten ihn auch hier bloß die Namen und Daten. Von jeder Vorstellung brachte er pünktlich seinen Theaterzettel heim, den er in einem Faszikel verwahrte. Besser als jedes Bühnenjahrbuch kannte er das Jahr und den Tag jeder Neuaufführung im Burgtheater sowie deren Besetzung bis zur letzten Nebenrolle herab. Von den Stücken selbst und dem Spiel der Darsteller wußte er freilich nur wenig.

Den jungen Staatsbeamten war es schon bekannt, daß es kein besseres Mittel gab, sich bei dem Sektionschef in Gunst zu setzen, als eine besondere Wißbegierde für alte Burgtheaterzettel an den Tag zu legen und dann mit Staunen und Bewunderung zu lauschen, wie sie recitiert wurden. Auch heute lenkte sich daher das Gespräch in den meisten Gruppen, denen sich der Hausherr zugesellte, sogleich auf das Burgtheater.

„Das Burgtheater geht in den letzten Jahren auffallend zurück, finden Sie nicht auch, Herr Sektionschef?" bemerkte ein Ministerialsekretär.

„Allerdings, es geht ein wenig zurück", bestätigte der Sektionschef zaghaft, fügte aber gleich hinzu: „Natürlich nur in gewisser Hinsicht."

„Jetzt wird der ‚Fiesco' neu einstudiert", sagte ein anderer. „Den Fiesco soll der Kainz spielen, den Mohren der Gregori. Wie war denn das Stück früher besetzt, Herr Sektionschef?"

Nun war das Stichwort gefallen. Der Sektionschef, der sich sonst ein wenig vorgeneigt hielt, richtete sich hoch

auf. Er schien in Erwartung seines sicheren Triumphes förmlich zu wachsen.

„Ich sah das Stück zum erstenmal im Burgtheater am 15. Dezember 1856", hub er langsam und feierlich an, „unter der Direktion des Dr. Heinrich Laube, den Fiesco, Grafen von Lavagna, spielte Herr Löwe, den Muley Hassan, Mohren von Tunis, Herr La Roche." Darauf rezitierte er die ganze übrige Besetzung des „Fiesco" in der Reihenfolge des Theaterzettels, ohne sich einen Augenblick besinnen zu müssen, bis er wie folgt schloß:

„Ein Türhüter: Herr Jehly",

„Ein Soldat: Herr Buel."

Es folgten natürlich Ausrufe der Bewunderung und viele Beifallskundgebungen seitens der Umstehenden.

Nach dem „Fiesco" wurden noch die verflossenen Besetzungen vieler anderer Stücke zum Vortrag begehrt und der Sektionschef bestand alle Prüfungen glänzend. Sein Erfolg berauschte ihn so, daß er voll augenscheinlichen Verlangens war, immer neue Proben seiner Kunst abzulegen. Hiedurch ermutigt, näherte sich ein junger Konzeptspraktikant, den die hohe Würde des Chefs bisher in ehrerbietiger Entfernung gehalten hatte, und erbat sich Belehrung über die verschiedenen Neubesetzungen des Lustspiels „Krisen" innerhalb der letzten dreißig Jahre.

Der Sektionschef betrachtete den jungen Mann sehr wohlwollend und nachdem er von dessen Frackärmel ein winziges Stückchen Zwirnsfaden, das seinen Ordnungssinn verletzte, mit geschickten Fingern entfernt hatte, hub er, wie folgt, an:

„Ich sah ‚Krisen‘, Originallustspiel in drei Akten von Eduard von Bauernfeld im ganzen achtmal, und zwar das erstemal am 19. November 1861, das letztemal am 10. Mai 1895. Den Fabrikanten Lämmchen lernte ich zuerst in der Darstellung des Herrn La Roche kennen, später sah ich ihn von Herrn Beckmann spielen, dann von Herrn Meixner, endlich von Herrn Thimig.“ Der Sektionschef verbreitete sich sodann auch über die Darsteller aller anderen Rollen zu den verschiedenen Zeitperioden. Sein Vortrag dauerte eine gute halbe Stunde.

Der junge Konzeptspraktikant dankte mit gerührten Worten für die ihm gewordene Aufklärung, schließlich fragte er: „Was ist denn ungefähr der Inhalt des Stückes ‚Krisen‘, Herr Sektionschef?“

Der Sektionschef blickte ihn sehr betroffen an. „Der Inhalt des Stückes ‚Krisen‘?“ wiederholte er. „Aber, mein lieber Herr,“ rief er dann ironisch und ein wenig gereizt, „wie soll ich mich denn nach so langer Zeit noch daran erinnern?“

Die Soiree ging mangels einer weiteren Beteiligung schon vor Mitternacht zu Ende. Von Hunger gequält, waren viele geflüchtet, die in den umliegenden Gasthäusern noch einen Bissen aufzutreiben hofften. Fritzi wurde von der Kommerzialrätin in ihrem Wagen nach Hause gebracht. Schon während des Abends hatte die Baronin, die hiebei wahrscheinlich einen bestimmten Zweck verfolgte, einen näheren Kontakt zwischen ihrer Nichte und dieser Freundin herzustellen gewußt. Frau Jordan bezeigte sich gegen Fritzi sehr herzlich und lud sie beim Abschied in ihr Haus.

Die Fahrt in der prächtigen Jordanschen Equipage hatte Fritzi ungemein gefallen. Während sie sich voll Genuß auf den weichen Seidenkissen wiegte, dachte sie, daß ein näherer Umgang mit solchen Juden wohl begreiflich wäre. Die armen Juden bei ihr zu Hause wurden ihr durch den Vergleich noch widerwärtiger. Und erzürnt fragte sie sich, was arme Juden überhaupt für eine Existenzberechtigung hätten. Wenn es schon durchaus Juden geben müßte, sollten sie wenigstens alle Equipagen haben, die sie ihre christlichen Bekannten mitbenützen ließen.

Als Fritzi am nächsten Tage zum Fenster hinaus sah, entdeckte sie zu ihrem Erstaunen, daß die Jordansche Equipage wieder vor dem Hause hielt. Gleich darauf trat die Tante ein, um sie zur versprochenen Spazierfahrt abzuholen. Es wurde Fritzi bei dieser und anderen Gelegenheiten klar, daß die Equipage weit mehr von der Tante als von ihren rechtmäßigen Eigentümern benützt wurde. Besonders an Vormittagen nahm sie die Frau Baronin fast ausschließlich in Beschlag.

Der Kutscher erhielt Befehl, in den Prater zu fahren. Im raschen Trabe ging's durch die Praterstraße und die Hauptallee des Praters bis zum Lusthause. In dessen Nähe ließ die Baronin halten und die beiden Damen gingen langsam den Weg zurück, auf dem sie gekommen waren.

Die Hauptallee, die sie nun plaudernd durchschritten, war um diese Vormittagsstunde ganz menschenleer. Die Gelegenheit zu einer vertraulichen Unterredung hätte daher kaum besser sein können, auch ließ sie die Baronin, die ja

Ort und Zeit mit Bedacht gewählt hatte, nicht unbenützt, indem sie gleich von dem Gegenstande zu reden anfing, der ihr und, wie sie wußte, auch Fritzi hauptsächlich am Herzen lag. Nach einigen einleitenden Worten teilte sie dem Mädchen mit, daß die Heirat Karls mit Fräulein Elvira Jordan eine beschlossene Sache sei.

Fritzi hatte große Mühe, ihre Fassung zu bewahren. Zitternd fragte sie: „Hat denn Karl Fräulein Elvira gern?"

Die Tante machte eine leichte Handbewegung wie jemand, der einen ganz geringfügigen Gegenstand beiseite schiebt. „Mit der Zeit wird er sie schon liebgewinnen", meinte sie dann ziemlich kühl.

Hierauf folgte eine ziemlich lange Pause, denn Fritzi hatte die Nachricht, wie sie später zu ihrer Mutter sagte, vollständig „die Red' verschlagen". Es kostete sie einen harten Kampf, nicht in Tränen auszubrechen. Die Tante störte sie in diesem Bemühen nicht, schien auch nichts davon zu merken. Erst als nach ihrem Gutdünken eine genügende Zeitspanne auch für die Beschwichtigung eines tieferen Liebesschmerzes verstrichen war, fuhr sie gemütlich in der Unterhaltung fort.

„Du mußt wissen", sagte sie, „daß Karl unbedingt eine reiche Heirat schließen muß, sonst macht er sowohl sich als seine künftige Frau unglücklich. Er ist nicht der Mensch, von dem man hoffen kann, daß er es durch eigene Kraft weit bringen wird . . . dazu ist er zu sorglos, zu bequem, so gescheit und begabt er auch ist. Anderseits hat er einen großen Hang zum Luxus. Das alles sage ich

Dir natürlich streng unter uns, aber ich will Dir beweisen, daß ich gegen Dich ganz aufrichtig bin."

„Aber sie ist doch eine Jüdin", schrie Fritzi auf, indem sie hoffte, durch diese Worte die Tante zu erschüttern.

Aber diese lächelte bloß.

„Wenn sie keine Jüdin wäre, würde sie ihn bei seiner Stellung und seinen Aussichten wahrscheinlich nicht nehmen, und wenn sie's doch täte, ihn bald fühlen lassen, daß er eigentlich bloß der Mann seiner Frau ist. Eine Jüdin hingegen wird sich gegen ihren christlichen Gatten keine Überhebung erlauben!"

Die Baronin, welche die ausgesprochen antisemitische Gesinnung ihrer Nichte kannte, hielt es für nützlich, noch einige erklärende Worte hinzuzufügen. „Man muß nur nicht das Kind mit dem Bade ausschütten", meinte sie. „Ich habe gegen einen gemäßigten Antisemitismus im Prinzip gewiß nichts einzuwenden. Im Gegenteil! Ich finde es aus praktischen Gründen gut und richtig, den Juden entschieden entgegen zu treten, sie in Staat und Gesellschaft keine Macht gewinnen zu lassen. Aber das schließt doch nicht aus, daß man sich zu einzelnen hingezogen fühlen, sich auch mit ihnen eng verbinden kann . . . Und warum sollte man die Vorteile der heutigen Strömung nicht ein wenig mitbenützen? Seit der Antisemitismus so stark in Mode ist, sind wir Christen bei den Juden ungeheuer im Wert gestiegen. Sie reißen sich jetzt förmlich um uns, sehen ihre höchste Auszeichnung darin, sich mit uns zu vermischen. Würde sonst eine Millionenerbin wie Fräulein Jordan einen Menschen ohne Position wie meinen Karl heiraten?" Die Baronin zögerte

einen Augenblick und fuhr dann fort: „Ich glaube, Du solltest die Dinge auch einmal in diesem Lichte betrachten. Auch Du würdest dann vielleicht . . .“

Fritzi machte eine sehr unwillige Bewegung. „Ich heirat' keinen Juden“, sagte sie trotzig.

Die Tante schüttelte den Kopf. „Das wäre aber unklug von Dir. Du, ein Mädel ohne Mitgift, darfst Dir nicht den Luxus von Vorurteilen, und ein solches ist ja der Antisemitismus, gestatten . . . Nein, laß mich Dir in Deinem Interesse ein ganz offenes Wort sagen. Du tust sehr unrecht, den jungen Kastner zurückzuweisen. Wo willst Du unter Christen eine so gute Partie, wie er ist, finden? Denn er ist eine gute Partie, eine vorzügliche sogar. Sein Vater ist nicht unbemittelt, und außerdem, was für einen schönen Weg kann der junge Mensch, sofern er Protektion hat, noch machen. Und an Protektion soll's ihm nicht fehlen, wenn Du ihn heiratest, verlaß Dich darauf! Ich hab' sogar schon meine Idee mit ihm, die ich Dir aber vorläufig nicht verraten kann. Aber es ist etwas Großes, etwas ganz Großes . . . Also überleg' Dir's gut, ehe Du ihn abweisest.“

Aber Fritzi blieb ungerührt. Erhobenen Hauptes und mit einer gewissen Geringschätzung im Ton erklärte sie der Tante, daß ihr alle eigennützigen Absichten fernlägen und sie nur den Mann heiraten wolle, den sie liebe. Lächelnd erwiderte die Baronin, ein solcher Wunsch sei bei einem jungen Mädchen wohl begreiflich, aber die Erfahrung lehre, daß die Ehen, in denen die Frau heftig in den Mann verliebt sei, sich selten für sie glücklich gestalten. In der Ehe sei die Frau schon von Natur der schwächere

Teil und durch ihre Leidenschaft für den Mann werde sie von ihm noch abhängiger. „Auch ist auf die Liebe“, fuhr die Baronin fort, „wie Du hoffentlich nicht zu spät erkennen wirst, überhaupt kein Verlaß, weder auf die eigene, noch auf die eines andern. Die wahre Garantie für das Glück einer Ehe besteht darin, daß jeder Gatte in ihr seinen Vorteil findet. Deine Ehe mit dem jungen Kastner böte Dir und ihm Vorteile. Dir jedenfalls eine sorglose, wahrscheinlich sogar eine glänzende Existenz, ihm die Erfüllung seines Wunsches, in die feinen christlichen Kreise aufgenommen zu werden.“

Sie sprach noch lange fort, ohne aber den geringsten Erfolg zu erzielen. Zu tief war die Erbitterung Fritzis gegen die Tante, welche sie als Zerstörerin ihres Glückes ansah. Schließlich erkannte diese die Zwecklosigkeit weiterer Bemühung und winkte den Wagen herbei. Die Rückfahrt war schweigsam und die Verabschiedung Fritzis von der Tante sehr kühl.

Das Mädchen erwartete nun mit Ungeduld Karls Besuch. Noch hoffte sie auf ihn. Es war ja unmöglich, daß er den mütterlichen Heiratsplan billigte, so sehr freilich sein Betragen auf dem Balle dafür zu sprechen schien. Diese widerstreitenden Empfindungen beherrschten sie mehrere Tage, bis der Ersehnte, der jetzt mit seiner Gegenwart einigermaßen geizte, endlich erschien. Er kam ihr ganz verändert vor — viel selbstgewisser, viel großartiger. Tatsächlich war er in hohem Grade von dem Bewußtsein erfüllt, daß seine ehedem so leeren Taschen jetzt reichlich mit Geld gefüllt waren. Eine radikale Veränderung in den Vermögensverhältnissen pflegt sich ja meistens in Wesen und Haltung auszudrücken.

Nach seiner neuen Art aufzutreten und sich gegen sie zu betragen, glaubte Fritzi schließen zu müssen, daß er sie nicht mehr liebe. Aber das war ein Irrtum. Karl wollte sie noch ebenso gern küssen wie früher, wenn auch die Genugtuung darüber, daß er jetzt ein wohlhabender Mann war, der sich Küsse auch anderswo verschaffen konnte, sogar in seinen Liebkosungen zum Vorschein kam. Auch sein intimer Verkehr mit der Artistin und ihrem Kreise verleugnete sich in seinen Umgangsformen nicht, die, schon früher nicht sehr gewählt, jetzt ganz diesen neuen Vorbildern nachgeahmt waren. Aber durch all dies wurde er Fritzi nur noch begehrenswerter.

Klopfenden Herzens erzählte sie ihm ihr Gespräch mit seiner Mutter. Er hörte ihr sehr gleichmütig zu, ohne etwas zu erwidern. Als sie ihn endlich direkt fragte, ob er Fräulein Elvira heiraten werde, zuckte er bloß die Achseln und meinte: „Warum auch nicht? Meinetwegen heirat' ich die Jüdin."

Natürlich folgte nun eine stürmische Szene. Fritzi weinte und überschüttete den Treulosen mit heftigen Vorwürfen. Aber er blieb ganz ungerührt.

„Geh, sei g'scheit!" sagte er, „Dich geht doch eigentlich die G'schicht' nix an, ich heirat' ja gar nicht die Jüdin, ich heirat' ja nur ihr Geld. Na also!"

Schließlich redete er ihr noch zu, sie möge nach seinem Beispiel handeln und Leopold heiraten. „Was kann man denn machen?" philosophierte er. „Die Juden haben alles Geld und alle einträglichen Stellen an sich gerissen. Der Leopold wird auch bald hinaufkommen, alle Juden kommen hinauf, weil einer dem andern hilft. Nur wir bleiben

immer unten! Geh, nimm den Kastner", sprach er auf sie ein. Das wird a Hetz werden, Du mit Deinem Juden und ich mit meiner Jüdin! Deswegen brauchen aber wir zwei noch lang nicht auseinanderzukommen — im Gegenteil!"

Und er ging fröhlich fort zu seiner Artistin, während Fritzi sehr unzufrieden zurückblieb. Des Vetters zynischer Vorschlag entrüstete sie zwar nicht, Karl gefiel ihr, und sie hätte ihn ebenso gern zum Hausfreund genommen wie zum Gatten, vielleicht sogar, da sie eine frivole Natur war, zum Hausfreund noch lieber. Aber das Fatale an der Sache war, daß sie, um die Ehe brechen zu können, notwendigerweise jemanden vorher heiraten mußte, für diesen Zweck aber nur Leopold zur Verfügung stand. Und dem Juden wollte sie nicht einmal die Ehre, ihn zu betrügen, erweisen.

Bald nach diesen Vorfällen kam die Tante wieder, um sie zu einer Spazierfahrt abzuholen. Fritzi war überrascht. Nach ihrem wenig artigen Betragen von neulich hätte sie so viel Entgegenkommen von Seite einer Respektsperson wie die Baronin, die scheinbar so streng auf ihre Würde hielt, nicht erwartet. Sie kannte eben ihre Tante noch wenig. Wenn die jemanden für ihre Zwecke brauchte, war sie durch ihn einfach unverwundbar. Jetzt wollte sie Fritzi mit Leopold verheiraten, und solange diese Ehe nicht geschlossen war, hätte ihr die Nichte nach Belieben aufspielen können, ohne daß die gute Tante es ihr verübelt hätte. Der Baronin lag sehr viel an dieser Heirat, ja, sie hatte für sie im Laufe der Begebenheiten eine früher noch ungeahnte Bedeutung gewonnen. Je

mehr sie nämlich Leopold kennen gelernt hatte, um so mehr war es ihr zum Bewußtsein gekommen, daß er für sie in Zukunft ein außerordentlich nützliches Werkzeug werden könnte. Durch die Heirat mit Fritzi hoffte sie ihn dauernd an ihre Person zu fesseln.

Der Baronin war es nicht entgangen, mit welcher grenzenlosen Ehrfurcht der junge Mann sie betrachtete. Als ihr angeheirateter Neffe würde er sich ihr gewiß mit jedem Einfluß, den er besaß, blindlings unterordnen. Und zu Einfluß und zu einer vielvermögenden Stellung glaubte die Baronin Leopold verhelfen zu können. Wie schon ihre Andeutung gegen Fritzi zeigte, hatte sie ihren Plan mit ihm so gut wie fertig.

Im stillen hatte sich die Baronin seit Jahren mit den Angelegenheiten ihres Freundes, des Kommerzialrates Jordan, beschäftigt. Jordan, einer der größten Industriellen des Landes, leitete bisher seine außerordentlich verzweigten und ausgedehnten Geschäfte ganz allein. Er war ein Mann voll Unternehmungsgeist und Tatkraft, der es aus kleinen Anfängen sehr weit gebracht hatte. Aber er stand bereits in vorgerückten Jahren und seine früher sehr robuste Gesundheit hatte gelitten. Aller Voraussicht nach konnte daher der Zeitpunkt nicht allzu fern sein, wo er gezwungen war, sich eine jüngere Kraft zuzugesellen. In seiner eigenen Familie konnte er diese Stütze nicht finden. Wohl hatte er einen erwachsenen Sohn, der aber für den merkantilen Beruf nicht erzogen war und diese Tätigkeit zudem mit entschiedener Abneigung betrachtete. Wie herrlich wäre es, hatte die Baronin oft gedacht, wenn Karl sich für eine solche

Aufgabe eignete oder wenigstens fügsam genug wäre, von seiner Mutter sich leiten zu lassen, denn sich selbst traute die Baronin die Fähigkeit wohl zu, an der Spitze eines großen Geschäftshauses zu stehen. Aber Karl war weder lenksam noch als selbständiger Kaufmann möglich. In seinem eigenen Interesse mußte man ihn von einer Sphäre fernhalten, in der er gewiß das größte Unheil angerichtet hätte.

Seit die Baronin an der Verheiratung ihres Sohnes mit Fräulein Jordan arbeitete, dachte sie auch unablässig an eine entsprechende Lösung dieser für sie so wichtigen Frage. Ihren Vertrauensmann im Jordanschen Handelshause zu haben, erschien ihr für alle Fälle höchst ersprießlich. Wo aber den richtigen Mann finden? Freilich, die Wahl war nicht leicht. Lag doch die Gefahr nahe, daß der Vertrauensmann, wenn er einmal das Heft in Händen hätte, die Stellung bloß zum eigenen Vorteil ausbeutete. Nach sorgfältiger Beobachtung schien ihr Kastner der richtige Mann zu sein. Sein grenzenloser Respekt vor ihr bot die beste Sicherheit, und daß er nicht allzu klug schien, machte ihn noch vertrauenswürdiger. Nein, dieser Jude, der sich schon durch ein freundliches Wort von ihr bis in den Himmel gehoben fühlte, würde sich gewiß keiner Treulosigkeit gegen sie schuldig machen. Huldigte er doch allem, was vornehm-christlich war, mit fanatischer Ergebenheit.

Die Baronin hatte Fritzi in gedrückter und resignierter Stimmung angetroffen. Sie tat während der gemeinschaftlichen Spazierfahrt ihr Bestes, sie aufzuheitern, erzählte ihr allerlei kleine Erlebnisse aus ihrem Kreise, zu

dem sie sie schon ganz zu zählen schien, kurz, bewies ihr eine Huld, die das Mädchen gegen seinen Willen gefangen nahm. Leopolds und des Heiratsprojekts wurde diesmal mit keiner Silbe gedacht.

Täglich fanden nun solche kleine Exkursionen statt, die bald den Prater, bald Schönbrunn zum Ziele hatten. Es konnte nicht ausbleiben, daß in den langen vertraulichen Unterhaltungen während der Fahrt und der Spaziergänge die ältere Frau einen immer wachsenden Einfluß auf die jüngere erlangte. Zwar war Fritzis Mißtrauen noch nicht geschwunden, aber ohne daß sie es wußte, nahm sie doch vieles in sich auf, was die Tante sagte. Allmählich lenkte diese das Gespräch auch wieder aufs Heiraten, sprach zuerst im allgemeinen von glücklichen und unglücklichen Ehen und dann im besonderen von einigen, die sie kannte. Unter anderem erzählte sie einmal von einer armen Gräfin, die einen sehr reichen Bürgerlichen geheiratet hatte. Mit beredten Worten pries sie deren Los. „Siehst Du", sagte sie, „diese Frau ist wahrhaft glücklich. Ihr Mann trägt sie auf Händen, in ihrem ganzen Kreise wird sie wie eine Göttin angebetet. Hätte sie in ihrer Sphäre geheiratet, so wäre sie immer die arme Gräfin unter reichen Gräfinnen geblieben."

Die Tante sprach noch viel über dieses Thema. Sie stellte es als einen allgemein gültigen Satz auf, daß die soziale Überlegenheit der Frau über den Mann ihr das Glück in der Ehe sichere. Auch die Ehen zwischen Christinnen und Juden seien ein Beweis hiefür. An den Fingern zählte die Tante ihr bekannte Christinnen auf, die früher Gschwandner, Hartinger und Riegelbauer geheißen

hätten und heute hochbeglückt Schlesinger, Morgenstern und Rosenfeld hießen. Jede von ihnen habe angeblich das große Los in der Ehelotterie gezogen. „Du kannst Dir nicht vorstellen“, sagte die Baronin, „wie diese Frauen von ihren Männern verwöhnt werden. Ein Jude, der eine Christin geheiratet hat, verehrt sie sein ganzes Leben wie ein höheres Wesen.“

Aber Fritzi machte eine ungläubige Miene. „Mir scheint, Tante, Du kennst die Juden doch nicht gut“, meinte sie. „Das wär' das Neueste, daß die zu jemandem hinaufschauen. Die Juden sind im Gegenteil das Arroganteste, was es gibt. Dafür haben sie doch auch den Ruf.“

Die Tante schüttelte den Kopf. „Den Ruf machen sie sich nur gegenseitig selber und er ist auch nur insofern berechtigt, als er sich auf den Verkehr der Juden untereinander bezieht. In christlicher Gesellschaft sind sie selten arrogant, meistens sogar sehr bescheiden. Das Komische ist sogar, daß gerade jene Juden, die gegen ihre Glaubensgenossen am anmaßendsten sind, sich vor uns am tiefsten bücken.“

So wurde die Baronin nicht müde, Fritzi in ihrem Sinne zu beeinflussen. Auch die Putzsucht des Mädchens, die sie längst bemerkt hatte, bot ihr dazu eine willkommene Handhabe. „Wenn man eine recht elegante Toilette sieht“, äußerte die Tante oft, „so kann man zehn gegen eins wetten, daß die Trägerin eine Jüdin ist. Den Juden ist für ihre Frauen nichts zu teuer. Es ist ihr größter Stolz, sie recht fein und kostbar gekleidet zu sehen. Ich kenne jüdische Ehemänner, die sich abrackern, auch für ihre

Person Entbehrungen auferlegen, um nur ihren Frauen eine Balltoilette von der Spitzer bezahlen zu können."

Keines dieser Worte verfehlte seine Wirkung auf Fritzi ganz. Saß sie allein, gingen sie ihr oft durch den Kopf. Ähnliches hatte sie auch schon früher von anderen gehört. Und Augenblicke kamen, in welchen sie zu ihrer eigenen Überraschung an Leopold als ihren künftigen Gatten dachte, oder vielmehr sie dachte an den Schmuck und die schönen Kleider, die sie von ihm bekommen sollte. Dann freilich verscheuchte sie diese Vorstellungen wieder. Nein, nein, sie wollte keinen Juden heiraten.

Die Baronin las klar die Gefühle, die in des Mädchens Seele sich bekämpften. Hier Abneigung gegen den jüdischen Gatten, dort die Begierde nach Pracht und Luxus. Bei einer Natur wie Fritzi, argumentierte die Baronin, würde die Begierde sicher das letzte Wort behalten, wenn man es nur verstünde, ihr neue Nahrung zuzuführen. Zu diesem Ende sollte die Putzsüchtige Dinge, die sie bisher bloß in ihrer Phantasie liebkost hatte, nunmehr mit Händen greifen dürfen.

So trat sie mit ihr eines Tages im Vorbeigehen in eines der vornehmsten Geschäfte für Heiratsausstattungen ein. Die Baronin ließ sich einen fertigen Trousseau zeigen, der für eine reiche Bankierstochter bestimmt war. Schon der bloße Anblick der vielen Kostbarkeiten brachte Fritzis Blut in Wallung. Doch welche Wonneschauer durchrieselten sie erst, als sie, durch ein freundliches Lächeln der Tante ermutigt, Stück für Stück einer Prüfung unterzog und die köstlichen Negligees und Spitzenhemden ihr bisher noch unvermutete Reize offenbarten. Nachher

war ihr zu Mute, als ob sie starken Wein getrunken hätte, eine Art fieberhafter Munterkeit belebte sie noch, als sie sich längst mit der Tante wieder entfernt hatte. Diese hatte beim Verlassen des Geschäftes den illustrierten Katalog mitgenommen. Sie händigte ihn Fritzi ein, indem sie zu ihr mit einem mütterlichen Ausdrucke sagte: „Wähle, was Dir gefällt, Du sollst das Schönste und Beste haben.“

Eine Stunde lang war Fritzi wie verzaubert. Ohne den Katalog in ihrer Hand würde sie das ganze Erlebnis für einen Traum gehalten haben. Indessen fand sie sich überraschend schnell in die Wirklichkeit zurück. Wie staunte die Tante über sie, als sie am nächsten Tage mit ihr wieder ins Geschäft kam. Da ließ sich Fritzi hunderterlei zeigen, durchwühlte alle Warenvorräte und bezeichnete dann das Gewünschte mit staunenswerter Sicherheit und Präzision. Die Kostensumme ihres Trousseaus überstieg, wie ein flüchtiger Überschlag zeigte, nicht unwesentlich jene der Bankierstochter. Indessen erhob die Baronin dagegen keine Einwendung. Sie schwieg auch zu der getroffenen Wahl, obgleich sie wenig nach ihrem Sinne war. Fritzi hatte einen ausgesprochen kokottenhaften Geschmack, der sich besonders in ihrer übertrieben prunkvollen Bestellung der Unterkleider und Negligees äußerte.

In der ganzen letzten Zeit hatte die Baronin, wenn sie auch mit ihrer Nichte oft genug vom Heiraten sprach, das Projekt deren eigener Ehe mit Kastner nicht mehr erwähnt. Auch jetzt bei Bestellung des Trousseaus gedachte sie seiner nicht — es blieb alles in einem gewissen durchsichtigen Dunkel. Natürlich wußte das Mädchen sehr gut,

wie es gemeint war und daß die Tante an der Verbindung mit Leopold festhalte. Aber sie gab sich den Anschein, es nicht zu ahnen. Im stillen dachte sie, wenn sie nur erst ihren Trousseau hätte, das weitere würde sich schon finden. Dieser Kalkül war aber ohne genaue Kenntnis des Charakters ihrer Tante gemacht, die durchaus nicht die Frau war, sich düpieren zu lassen. Zugleich mit der Bestellung der Waren hatte sie die Verfügung getroffen, daß alle in ihre eigene Wohnung gebracht würden. In Fritzis Besitz ging vorläufig kein einziger Faden über.

Ein besonderes Zimmer im Hause der Baronin wurde zur Aufnahme des Brautschatzes bestimmt. Hieher kam Fritzi täglich, ihre Andacht zu verrichten. Oft schloß sie sich stundenlang in diesem Heiligtum ein, liebkoste die Sachen und gab ihnen die süßesten Zärtlichkeitsnamen. Der Abschied erpreßte ihr jedesmal heiße Tränen, und wäre Leopold Kastner in einem solchen Augenblick zur Stelle gewesen, so hätte sie ihn gewiß vom Fleck weg geheiratet, nur um sich von ihrem eigentlichen „Schatz" nicht trennen zu müssen.

Bei diesen häufigen Besuchen im Hause der Tante hatte sie schon öfters die Kommerzialrätin Jordan angetroffen. Einmal fügte es sich, daß sie mit ihr allein blieb, weil die Baronin abgerufen wurde. Da sagte Frau Jordan freundlich zu ihr: „Darf ich Ihnen gratulieren, liebes Fräulein? Ich weiß wohl, daß Ihre Verlobung mit Herrn Kastner, über den ich viel Gutes gehört habe, vorläufig noch geheim bleiben soll, und ich werde auch gewiß Diskretion bewahren. Aber ich nehme so aufrichti-

gen Anteil an Ihrem Glück, daß ich nicht umhin kann . . ." Und dabei umarmte sie die peinlich betroffene Fritzi, der es sehr schwer wurde, die für eine glückliche Braut passende Miene zu zeigen.

In diesem Augenblick trat die Tante wieder ein und erratend, was vorgefallen war, rief sie Fritzi heiter zu: „Es schadet nichts, daß es auch die Frau Kommerzialrätin weiß! Vor dieser lieben Freundin brauchen wir kein Geheimnis zu haben."

Aber das Unangenehmste sollte für Fritzi noch nachkommen. Denn gleich darauf flüsterte ihr die Tante zu: „Danke der großmütigen Frau Jordan auch für den Trousseau, er ist von ihr, dies ist ihr Hochzeitsgeschenk."

Fritzi wurde dunkelrot vor Ärger und Verlegenheit. Das ganze falsche Spiel der Tante wurde ihr jetzt klar, und zugleich empfand sie es als eine Demütigung, ein so kostbares und für den intimen Gebrauch bestimmtes Geschenk von einer Fremden anzunehmen. Verwirrt stammelte sie ein paar unverständliche Worte und war froh, als sie sich unter einem schicklichen Vorwand entfernen konnte.

Auf der Straße machte sie ihrer zurückgepreßten Wut auf die Tante Luft. „Diese geizige alte Schachtel", schimpfte sie. „Nicht einmal ihr eigenes Geld gibt sie dafür her! Mit dem Geld der Jüdin will sie mich mit ihrem Juden verkuppeln! . . . Aber nein, ich tu's nicht . . . jetzt grad' nicht. Morgen schmeiß' ich ihr ihre ganze lumpige Ausstattung hin . . . ich heirat den krummbeinigen Juden nicht und wenn sie sich auf'n Kopf stellt . . ."

So tobte sie fort, bis sie nach Hause kam. Als sie aber dann in ihrem mehr als bescheidenen Zimmer stand und die armseligen Fähnchen in ihrem Kleiderschrank sah, da fühlte sie nur zu gut, daß das Opfer, auf den prächtigen Trousseau und die erhoffte bessere Lebensführung zu verzichten über ihre Kräfte ginge.

V.

Die Kommerzialrätin Melanie Jordan war einst eine anerkannte Schönheit gewesen. Auch jetzt noch, obgleich bereits in der Mitte der vierzig, gefiel sie und empfing zahlreiche Huldigungen. Heute nahm ihr Gatte kaum mehr Notiz von ihnen, aber in früheren Jahren, wo sie freilich glühender und stürmischer waren, hatten sie oft sein Mißvergnügen erregt. Indessen hatte Melanie nie ihre Pflicht verletzt, auch nie die Versuchung dazu gefühlt, denn sie war nicht leidenschaftlich geartet, wollte eigentlich nur angebetet und umschmeichelt sein. Sie war im höchsten Grade Gesellschaftsdame und schätzte den wachsenden Reichtum ihres Mannes hauptsächlich deshalb, weil er ihr die Mittel bot, Soireen in immer größerem Maßstabe zu veranstalten.

Mit besonderem Eifer hatte Frau Jordan sich von jeher bemüht, Beziehungen zu den alten Wiener Familien anzuknüpfen. Leider aber nicht mit dem gewünschten Erfolg. Nur wenige der Erbangesessenen leisteten ihren Einladungen, und auch diese nur in längeren Zwischenräumen Folge, während sich die meisten konsequent fernhielten. Endlich glückte es ihr, eine Anzahl von miß-

liebigen Verwandten und Bekannten dieser Familien zu sich herüberzuziehen. Aus der Reihe dieser recht bunt zusammengewürfelten Persönlichkeiten ragten eine uralte, stocktaube Stiftsdame, ein sehr einfältiger und zugleich furchtbar gefräßiger Herr sowie ein Fräulein mit einer berühmten Lästerzunge als Spitzen hervor, ohne daß deshalb die anderen viel weniger bemerkenswert gewesen wären. Im Gegenteil: fast alle diese von Frau Jordan mit vielen Mühen und großen Opfern herbeigeschafften Gesellschaftszierden wiesen irgend einen auffälligen physischen oder moralischen Defekt auf. Dafür stammten sie aber freilich von alten Wiener Familien ab, ja manche waren sogar, was die Hausfrau besonders schätzte, immer von einem leichten Weihrauchduft umgeben. Aus diesen Honoratioren bildete sie sich das Stammpublikum für ihre Empfangsabende.

Intim befreundet war die Kommerzialrätin aber nur mit zwei Damen: der Großhändlersgattin Frau von Riemer und der Baronin von Hebenstreit. Am engsten war ihr Verhältnis zur Baronin, die heute bei ihr beinahe wie im eigenen Hause ein- und ausging und auch wie dort den Ton angab. Seltsamerweise hatte sich aber Frau von Hebenstreit sehr lange gesträubt, diese doch sehr dankbare Rolle einer Protektorin zu übernehmen, gerade sie hatte länger als andere den Bewerbungen ihrer nunmehrigen Freundin Widerstand geleistet und sich nur schwer von ihr gewinnen lassen. Sie operierte so, weil sie sich ihres großen Wertes für die Kommerzialrätin wohl bewußt war. Und in der Tat ließ sich nicht leugnen, daß die Baronin, dank ihrer

Stellung und ihrer persönlichen Geschicklichkeit besonders geeignet war, der ehrgeizigen Jüdin in der Gesellschaft als Stütze zu dienen. Frau Jordan hatte dies auch frühzeitig erkannt und ihr Eifer, sich diese Verbündete zu sichern, war um so größer, als sie noch eine besondere Mission für sie in Bereitschaft hielt.

Diese Mission sollte die Übernahme der Patenschaft bei ihr sein. Schmachtete doch die Kommerzialrätin schon lange darnach, in den Schoß der katholischen Kirche aufgenommen zu werden. Sie freute sich auf ihren Glaubenswechsel wie auf eine extrafeine neue Toilette, die er ja im Grunde auch für sie war. Das Schlimmste, was sie der jüdischen Religion nachzusagen wußte, war, daß sie unmodern und veraltet sei. „Ein Mensch, der etwas auf sich hält, bleibt heutzutage nicht mehr Jude", sagte sie oft ärgerlich zu ihrem Gatten. „Ein Jude in unserer Zeit ist lächerlich und geschmacklos!" Und sie bestürmte Jordan, gemeinschaftlich mit ihr und der ganzen Familie zur Taufe zu gehen. Aber er weigerte sich entschieden, trotzdem sie ihm unter anderem auch vorhielt, daß er, wie seine ganze Lebensweise bezeige, sich längst nicht mehr als religiöser Jude fühle. „Um so weniger darf ich mich taufen lassen", erwiderte Jordan. „Weil ich keinen Glauben mehr habe, kann ich ihn auch nicht wechseln." Und er blieb hartnäckig bei dieser Meinung.

Vorläufig wollte er nicht einmal erlauben, daß seine Frau allein den Übertritt vollziehe. Aber das machte ihr wenig Sorge. Sie wußte aus Erfahrung, daß sie bei ihm schließlich noch immer ihren Willen durchgesetzt hatte. Sie dachte, wenn sie nur erst die Taufpatin hätte, mit

der sie vor der Welt Ehre einlegen könnte, so würde sich das andere leicht finden. Glaubensgenossinnen hatten, durch die Not gedrängt, zu diesem Amt frühere Jüdinnen gewählt, die selbst erst frisch getauft waren. Zu einem solchen Zugeständnis würde sich Frau Jordan freilich nie herabgelassen haben. Lieber wollte sie, wie sie oft versicherte, gar nicht getauft werden, als auf so schofle Art und Weise. Nein, ihre Taufpatin mußte eine unverfälschte Christin sein und zugleich Stellung und Einfluß in den offiziellen Kreisen behaupten. „Zur Taufpatin einer jüdischen Neubekehrten", pflegte Frau Jordan zu sagen, „ist die Beste gerade gut genug, denn nach ihr wird der Täufling beurteilt."

Im übrigen kostete es sie auch nach glücklich eingeleiteter Bekanntschaft mit der Baronin noch große Mühe, sich ihrem Ziele zu nähern. Lange blieben selbst ihre durchsichtigsten Anspielungen auf Taufe und Patenschaft von dieser Gönnerin unverstanden. Ja, im Anfange der Bekanntschaft gab sich sogar die Baronin den Anschein, die Kommerzialrätin für eine orthodoxe Jüdin zu halten. Sie fragte sie mit geheucheltem Interesse, ob sie koscher esse, ob sie am langen Tage faste und dergleichen mehr. Frau Jordans Verzweiflung war grenzenlos. Das ihr, das ihr! Der Verdacht eines schimpflichen Verbrechens würde sie nicht so tief niedergedrückt haben, wie diese gräßliche Vermutung. Beinahe weinend erschöpfte sie sich in Protesten, denen aber die Baronin vorerst keinen Glauben beizumessen schien. Im Gegenteile redete sie ihr mit angenommener Treuherzigkeit zu, sich doch ihrer Frömmigkeit, die ja nicht anders als lobenswert sei,

nicht zu schämen, indem sie noch ausdrücklich beteuerte, daß sie „niemanden wegen Befolgung seiner Gebräuche geringschätze“. So röstete sie die Unglückliche am langsamen Feuer! Frau Jordan, die in ihrer Verzweiflung nicht mehr ein noch aus wußte, verstieg sich schließlich bis zu der Behauptung, daß sie „rein nur durch Zufall“ Jüdin geworden sei, aber christlich denke und fühle.

Arme Frau Jordan! Der Schlag war zu hart für sie! Man hielt sie für eine orthodoxe Jüdin! Sie, die sich immer geschmeichelt hatte, daß nicht einmal die gemalten Heiligen christlicher aussähen als sie. Und sie hatte wirklich einigen Grund zu solcher Einbildung. Denn ihr Haar war goldblond, ihre Nase regelmäßig und zierlich und aus dem blütenweißen Gesicht grüßten ein Paar veilchenblaue Augen. Wahrlich, die gütige Natur hatte das Möglichste für sie getan, ihre jüdische Abstammung zu verhüllen. Dafür bot auch sie alles auf, sich dieser Gunst würdig zu erweisen, überwachte sorgfältig ihre Sprache und Gebärden, damit sie nicht an ihr zu Verrätern würden. Allmählich gelang es ihr, sich auch wirklich so zu trainieren, daß sie selbst im höchsten Affekt die Neigung zu singen und mit den Händen herumzufuchteln unterdrücken konnte — eine für eine gebürtige Leopoldstädterin fast unerhörte Selbstverleugnung!

Ein wahrer Festtag war es für Frau Jordan immer, wenn diese ihre Kunst die Probe bestand. Einmal nach einer Eisenbahnfahrt erzählte sie rot vor Vergnügen, sie sei mit zwei Mitreisenden, eingefleischten Antisemiten, ins Gespräch gekommen, die sie, wie ihre heftigen Ausfälle gegen die Juden bewiesen, für eine der ihrigen ge-

halten hätten. Um ihr Inkognito zu bewahren, habe sie natürlich wacker mitgeschimpft. Das war der eine große Erfolg ihres Lebens, aber der andere war noch eklatanter. Auch ihn errang sie auf einer Eisenbahnfahrt, doch waren die Mitreisenden diesmal nicht Antisemiten, sondern Juden. Wer kennt nicht das beinahe untrügliche Witterungsvermögen der Juden für ihresgleichen. Aber bei Frau Jordan bewährte es sich zu ihrer größten Freude und Genugtuung diesmal nicht, wie schon der Umstand bewies, daß die Mitreisenden, kaum daß sie ihrer ansichtig geworden, sich viel manierlicher als früher benahmen und gewählter ausdrückten — ein Zugeständnis, zu dem sich Juden nur herbeilassen, wenn sie sich von Christen beobachtet glauben. Mit Recht schätzte Frau Jordan diesen Erfolg am höchsten, sie betrachtete ihn geradezu als einen Befähigungsnachweis für ihren Übertritt.

Kaum wäre es möglich, sich Eheleute zu denken, die in ihrem Geschmack und ihren Wünschen weniger harmonierten als die Jordans. Der Kontrast trat mit den Jahren immer schärfer hervor. Sie suchte beständig Anschluß an andere, sah ihr Ziel in der Zugehörigkeit zu einer einflußreichen, gesellschaftlichen Clique, während er bloß für Familienfreuden schwärmte, die ihm jedoch nur so lange zuteil wurden, als seine Kinder noch klein waren. Leider veränderte sich das so herzliche Verhältnis zwischen Jordan und seinen Kindern als sie heranwuchsen und jedes von ihnen sich zu einer ausgeprägten Persönlichkeit entwickelte oder wenigstens zu entwickeln glaubte. Aus der starken Betonung ihrer jugendlichen Individualitäten dem Vater gegenüber entstanden häufig Mißhelligkeiten,

die zwar seine Liebe nicht verminderten, ihn aber doch von seinen Kindern in einer gewissen Entfernung hielten. Aber wie anders war das früher gewesen, als die Kinder noch klein waren! Da konnte nichts inniger sein als das Band, das sich um den Vater und seine Kleinen schlang. Wie jauchzten sie, wenn er zu ihnen ins Zimmer trat und wie stürmisch kletterten sie an ihm empor und wie schwoll ihm das Herz dabei vor väterlicher Rührung! Der Gedanke an sie war jahrelang seine einzige Freude und Erholung. Er allein hielt ihn aufrecht in den ungeheuren Anstrengungen und qualvollen Sorgen jener Zeit, in der er mit dem Aufgebot aller Kräfte das Fundament zu seinem Vermögen zu legen suchte. Und als dieses schwere Werk gelungen war, arbeitete er ruhelos weiter, erschöpfte er sich in immer neuen Plänen, neuen Taten, denn für seine Kinder schien ihm jedes Erreichte, wenn es auch noch so groß war, stets zu gering. Sie sollten nach seinem Willen in beständigem Überfluß schwelgen, das Leben nur von der sonnigsten Seite kennen lernen! Sein war die Arbeit, ihrer sollte der Genuß sein!

Und nun! Welche Enttäuschung schon heute! Wo waren sie, die glückstrahlenden Mienen der Seinen, auf die er als seinen Siegespreis so zuversichtlich gehofft hatte? Und wo blieb ihr zärtlicher Dank für ihn, den mühebeladenen Schöpfer ihres Wohlstandes? Ach, es wäre schon viel gewesen, wenn sie ihm wenigstens seine Arbeit und ihre schwer errungenen Früchte nicht zum bittersten Vorwurf gemacht hätten! Aber seine zweite Tochter Konstanze, die ganz von sozialistischen Ideen erfüllt war, verabscheute aufrichtig die kapitalistische Tä-

tigkeit, und sein Sohn Egon, der seit einigen Jahren im Staatsdienste stand, hielt es wenigstens für zweckmäßig, sie vor der Welt zu kritisieren.

Auch der äußere Zusammenhang zwischen Jordan, seiner Frau und seinen Kindern lockerte sich allmählich immer mehr. In diesem Hause lebte jeder für sich. Mann, Frau und jedes der Kinder gingen ihre eigenen Wege. Die Familie fand sich nur bei den Mahlzeiten zusammen und auch da nicht immer regelmäßig.

Jordan litt sehr unter dieser Lebensweise, die sich allerdings von seiner früheren traurig genug unterschied. Noch vor wenigen Jahren, als die Kinder noch nicht völlig herangewachsen waren, hatte auch seine Frau sich mehr von ihrer Häuslichkeit angezogen gefühlt. Fast regelmäßig hatte sie damals mehrere Abende in der Woche nur mit Mann und Kindern verbracht. Und was für glückliche Abende waren das gewesen! Die Gatten behaglich über ihre Tageserlebnisse plaudernd, die lachenden, lärmenden Kinder um sie her! Der Anblick ihrer gesunden hübschen Kinder hatte beiden das Herz froh gemacht. Wenn Jordan jetzt des Abends, wie fast immer, allein in seinem Zimmer saß, hatte er oft Mühe, sich zu besinnen, daß diese ganze Zeit je existiert habe. Wie ein Traum, von dem nach dem Erwachen auch nicht die leiseste Spur zurückbleibt, erschien sie ihm. Keine Brücke führte für ihn aus der so nahen Vergangenheit zur Gegenwart herüber. War das wirklich noch seine Frau, waren das noch seine Kinder? Diese schrullenhafte Frau, die ihre Sehnsucht nach der Taufe und dem Bürgerrecht in den katholischen Kreisen gegen alles andere stumpf und

gleichgültig machte? Und seine Kinder! War dieser meistens mißmutige, rechthaberische junge Herr, der mit dem Vater zuweilen in dem strengen Ton eines Lehrers oder Richters sprach, war der wirklich sein Egon, der herzige, fröhliche Bursche von einst?

Aber am schmerzlichsten berührte Jordan die Verwandlung seines jüngsten Kindes, seiner Tochter Konstanze. Dieses Mädel war früher so recht sein Herzblatt gewesen. Nach ihr hatte er immer zuerst gefragt, wenn er nach Hause gekommen war. Und auch das Kind, still und sanft in seinem Wesen, hatte sich besonders innig an den Vater geschmiegt. So lange sie noch klein war, war er ihr der liebste Spielgefährte und auch, als sie schon in die Schule ging, machte sie ihn zum Vertrauten aller ihrer kleinen Freuden und Kümmernisse. Und er, der rastlose Unternehmer, zögerte nicht, die wichtigsten Geschäfte im Stiche zu lassen, wenn ihm einfiel, daß ihn seine „Stanzi" oder sein „Krausköpfl", wie er sie noch lieber nannte, vor dem Schlafengehen erwarten könnte.

Dieses zärtlich-schöne Verhältnis zwischen Vater und Tochter blieb aufrecht, bis Konstanze etwa sechzehn Jahre alt geworden war. Ihre Intelligenz hatte sich überraschend entwickelt und auch an vielfachen Kenntnissen fehlte es ihr nicht. Nun kam eine Periode, in der sie sehr eifrig moderne Schriftsteller las, bald aber nur für jene erglühte, die in wissenschaftlicher oder künstlerischer Form die bestehenden gesellschaftlichen Einrichtungen verurteilten. Wohl las sie, von ihrem guten Geschmack geleitet, zumeist nur Ernstes und Bedeutendes, das aber auf ihr, wie sich nun zeigte, sehr leidenschaftliches Ge-

müt doch einigermaßen verwirrend wirkte. Nun vollzog sich beinahe über Nacht die stärkste Änderung in ihrem Charakter. Bisher liebenswürdig und fügsam, wurde sie plötzlich unfreundlich und eigensinnig. An Stelle ihres vertrauensvollen Wesens trat ein unbegreiflicher Zug von Bitterkeit. Über die Menschen, besonders über jene der wohlhabenden Kreise, urteilte sie jetzt sehr skeptisch, ja, über einzelne sogar mit vernichtender Schärfe.

Aber am stärksten änderte sich ihr Benehmen gegen ihren Vater. Seine Zärtlichkeiten wies sie nunmehr mit einer Art von Entrüstung ab. Ausdrücklich verbat sie sich alle Kosenamen, die ihr, wie sie sagte, überhaupt verhaßt seien und zudem mit der Vorstellung, die sie von sich selber habe, im schneidendsten Gegensatz ständen. Denn sie sei kein verwöhntes Millionärstöchterchen, keine Zierpuppe, sondern ein vollentwickelter, ernster Mensch, der das Leben in seiner wahren und schrecklichen Gestalt erkenne.

Jordan lächelte im Anfang nur zu solchen Aussprüchen seiner Tochter. Den Geisteszustand, der sie veranlaßte, hielt er für ein Fieber der Entwicklungsjahre und hoffte, daß er mit ihnen wohl auch wieder verschwinden werde. Jede Zeit, dachte er bei sich, hat ihre bewegenden Ideen, die den jungen Mädchen auch für ihre Romantik den Stoff liefern. Schwärmten viele in früheren Jahrhunderten für kühne Seefahrer und Eroberer, so begeistern manche sich jetzt für Sozialisten und Anarchisten. Aber wenn sie älter werden, kommen sie wohl wieder ins natürliche Geleise.

Indessen zeigte ihm ein Ereignis bald, daß die sozialistischen Ideen bei seiner Tochter doch schon feste Wurzeln gefaßt hatten. In den Jordanschen Kohlenbergwerken brach ein Streik aus und vom ersten Augenblick an war Konstanze mit allen ihren Sympathien auf seiten der Streikenden. Die große Unruhe und Besorgnis, in die der Streik ihren Vater versetzte, berührte sie kaum, und seine Versicherung, daß er ruiniert wäre, wenn er die Forderungen der Arbeiter bewilligte, hörte sie mit so ungläubiger und höhnischer Miene an, wie sie bei solchem Anlasse auch kein Sozialistenführer hätte besser zur Schau tragen können.

Die Erörterung der Lohnfrage veranlaßte zwischen Vater und Tochter heftige Auftritte, zumal da sich Konstanze hiebei von keinerlei Rücksicht leiten ließ, sondern unbedenklich die ihr aus den radikalen Schriften wohl vertrauten Kraftworte gebrauchte. Das Ende war natürlich, daß Jordan in höchster Verstimmung das Thema fallen ließ und nicht duldete, daß seine Tochter es im Gespräch mit ihm wieder berührte. Nachträglich reute es ihn sehr, daß er sich mit ihr in die Diskussion solcher Dinge überhaupt eingelassen hatte.

Aber ihr wirtschaftliches Glaubensbekenntnis war es doch nicht, was ihn schmerzte. Mochte sie Sozialistin sein, soviel sie wollte, wenn sie nur ihre kindliche Neigung zu ihm bewahrte. Leider schien dies nicht mehr im vollen Maße der Fall zu sein, wie viele Symptome verrieten. Sie zog sich auffallend und mit einem gewissen Mißtrauen von ihm zurück. Offenbar sah sie heute in ihm mehr den Großkapitalisten als den Vater. Dies ver-

ursachte Jordan großes Leid. Oft suchten seine Augen mit einer fast rührenden Bitte um einen freundlichen Blick die Konstanzens, wenn sie ihm bei der Mahlzeit stumm und ernst gegenübersaß. Aber ihre Antwort, wenn überhaupt eine erfolgte, hatte zumeist etwas Gezwungenes.

„Krausköpfl!" flüsterte Jordan jetzt zuweilen wehmütig in der Einsamkeit seines Rauchzimmers, wo ihn Bilder einer schöneren Vergangenheit mitleidig umschwebten. Hier auf dem Puff, dicht an seiner Seite, hatte früher sie, sein herziges Krausköpfl, gesessen, mit ihm geplaudert und gescherzt. Und auch die anderen Kinder waren des Abends beständig um ihn gewesen und seine Frau hatte sich wenigstens zeitweise auch zu ihnen gesellt. Jetzt verbrachte er fast alle seine Feierstunden allein in dem großen, prächtigen Gemach, das er früher, als er noch glücklich war, gern mit neuen Kunstgegenständen geschmückt hatte, um es immer noch schöner und wohnlicher zu machen. Damals war auch der Anblick dieser toten Dinge für ihn eine Quelle großen Vergnügens gewesen, wogegen er ihn heute nur noch mehr verstimmte. Warum konnten die Dinge ihr erfreuliches Wesen beibehalten, die Menschen aber nicht?

Manchmal, wenn der einsame Grübler wußte, daß Sohn und Töchter nicht daheim waren, packte ihn schier unwiderstehlich das Verlangen, noch mehr in den Erinnerungen einer früheren Lebensepoche zu schwelgen und er ging dann in die von seinen Kindern seit ihrer frühesten Jugend bewohnten Zimmer hinüber, die auch heute noch im Hause nur die Kinderzimmer hießen. „Die Kinder-

zimmer!" Wie magisch hatte schon dieses Wort allein auf ihn, den zärtlichen Vater, von jeher gewirkt. Auch heute brauchte er nur die Tür zu diesen, in ihrer Einrichtung natürlich jetzt ganz veränderten Zimmern zu öffnen, um hundert reizende Bilder der Vergangenheit vor Augen zu haben. Denn seine Phantasie verwandelte mit Blitzesschnelle das heutige Mobiliar in das frühere und die heißgeliebten alten Kinderstuben erstanden ihm aufs neue. Dann sah er dort an der langen Wand die beiden Gitterbettchen wieder, aus denen ihm seine kleinen Mädel an jedem Morgen fröhlich entgegengelacht hatten. Und wendete er den Blick nach der anderen Seite, so grüßte ihn der große, mit Wachstuch überzogene Wickeltisch, der für ihn die herrlichste Bühne der Welt gewesen war. Hatte ihm doch kein Schauspiel je solchen Genuß bereitet, wie das seiner strampelnden Kinder auf dem Wickeltisch, wenn sie dort nach allerlei vorausgegangenen Fährlichkeiten wieder in trockene Windeln eingehüllt wurden.

Noch so manches alte Einrichtungsstück sah Jordan bei solcher Inspektion im Kinderzimmer wieder in seinem Geiste erstehen, nicht ohne daß ihm dabei der ganze Werdegang der Kinder wieder lebendig geworden wäre. Hatte es doch gewöhnlich eine Phase in ihrer Entwicklung bezeichnet, wenn so ein Möbel durch ein anderes verdrängt worden war. Dort, wo sich einst sein lieber Wickeltisch breit gemacht hatte, waren später zwei zierliche Tischbänkchen aufgestellt worden, in denen die Kinder gegessen oder mit ihren Bausteinen gespielt hatten. Und noch später war an diese Stelle ein großer, breiter Unterrichtstisch gekommen und hatte sich dort lange be-

hauptet. Aber an welchen Zeitabschnitt im Leben seiner Kinder Jordan auch immer denken mochte, er sah sich stets auf das innigste mit ihnen vereint, immer im Vollbesitz ihrer Liebe und ihres Vertrauens, an ihren Zerstreuungen wie an ihren Arbeiten mit ganzer Seele teilnehmen.

Und so war es auch geblieben, beinahe bis sie völlig herangewachsen waren. Aber nun war alles vorbei! Und wenn er daran dachte, ward ihm manchmal so unerklärlich traurig zu Mute, just als ob er seine Kinder in ihrer Blüte verloren hätte. Dann freilich sah er seine Torheit ein und fragte sich ärgerlich, ob er es denn vielleicht seinen Kindern übel nehme, daß sie älter geworden, das sie nicht ewig rosige Babies oder Halbwüchsige geblieben seien. Gewiß, diese Art zu empfinden, war höchst seltsam. Von den ihn wirklich umgebenden, an Geist und Fähigkeiten voll entwickelten Kindern verirrte sich die Sehnsucht immer wieder zu jenen kleinen, noch halb unvernünftigen, nur mehr in seiner Phantasie lebenden Geschöpfen . . . Oft machte sich auch Jordan Vorwürfe, daß er sich selbst um die Freuden bringe, die ihm seine Kinder heute noch mehr als ehemals gewähren könnten. Aber was half's? Er litt darunter, daß die Wirklichkeit nicht erfüllte, was seine Erwartung ihm versprochen hatte. Von jedes Kindes Sein und Wesen hatte er sich in der Vergangenheit ein Bild gemacht, das die Gegenwart nicht mehr rechtfertigte. Fand er doch von ihrer früheren Art heute kaum eine Spur mehr an ihnen. Dies schien ihm besonders bei Konstanze der Fall. Jordan mußte sich förmlich überreden, daß Konstanze und Kraus-

köpfl eine und dieselbe Person seien. Manche junge Dame seiner Bekanntschaft erinnerte ihn an sein einstiges Krausköpfl viel lebhafter als sie selbst.

Konstanze besuchte, sofern ihr der Zutritt gestattet war, sozialistische Versammlungen und Vereine. Sie nahm an allen Bestrebungen der Arbeiterpartei regen Anteil. Auch Egon verkehrte viel in Vereinen, doch nur in solchen mit etwas anderen Zielen. Denn er war keineswegs ein ausgesprochener Sozialist wie seine Schwester, dafür aber gleich manchen Staatsbeamten, die auf diese Weise rascher emporzukommen hoffen, ein Gegner der großen Privatbetriebe. Er schrieb auch in diesem Sinne für Zeitschriften und arbeitete an einem großen Werke desselben Inhaltes. Stimmten so die Lehrmeinungen der Geschwister eigentlich nur wenig überein, so waren sie in ihren Gesinnungen und Charakteren vollkommen verschieden. Denn während die phantastische, aber aufrichtige Konstanze bei allem, was sie sagte oder tat, bloß ihren Impulsen folgte, berechnete der kalte und kluge Egon jeden seiner Schritte und nahm hiebei sorgfältig auf die herrschende Zeitströmung Bedacht.

Konstanze träumte von einer neuen Weltordnung, in der Gerechtigkeit und Güte herrschten. Egon träumte wahrscheinlich gar nicht, und wenn es doch geschah, sicherlich von anderen Dingen. Seine eigentliche Denkungsweise kannte übrigens niemand, denn er war sehr verschlossen, man wußte von ihm nur, was er für gut fand, drucken zu lassen oder in öffentlichen Vorträgen als sein Programm zu verkünden.

Die Teilnahme an den verschiedenen Versammlungen, die gewöhnlich des Abends stattfanden, hielten Konstanze und Egon um diese Zeit zumeist vom Hause fern. Indessen empfing Frau Jordan, von Elvira unterstützt, im Salon ihre christlichen Freunde, die sich in größerer oder kleinerer Zahl täglich bei ihr einfanden. Wenn Jordan nach Hause kam, ging er gewöhnlich direkt in sein Zimmer, das er erst verließ, nachdem sich der letzte Besucher entfernt hatte. Man störte ihn in seiner Einsamkeit auch selten, nur Artur Gschmeidler, der sich viel mehr zu dem Hausherrn als zu der Hausfrau hingezogen fühlte, ließ es sich, so oft er bei ihr zu Besuche war, nicht nehmen, auch einen kleinen Ausflug aus dem Salon in das Rauchzimmer zu machen.

So klopfte er eines Abends wieder dort an und fand Jordan hinter doppelt verschlossenen Türen. Nachdem er sich mit einiger Mühe den Zutritt zu ihm erkämpft hatte, sagte er lachend: „Und so etwas nennt man ein offenes Haus! Da sitzen Sie hier hinter Schloß und Riegel, während im Salon sich Ihre Gäste drängen. Sie kultivieren die Gastfreundschaft wirklich auf eine eigene Art, Herr Kommerzialrat."

Jordan zuckte die Achseln.

„Es sind nicht meine Gäste, es sind die Gäste meiner Frau", erwiderte er gleichmütig.

„Sie lehnen also jede Verantwortung für sie ab?" rief Gschmeidler. „Da tun Sie recht, die Gesellschaft da drinnen ist stark antisemitisch."

„Was fällt Ihnen ein?" antwortete Jordan lachend. „Es sind ja lauter Liberale."

„Streiten wir doch nicht um Worte", bat Gschmeidler.

„Na, lassen wir sie, Liberale und Antisemiten", bemerkte der Hausherr. „Setzen Sie sich lieber gemütlich zu mir und bedienen Sie sich mit einer Zigarre."

Gschmeidler nahm dankend die Zigarre und brannte sie an, indessen betrachtete ihn Jordan wohlgefällig. Er hatte viel Sympathie für diesen Christen, der sich ohne jede eigennützige Nebenabsicht zu den Juden hielt. Zugleich aber wunderte er sich auch über ihn. „Ich glaube, Herr Gschmeidler", hub er wieder an, „daß Sie sich der Juden viel wärmer annehmen, als diese selbst es tun. Hab' ich nicht recht?"

Gschmeidler lachte. „Eigentlich wär' das ja nur natürlich. Denn ich habe mir meine Rolle als Judenfreund selbst ausgesucht, den Juden aber ist die ihrige vom Schicksal zugeteilt worden."

„Das ist freilich wahr", stimmte Jordan zu. „Aber sagen Sie mir — was gefällt Ihnen eigentlich an den Juden?"

„Die Frage hab' ich erwartet", lachte Gschmeidler, „fast jeder Jude hat sie mir schon einmal vorgelegt. Es ist zu komisch. Die meisten Juden halten doch im Grunde sehr viel von sich, wenn aber ein anderer auch etwas von ihnen hält, ist es ihnen unbegreiflich!"

„Wir sind eben nicht sehr verwöhnt durch fremde Bewunderung."

„Ja und vertragen sie wahrscheinlich deshalb auch schlecht. Man verliert viel bei den Juden, wenn man sie lobt oder sich mit ihnen befreundet. Ich seh' das am besten bei mir. Mit was für einem heillosen Respekt haben

mich meine ersten jüdischen Bekannten behandelt. Auf einen Sockel hätt' mich jeder am liebsten hinaufgestellt. Aber seit ich mit ihnen und noch vielen anderen sogar intim geworden bin, schauen mich alle über die Achsel an. ‚O je‘, sagen sie jetzt von mir, ‚der verkehrt ja nur mit Juden, ist selber schon ein halber Jud.‘“

Jordan lachte herzlich.

„Ein bißchen übertrieben vielleicht, diese Darstellung, aber doch in der Hauptsache richtig.“

Gschmeidler zog auf spaßige Weise sein Gesicht in melancholische Falten. „Ja, so geht's einem mit Ihren Glaubensgenossen“, seufzte er, „zum Dank dafür, daß man sie achtet, wird man von ihnen verachtet . . . Aber die Originalität des Volkscharakters ist es auch“, fuhr er nach einer Weile fort, „die mich so anzieht. Es ist wirklich ein merkwürdiges Völkchen! Gemütvoll, gescheit, verhältnismäßig sehr begabt, aber in dem einen Augenblick voll Größenwahn und in dem andern voll Selbstverachtung, riesig eitel auf seine schlechten Eigenschaften und voll Scham wegen seiner guten . . . So wenigstens sind viele, die ich kenne.“

Sie plauderten noch eine Weile fort, dann stand Gschmeidler auf, um sich zu verabschieden.

Dabei fiel ihm ein, daß er sich noch nicht für die Einladung zu einer Soiree bedankt hatte, die am nächsten Tage hier stattfinden sollte. Er tat es jetzt. „Sie erwarten morgen wohl viele Gäste?“ fragte er.

„Allerdings“, erwiderte Jordan, „denn es werden beide Konfessionen zahlreich vertreten sein. Solche Soireen haben wir jetzt höchstens ein- oder zweimal im

Jahr. Die Hauptbefriedigung unserer gesellschaftlichen Bedürfnisse gewähren uns die Empfangsabende meiner Frau, die, wie Sie ja wissen, fast ausschließlich katholisch sind."

Gschmeidler lächelte. „Wie es scheint, haben Sie über diese Dinge mit Ihrer Frau ein förmliches Abkommen getroffen?"

„Gewiß", erwiderte Jordan, „es war auch notwendig. Unter anderem habe ich mir ausbedungen, daß, wenn wir in der Familie sind, keine fremden Antisemiten geladen werden dürfen. Für solche Gelegenheiten müssen uns schon die eigenen genügen."

Jetzt lachten beide, worauf sie sich mit einem Händedruck trennten.

VI.

Der auf diesen Abend folgende Morgen sah die ganze Familie Jordan beim Frühstück vereinigt. Dies ereignete sich bei ihr nur an Sonntagen. An Wochentagen nahm jeder sein Frühstück für sich, der Hausherr, den seine Geschäfte nicht ruhen ließen, gewöhnlich zuerst. Früher hatte sich Jordan immer ganz besonders auf den Sonntagmorgen mit dem traulichen Frühstück im Familienkreise gefreut. Da hatte er, so lange seine Kinder noch klein waren, in wahrer Festtagslaune mit ihnen gescherzt, Kuchen und andere Leckerbissen unter sie verteilt. Inzwischen war freilich mancher Schatten auf dieses heitere Familienbild gefallen, aber ein Rest der früheren Sonntagsstimmung lebte in Jordan trotzdem noch fort, und immer noch hatte er eine Art von froher Erwartung, wenn er an einem Sonntagmorgen in seinen Speisesaal trat.

Diesmal traf er seine Lieben schon vollzählig dort an. Frau Jordan war mit ihren Töchtern in ein sehr lebhaftes Gespräch verwickelt, während der Sohn mehrere Zeitungen mit jener fabelhaften Raschheit des geübten Zeitungslesers durchflog, der schon bei dem ersten Blick

auf eine Seite sieht, ob sie etwas für ihn Beachtenswertes enthält oder nicht. Ihm näherte sich Jordan zuerst.

„Was Neues in den Zeitungen, Egon?“ fragte er.

Egons Gesicht, das selbst schon am frühen Morgen einen sehr ernsten Ausdruck zeigte, wurde bei der Frage des Vaters noch ernster, zog sich sogar in grämliche Falten.

„Einiges, was Dich betrifft“, antwortete er kurz. „Wir sprechen später darüber.“

Die Antwort schien Jordan nicht sehr zu behagen. Wenn Egon so sprach, wollte er gewöhnlich an der geschäftlichen Tätigkeit des Vaters Kritik üben, wozu ihm eine Notiz in den Blättern oft die Veranlassung bot. Jordan hatte eine sehr exponierte Stellung in der industriellen Welt. Er stand an der Spitze mehrerer großer Kartelle, die, weil sie die Verteuerung wichtiger Bedarfsartikel zum Ziele hatten, in der Öffentlichkeit natürlich sehr unbeliebt waren. Auch die Zeitungen schrieben oft gegen die Kartelle und ihre meisten Angriffe richteten sich direkt gegen Jordans Person. Ihn selbst bekümmerte das nur sehr wenig, und er würde wahrscheinlich von vielen gedruckten Verunglimpfungen gar nichts erfahren haben, wenn Egon sich nicht beeilt hätte, sie ihm vor Augen zu führen. Der Sohn bezweckte hiedurch, den Vater zum Rücktritt von seiner geschäftlichen Tätigkeit zu bewegen, die, wie er erklärte, für seinen guten Ruf nachteilig sei. Nebenbei schade sie auch ihm selbst in seiner Karriere als Staatsbeamter. Das letztere Motiv war natürlich für ihn das ausschlaggebende, und Jordan wußte das auch ganz gut. Mit der egoistischen Gesinnung

Egons hatte er sich bereits nach Möglichkeit abgefunden, aber er fürchtete die ebenso zwecklosen als verstimmenden Auseinandersetzungen mit ihm. Nun lehrten ihn Egons Worte, daß ihm neuerlich eine so unerfreuliche Unterredung bevorstand. Bei diesem Gedanken konnte Jordan einen unmutigen Seufzer nicht unterdrücken. Aber da stand der Frühstückstisch sehr einladend gedeckt für seinen am Morgen immer sehr gesegneten Appetit. Er beschloß daher, für die Dauer der Mahlzeit alle störenden Gedanken zu verbannen. War doch der Sonntag der einzige Tag in der Woche, der ihm Muße ließ, sein Frühstück gewissermaßen mit Andacht zu verzehren.

So nahm er denn seinen Platz am Tische ein und prüfte sorgfältig die ihn umgebenden Gerichte. Er merkte gleich, daß er zufrieden sein konnte. Die Eier waren nicht härter, als er sie wünschte, der Schinken zart und hellrosa. Mit ungeteilter Aufmerksamkeit vertiefte er sich nun in die Würdigung dieser guten Dinge und hörte nur wenig von der lebhaften Konversation bei Tische.

Jordan liebte anstrengende Arbeit, nicht minder aber gründliche Erholung bei wohlbesetzter Tafel. Ohne im mindesten ein Schlemmer zu sein, schätzte er doch vollkommen die leiblichen Genüsse, im Gegensatz zu seinen Angehörigen, die ihnen nach seinem Ausspruch eine beinahe verletzende Gleichgültigkeit bezeigten. Das sei auch ein Punkt, meinte Jordan zuweilen scherzend, wo er sich von den Seinen nicht verstanden fühle. Aber seine Frau und nach ihrer Anleitung auch Elvira enthielten sich überhaupt nach Möglichkeit des Essens, um ihre schlanken Taillen nicht zu gefährden. Konstanze und Egon ver-

schmähten es zwar nicht, ihren Hunger zu stillen, schenkten aber der Qualität der Speisen nicht die geringste Aufmerksamkeit. Gewöhnlich waren sie auch bei Tische so mit ihren Gedanken beschäftigt, daß sie kaum wußten, was sie zum Munde führten.

Es war Jordans beständige Klage, daß jeder in einer solchen Umgebung die Fähigkeit zum Genießen verlieren müsse, doch wurde diese Behauptung, wenigstens so weit sie ihn selbst betraf, bisher glücklicherweise durch die Tatsachen nicht bestätigt.

Nach Beendigung seines Frühstücks zog Jordan sein Zigarrenetui hervor. Er tat es ein wenig umständlich, um die angenehme Erwartung auf das Vergnügen des Rauchens noch zu verlängern. Hierauf wählte er aus den vorhandenen Zigarren sehr sorgfältig diejenige aus, die ihm nach Format und Farbe für die Befriedigung seines momentanen Bedürfnisses am geeignetsten schien. Dann setzte er sich bequem zurecht und zündete die Zigarre sehr methodisch an. Bedächtig machte er die ersten, jeden Raucher besonders erfreuenden Züge. Solange bei ihm dieses intensive Lustgefühl der ersten Züge aus einer guten Zigarre andauerte, verschloß er sein Ohr beharrlich allen Forderungen der Außenwelt. Sprach man ihn in so einem Augenblick an, so gab er kaum eine Antwort. Dieser hypnotische Zustand dauerte freilich nur kurz, kaum bis zur Aufrauchung des ersten Zigarrendrittels. Nachher erfreute sich wohl der leidenschaftliche Raucher des narkotischen Genusses noch weiter, ohne aber ganz in seinem Bann zu liegen.

Als er endlich an den Dingen um ihn her wie-

der Anteil nahm, hörte er Konstanze in sehr erregtem Tone sprechen. Es war ihm zwar bekannt, daß sie sehr leicht in Hitze geriet, doch mußte sie heute einen besonderen Anlaß dazu haben, denn sie sprudelte die zornigen Worte nur so hervor. Es kostete Jordan einige Mühe, den Grund ihrer Entrüstung kennen zu lernen. Endlich erfuhr er, daß eine Freundin von ihr, die einzige, zu der sie von jeher volles Vertrauen gehabt, ja, die sie beinahe wie ihr anderes Ich betrachtet, sich mit einem Manne verlobt hatte, der nach Konstanzens Meinung ihrer vollständig unwert war. Und was das Schlimmste von allem war: auch die Freundin selbst hatte noch vor wenigen Wochen das gleiche üble Urteil über diesen Mann gefällt. Und heute war er ihr Verlobter.

Es schadete einigermaßen dem Eindruck, den Konstanze durch ihre Erzählung hervorbringen wollte, daß ihr der Zorn und Grimm sehr gut zu Gesicht standen. Wie sie dasaß in ihrem leichten Morgenkleid, mit dem nur lose aufgesteckten Haar, sah sie noch um einige Jahre jünger aus, als sie in Wirklichkeit war, und hatte in ihrer Erscheinung beinahe noch etwas Kindliches. Jordan betrachtete sie mit unterdrücktem Lächeln. Unwillkürlich kamen ihm frühere Wutausbrüche von ihr in Erinnerung, deren unschuldige Ursache ihre Puppe gewesen war. Damals hatte er sie, wenn sie so zürnte, einfach um den Hals genommen und herzhaft abgeküßt. Am liebsten hätte er das auch jetzt getan, aber er wagte es nicht. Er wußte, daß er sie dadurch furchtbar erbittern würde.

So mußte er sich denn bequemen, mit ihr sehr ernst-

haft wie mit einer längst Erwachsenen zu sprechen. Er fragte sie, was denn der Mann, den sie so schwer beschuldigte, eigentlich verbrochen habe. Konstanze erwiderte hierauf, daß er in dem Rufe stehe, unsaubere Geschäfte gemacht zu haben.

„Und weißt Du nichts Näheres über die Art dieser Geschäfte?" fragte der Vater.

Konstanze verzog den Mund, als ob ihr vor etwas ekelte. „Ich glaube, er hat sich durch einen großen Börsencoup bereichert", sagte sie dann.

„Aber wie? Auf welche Weise?" fragte Jordan wieder. „Darauf kommt doch alles an. Man schmäht oft die Leute, denen das Glück hold war, aber eine glückliche Börsenspekulation ist an und für sich noch nichts Unehrenhaftes. Wenn sich einer dabei keiner unerlaubten Mittel bedient hat, wenn er nicht etwa, um seinen Zweck zu erreichen, falsche Nachrichten aussprengte . . ."

„Ach Gott!" unterbrach ihn Konstanze schroff. „Man weiß ja, wie diese Dinge gemacht werden . . . einer macht sie wie der andere."

„Du irrst", erwiderte Jordan nachdrücklich, „einer macht sie nicht wie der andere. Alles kommt eben darauf an, wie sie einer macht."

„Schon aus einer ganz kleinen Entfernung gesehen, sind alle gleich — für mich wenigstens", erklärte Konstanze gereizt.

„Ja, für Dich", rief Jordan, der nun auch ungeduldig wurde, „für Dich, weil Du von diesen Dingen nichts verstehst und bloß gedankenlos Schlagworte nachplapperst.

Es ist aber unsinnig, zu behaupten, daß alle Börsengeschäfte auf Betrug beruhen."

„Börsengeschäfte so gut wie andere Geschäfte", sagte Konstanze verbissen, denn Widerspruch reizte sie zu stets schärferen Behauptungen. „Wer überhaupt Geschäfte macht, der übervorteilt andere, ist sogar gewissermaßen dazu gezwungen. Das ist eben der Fluch der kapitalistischen Gesellschaftsordnung."

Jordan wollte zuerst heftig antworten, aber er besann sich und zuckte bloß die Achseln. Einige Augenblicke später war sein Unwille schon besänftigt, der Konstanze gegenüber nie von langer Dauer war. Es war ihm ganz unmöglich, ihr wirklich zu zürnen. Dazu tat sie ihm vor allem zu leid. Er blickte zu ihr hinüber und konnte nicht zweifeln, daß sie glaubte, was sie sagte, und selbst darunter litte. Ihre Augen waren trübe und sie nagte mit den Zähnen an der Unterlippe. War es nicht tragisch, daß sich ein im Überfluß lebendes Kind, das nach tausend Freuden nur zu greifen brauchte, in Grübeleien über die Verwerflichkeit der kapitalistischen Gesellschaftsordnung versenkte und dadurch vergrämt und verbittert wurde? „Wirklich verrückt, diese heutige Jugend", dachte Jordan im stillen.

Nach einer Weile fing Konstanze wieder zu sprechen an, aber diesmal in etwas gemäßigterem Tone. „Ich kann mir ja ungefähr vorstellen, wie alles gekommen ist", sagte sie. „Hilde ist ein durchaus charaktervolles Mädchen. Sicher hat sie sich dieser Verbindung nach Kräften widersetzt, aber Gott weiß, welchen moralischen Zwang ihre Eltern auf sie ausgeübt haben. Ich weiß ja von Hilde

selbst, wie es in ihrem Hause zugeht. Die Familie lebt weit über ihre Verhältnisse, eine Mitgift ist für Hilde nicht vorhanden. Nun wollte sie sich schon längst auf eigene Füße stellen, wollte Lehrerin werden oder Buchhalterin, aber das wurde ihr natürlich nicht gestattet. Das wäre ja nach Ansicht ihrer Eltern ein schrecklicher Skandal gewesen. Nein, heiraten sollte sie, und das selbstverständlich nur in „ihrer Sphäre", sollte seidene Kleider tragen, ihren Jour haben und zu den Premieren ins Theater gehen. Wer anders lebt, gehört ja nach den Vorstellungen dieser Leute überhaupt nicht zur Menschheit . . . Und so wird ein moralisch kerngesundes Mädchen einem Spieler, einem unmoralischen Menschen ausgeliefert, der zuerst sie selbst mit seiner Unmoral vergiften wird und dann natürlich auch ihre Nachkommenschaft."

Von ihrem Temperament fortgerissen, war Konstanze schließlich doch wieder sehr heftig geworden. Sie blickte jetzt mit herausfordernder Miene um sich; zuerst antwortete niemand. Ihre Mutter und Elvira beschränkten sich darauf, verdrossene Gesichter zu machen, wie immer bei ähnlichen Ausbrüchen des jüngsten Familiengliedes, und auch Egon, noch mit seinen Zeitungen beschäftigt, ließ nur ein unwilliges Knurren vernehmen. Endlich sagte Jordan: „Du bist zu rasch, mein Kind, viel zu rasch. Bevor man so schonungslos urteilt wie Du, muß man doch alle Umstände genau kennen . . ."

„Ich bitte Dich, Vater", schrie Konstanze, „der Fall Hilde ist doch typisch, er kommt doch in unseren sogenannten guten Familien alle Tage vor. Man verschachert die jungen Mädchen und erzählt dann mit der wider-

wärtigsten Heuchelei, sie hätten eine reine Neigungsheirat geschlossen. Bei Hilde wird es gerade so sein. Schon auf dem nächsten Jour wird ihre Mutter freudestrahlend die wunderbare Fügung preisen, durch die ihre Tochter ein nie geahntes, nie gehofftes Liebesglück gefunden."

Jordan zuckte die Achseln. „Und wenn es so wäre! Was geht es schließlich Dich an? Du wirst von mir, darauf gebe ich Dir mein Wort, zu keiner Dir verhaßten Heirat gezwungen werden."

„O, ich ließe mich auch gar nicht zwingen", erklärte Konstanze stolz. „Darüber mache ich mir keine Sorge! Nein, wenn ich erregt bin, so ist es nur, weil mir das Schicksal Hildes, als meiner einzigen Freundin, zu Herzen geht und dann . . ."

Sie stockte wie unschlüssig, ob sie weitersprechen sollte.

„Nun — und dann?" fragte Jordan. „Sprich Dich nur aus."

„Und dann", rief Konstanze beinahe verzweifelt, „weil es mir ein neuer Beweis ist für die Macht der herrschenden Zustände. Wenn sogar ein so tapferes Mädchen wie Hilde unterliegen konnte, was ist da noch zu hoffen? Alles fügt sich der Unmoral, alles findet sich mit der Gemeinheit ab . . . Es ist sehr schmerzlich, wenn man fühlt, daß man ganz allein steht."

„Ich verstehe Dich nicht, erkläre Dich deutlicher", sagte der Vater.

„Nun wohl, so höre", sagte Konstanze, atemlos vor Erregung. „Hilde und ich hatten beschlossen, nach England oder Amerika zu gehen, um uns dort unser Brot

selbst zu verdienen. Wir wollten jede Arbeit verrichten, die uns eine selbständige Existenz ermöglicht."

Jordan war blaß geworden. „Bist Du bei Sinnen?" rief er, „Du willst vom Hause fort? Aber warum? Wer bedrückt Dich hier? Bist Du nicht frei, kannst Du nicht tun was Du willst?"

„Was kann ich hier tun?" fragte Konstanze bitter. „Wo fände ich hier für meine Fähigkeiten den mindesten Spielraum? Hier bin ich einfach die Millionärstochter, nichts weiter. Ich aber will selbst etwas sein, will arbeiten, will ein Ziel vor Augen haben, will sehen, wie weit meine Kräfte reichen . . ."

„Das sagt sich so schön", warnte Jordan, „aber Du hast keine Ahnung, wie schwer der Lebenskampf ist."

„Ich will ihn kämpfen", rief das Mädchen mit heißen Wangen. „Hungern und darben, aber dabei seine Kräfte regen, scheint mir tausendfach besser als mein jetziges sorgenloses, aber ganz leeres Leben. Und was bietet mir die Zukunft? Eine zweite Auflage dieser unnützen Existenz, nur noch mit einem Gatten beschwert, der mich meiner Mitgift wegen geheiratet hat . . . Nein, ich will fort, hier halte ich's nicht länger aus . . . Menschen und Verhältnisse hier sind mir schrecklich. Ich sehne mich, in eine andere Umgebung zu kommen und dort zu wirken und zu schaffen. Nur so kann ich noch an ein Glück für mich glauben."

Jordan seufzte. „Du kennst das wirkliche Leben nicht und bist sehr überspannt."

„Willst Du damit sagen, Vater", rief Konstanze, „daß ich Menschen und Dinge bisher nur von ihrer

schönsten Seite gesehen habe? O Gott, gerade ich kenne sie zumeist von der häßlichsten! In meinen Augen kann die Welt nur gewinnen, wenn ich sie einmal von einer anderen Seite sehe. Denn was sehe ich hier? Dies Haus hier ist ja wie ein Observatorium, von wo man alles sieht, was sozusagen hinter dem Rücken der Öffentlichkeit geschieht. Durch Deine weitverzweigten Verbindungen erfahren wir ja all die sonst nur wenigen Eingeweihten bekannten Geheimnisse aus den Kreisen der hohen Politik, der vornehmen Gesellschaft und der Kunst. Es gibt kaum eine Intrige in diesen Kreisen, keine verborgene Gemeinheit, die uns nicht hinterbracht würde. Daher kennen wir auch die wahren Ursachen so vieler großer Ereignisse, vor denen sich die naiven Leute achtungsvoll verbeugen. Wir wissen, warum ein schädliches Gesetz votiert worden ist, warum ein Betrüger einen Orden oder ein Flachkopf eine Professur erhalten hat, warum ein gutes Gemälde von der Jury abgelehnt wurde . . . O Gott, Vater, wie oft hast Du es selbst gesagt, daß überall da, wo die Entscheidungen gefällt werden, fast jeder seine Stellung nur für sich ausnützt, daß Macht und Einfluß kaum eine andere Bestimmung zu haben scheinen, als mißbraucht zu werden. Im Munde führt jeder tönende Phrasen, die der Sache gewidmet sind, aber im Herzen hegt er nichts als seine Privatinteressen . . . O, laßt mich fort! Ich kann die von Heuchelei, Verlogenheit und Streberei erfüllte Luft nicht länger atmen und mag nicht dahin kommen, alle Menschen zu verachten . . ."

Und Konstanze lief nach diesem leidenschaftlichen

Ausbruche zur Tür hinaus. Die anderen waren bestürzt, nur Egon ließ ein spöttisches Lachen hören. „Der reine Leitartikel aus einem Sozialistenblatt", sagte er.

„Es ist ein wahres Kreuz mit dem Mädchen", erklärte nach einer Weile auch die Mutter. (Sie gebrauchte solche, nur den Christen geläufige Redewendungen mit besonderer Vorliebe.) „Es ist ein wahres Kreuz mit dem Mädchen. Sie ist konfus und überspannt, weiß selbst nicht was sie will. In ihrer Verblendung wird sie sich noch unglücklich machen."

„Das fürchte ich auch", antwortete Jordan traurig.

„Im Grunde ist es aber gar kein Wunder, daß sie so ist", fuhr Frau Jordan mit erhöhtem Nachdruck fort, „sie ist auch nicht die einzige, die weder aus noch ein weiß und schließlich aus eigener Ratlosigkeit irregeht. Dies Schicksal haben eigentlich alle, denen die höhere Autorität fehlt, auf die sie sich stützen können."

„Was willst Du damit sagen, ich verstehe Dich nicht?" fragte Jordan.

Sie blickte ihn mit vorwurfsvoller Miene an. „Du willst mich nur nicht verstehen, aber ich habe doch recht. Mag sein, daß Ihr Männer Euch im Leben allein zurechtfinden könnt, aber Frauen und nun gar Mädchen bedürfen des Beraters, der sie aufklärt und auf den rechten Weg weist . . . Und die Jüdinnen sind auch nur darum so verworren, weil ihnen diese Stütze fehlt . . . Schau' Dir dagegen die Katholikinnen an! Gestärkt und beruhigt kommen sie von der Beichte zurück, mit sich und der ganzen Welt im schönsten Einklang. Wenn ein katholisches Mädchen aus guter Familie so überspannte

Ideen hätte wie unsere Stanzi, so möchte sie ihr der geistliche Herr bald austreiben."

„Möchtest Du nicht so gut sein, liebe Mama", sagte jetzt Egon in verdrießlichem Tone, „und Papa für einige Augenblicke mir überlassen. Ich habe etwas wirklich Wichtiges mit ihm zu besprechen."

Er legte den Ton nachdrücklich auf das Wort „Ich" und seine Mutter verstummte auch sofort. Dieser Sohn, der gar nichts Jüdisches an sich hatte, sondern schon heute in Erscheinung und Betragen den hohen österreichischen Staatsbeamten ahnen ließ, der er einst werden wollte, war ihr höchster Stolz. Von ihm erhoffte sie die Regeneration der ganzen Familie.

„Na also, was hast Du mir „Schönes" mitzuteilen?" fragte Jordan humoristisch.

Aber Egon ging auf einen scherzhaften Ton niemals ein. Er war immer ernst, zugeknöpft und sachlich. Der Versuch, ein Thema, das er behandeln wollte, leicht zu nehmen, weckte sogleich seine Empfindlichkeit. Daher sagte er auch jetzt sehr mißmutig: „Ich würde es wahrhaftig gern unterlassen, darüber zu sprechen, wenn es nicht unvermeidlich wäre. Aber wer soll es Dir schließlich sagen, wenn nicht ich? So können die Dinge unmöglich weitergehen! Du erweiterst fortwährend den Kreis Deiner Unternehmungen. Auch die heutigen Zeitungen berichten wieder von einer neuen Fabrik, die Du ins Leben rufst."

„Nun ja, was ist dabei Schlimmes?" fragte Jordan.

„Dazu kommt, daß Du Dich abermals in einer ganz anderen Branche betätigst", fuhr Egon fort, ohne

den Einwurf des Vaters zu beachten. „Du errichtest eine Seifenfabrik. Bisher hast Du Dich doch niemals mit der Fabrikation von Seife beschäftigt?"

„Bisher allerdings noch nicht", räumte Jordan ein, „aber das ist doch kein Grund, daß ich sie nicht jetzt fabrizieren kann."

„Es ist ein Grund", erklärte Egon sehr entschieden. „Überlege doch nur! Man trifft Dich doch heute beinahe schon überall, es gibt ja beinahe keine Industrie mehr, in der Du nicht Fuß gefaßt hast. Ursprünglich bloß Erzeuger von Baumwollwaren, bist Du später auch Eisenindustrieller geworden, dann hast Du Dir außerdem die Fabrikation von Zucker und Spiritus zugelegt; in neuester Zeit produzierst Du neben diesem allen auch Ziegel und Zement und nun errichtest Du zum Überfluß noch eine Seifenfabrik. So geht das doch nicht, das mußt Du doch selbst einsehen, das läßt die Welt sich nicht gefallen."

„Die Welt?" fragte Jordan erstaunt. „Was geht denn das die Welt an? Kann sie es tadeln, daß ich tätig und unternehmungslustig bin? Ich denke, viel eher müßte man es mir als ein Verdienst anrechnen, daß ich neue Arbeitsgelegenheiten schaffe . . ."

„Ich bitte Dich", sagte Egon, „keine manchesterlichen Redensarten! Die verfangen heute nicht mehr. Niemand dankt es einem Industriellen, wenn er neue Fabriken errichtet, die ihm jährlich viele Tausende eintragen . . ."

„Ich verlange ja auch keinen Dank", sagte Jordan, „das wäre ja lächerlich. Natürlich denkt jeder bei seinen

Unternehmungen vor allem an sich. Wenn er aber damit zugleich anderen nützt, so ist doch kein Grund, ihn anzufeinden."

„Betrachtungen solcher Art werden nicht gemacht", erwiderte Egon kurz. „Man sieht immer nur den Unternehmer, der viel gewinnt und lehnt sich dagegen auf, wenn er mehr gewinnt, als man bei einem einzelnen Menschen für erlaubt hält und . . ."

„Ja, was heißt denn das? Gibt es denn ein Gesetz, wieviel einer gewinnen darf und wieviel nicht?"

„Wozu viel darüber sprechen?" sagte Egon sehr verdrießlich. „Du weißt doch selbst, wie man hierzulande denkt. Wir sind nicht in England oder Amerika, wo jeder so reich werden darf als es in seiner Macht steht. In Österreich toleriert man das Geldverdienen nur bis zu einer gewissen Grenze. Wer sie überschreitet, macht sich alle Welt zu Feinden. Wenn Du hören könntest, wie über Dich gesprochen wird. Eine einflußreiche Persönlichkeit sagte neulich, wie ich aus sicherer Quelle weiß, mit Bezug auf Dich wörtlich folgendes: ‚Was will der Mensch eigentlich? Glaubt er, daß er das ganze Land in seine Tasche stecken darf? Dem Manne muß man das Handwerk legen.' Und so reden viele. Du wirst beinahe als eine öffentliche Kalamität betrachtet."

„Wundervoll!" bemerkte Jordan. „Und die so sprechen, beteuern gleichzeitig in öffentlichen Versammlungen ihre Bereitwilligkeit, die Industrie zu fördern. Das sind mir saubere Zustände, wo so etwas möglich ist."

Egon zupfte ungeduldig an seinem kleinen, blonden Bärtchen. „Gut, gut", sagte er in seiner grämlichen

Weise. „Wozu diese allgemeinen Betrachtungen? Das weiß man ja, es ist Zeitverlust, darüber zu reden. Wie nun einmal die Dinge liegen, ist es das einzig Richtige, wenn Du Dich vollständig von den Geschäften zurückziehst. Zum Glück für Dich ist die Konjunktur heute überall günstig, Du wirst also Deine Fabriken sehr gut verkaufen können."

„Egon hat ganz recht", mischte sich nun auch Frau Jordan sehr lebhaft ein. Der Rücktritt ihres Gatten von seiner Tätigkeit war ihr längst gehegter Wunsch. Sein Zusammenhang mit den Geschäftskreisen erschwerte es ihr, wie sie oft bedauernd sagte, die Familie „ganz aus dem jüdischen Dunstkreise zu retten". Wäre es nach ihrem Kopf gegangen, so hätte ihr Mann sich den päpstlichen Grafentitel gekauft, um mit ihm sowie mit dem etwa gleichzeitig erstandenen Erlöserorden geschmückt, auf irgend einem Herrschaftssitz zu residieren.

Eifrigst ergriff sie daher die erwünschte Gelegenheit, um auch ihrerseits Jordan zu bestürmen. „Zieh Dich von den Geschäften zurück", wiederholte sie mehrmals. „Du bist doch wahrhaftig schon reich genug. Andere in Deiner Situation taten es ja auch."

„Gewiß", bekräftigte Egon. „Die sehr reichen Leute in Österreich haben sich von jeher in einem gewissen Augenblick von den Geschäften zurückgezogen. Sie verschwanden vom Schauplatz, sobald die Ziffer ihres Vermögens allzu unpopulär wurde."

„Tu es auch Du", sagte Frau Jordan beinahe flehend. Sie war aufgestanden und hatte sich ihrem Mann genähert. „Wie schrecklich sind nur diese ewigen Zeitungs-

angriffe!“ klagte sie. „Auch ich leide gar sehr unter ihnen. Nach jedem Angriff sehen mich meine Bekannten mit schadenfrohen Blicken an. Dies alles würde aufhören, wenn Du Egons Rat befolgtest. Bei dieser Gelegenheit könntest Du auch, wie Du es ja schon früher getan hast, ein Spital oder was Ähnliches stiften. Das würde gewiß den besten Eindruck machen.“

„Das ist ganz unnötig“, sagte Egon hastig. „Auch machen solche Stiftungen durchaus keinen guten, sondern viel eher einen schlechten Eindruck, weil sie als Protzerei aufgefaßt werden. Das Klügste wäre, wenn Papa für den ganzen Erlös seiner Fabriken Staatspapiere kaufte. Ein aus Staatspapieren stammendes Einkommen, und wenn es noch so groß ist, wird niemandem zum Vorwurf gemacht.“

Jetzt meldete sich auch Elvira zum Wort, um Mutter und Bruder beizupflichten. Auch sie erklärte, es wäre „viel feiner“, wenn Papa sich von den Geschäften zurückzöge. Und sie machte dann eine Andeutung, als ob dies auch im besseren Einklang mit ihrer künftigen Lebensstellung sein würde.

Mama schien auf dieses Stichwort nur gewartet zu haben, denn sie sagte sogleich zu Jordan mit einer gewissen Feierlichkeit: „Ich vermute, daß die Baronin in nächster Zeit bei Dir für ihren Sohn um unsere Elvira anhalten wird.“

„Ist's schon so weit?“ fragte Jordan seufzend. „Eigentlich hätt' ich's ja erwarten müssen, aber nun überrascht es mich doch. Im stillen hab ich immer noch gehofft, daß Ihr“ — er deutete auf seine Frau und

Elvira — „die unverzeihliche Torheit dieser Heirat einsehen werdet."

„Aber, Papa! . . ." rief Elvira protestierend.

„Wenn Du diesen Herrn wenigstens liebtest!" sagte der Vater. „Aber Du liebst ihn gar nicht, so wenig er Dich liebt. Er spekuliert auf Dein Geld, Du hingegen auf die Aufnahme in seinen, von Dir bewunderten Gesellschaftskreis. Nur daß sich sein Kalkül als der viel richtigere erweisen wird. Denn das erhoffte Geld wird er wirklich erhalten, während Du in dem Kreis, in den Du Dich hineindrängst, die traurige Rolle einer bloß Geduldeten spielen wirst."

„Das sind Einbildungen", erklärte die Gattin eifrig. „Elvira wird schon heute von Hebenstreits und ihren Freunden förmlich verhätschelt. Auch Karl benimmt sich sehr gut gegen sie. Er nimmt sie gewiß nicht bloß ihres Geldes wegen. Ich begreife überhaupt nicht, was Du gegen Karl hast. Für mich ist Karl der Typus des feinen, eleganten Wieners."

„Und für mich", sagte Jordan, „ist er der Typus des liederlichen Müßiggängers. Aber wozu darüber sprechen? Ihr seid ja doch entschlossen."

„Elvira wird glücklich werden, ich versichere es Dich", beteuerte die Gattin. „Wen sollte sie übrigens denn heiraten?" fügte sie ziemlich unlogisch hinzu. „Zu einer Ehe mit einem Juden würde sie sich nie entschließen."

„Nie, nie!" bekräftigte Elvira mit einer Art von Abscheu.

„Du wirst doch die Baronin mit ihrem Antrag nicht abweisen?" fragte die Mutter ängstlich.

Jordan schüttelte den Kopf.

„Ich werde die Entscheidung Elvira anheimstellen. Gewarnt hab' ich sie — mag sie nun selbst ihr Schicksal bestimmen. Wie Du weißt, lasse ich jedem meiner Kinder seinen Willen."

Mutter und Tochter wechselten freudige Blicke, aber nur das Mädchen fühlte sich am Ziele, während Frau Jordan noch einen heißen Wunsch auf dem Herzen hatte. Der eben errungene Sieg ermutigte sie, auch seine Erfüllung zu verlangen.

„Schau", sagte sie zu ihrem Mann, „wenn Elvira sich verlobt, so wird sie natürlich gleich ihren Übertritt vollziehen müssen. Da wäre es doch das Natürlichste, wenn auch wir andern — ich meine die ganze Familie — den Schritt mit ihr zusammen täten."

„Wenn Du mich nicht mit zur Familie rechnest, so habe ich nichts dagegen", erwiderte er sarkastisch. „Mich bitte ich aber jedenfalls aus dem Spiel zu lassen, ich will bleiben, was ich bin. Freilich bin ich — vom religiösen Standpunkt wenigstens — nur ein sehr mittelmäßiger Jude, aber es ist gar nicht abzusehen, was für ein schlechter Christ ich sein würde. Möge es Dir in dieser Hinsicht besser ergehen."

„Aber", wendete sie ein, „es würde doch sehr seltsam aussehen, wenn wir alle zur Taufe gingen und nur Du nicht."

„Das ist wahr", stimmte er ihr zu, „nur zweifle ich, daß die Seltsamkeit gerade auf meiner Seite wäre."

Frau Jordan blickte hilfesuchend zu ihrem Sohn hinüber. „Ich denke, Egon kann keinesfalls Jude bleiben",

hub sie nach einer Weile wieder an, „schon seiner Karriere als Staatsbeamter wegen — nicht wahr, Egon?“

„Selbstverständlich nicht“, brummte der junge Mann, der im übrigen der neuesten Wendung des Gespräches nur mit Ungeduld zu folgen schien.

„Du siehst also, daß auch Egon . . .“ sagte Frau Jordan wieder zu ihrem Gatten gewendet.

„Mag er tun, was er für recht hält“, antwortete dieser. „Ihm, wie meinen Kindern überhaupt, lasse ich in allem volle Freiheit. Ich verlange und erwarte von ihnen keine Rücksicht auf mich. Sie haben ein Recht, ihr eigenes Leben zu leben, nicht das meine. Bei Dir als meiner Frau läge die Sache eigentlich anders. Wir zwei gehören doch von rechtswegen zusammen, und ich könnte daher verlangen, daß Du Dich in nichts von mir trenntest. Bisher hab' ich darum auch stets Deine Konversionsgelüste bekämpft, aber nun, da Elvira diese Heirat schließt, tu ich's nicht mehr. Ohnehin stehst Du schon heute ganz unter dem Einflusse Deiner christlichen Freunde, nachher wirst Du einfach zu ihnen gehören . . . Geschehe, was geschehen muß! Geh auch Du zur Taufe — ich bin einverstanden!“

Seine Stimme zitterte, obwohl er sich alle Mühe gab, ruhig zu sprechen. Nun stand er auf und ging, um seine Erregung zu bemeistern, mit großen Schritten auf und ab. Aber Egon stellte sich ihm in den Weg.

„Wir sind ganz von unserem Thema abgekommen“, sagte er mit einer noch sauertöpfischeren Miene als früher. „Die Taufe unserer Familie oder einiger ihrer Mitglieder ist zwar unvermeidlich, aber momentan ge-

wiß nicht das Dringendste. Dringend dagegen ist, wie ich schon früher sagte, Dein Rücktritt, Papa, von Deinen Unternehmungen."

„Dringend für Dich oder für mich?" fragte Jordan, indem er seinem Sohn fest in die Augen blickte.

„Für Dich sowohl wie für mich", entgegnete Egon. „Natürlich ist es ja in erster Linie Dein Ruf, der leidet. Für mich kommt eigentlich nur mein sozialpolitisches Wirken in Betracht, das ich allerdings nicht entfalten kann als Sohn eines vielbefehdeten Großindustriellen, der mit den Preisdiktaten seiner Kartelle Hunderttausenden das Leben erschwert."

„Ah! das ist also des Pudels Kern — die Kartelle!" rief Jordan.

„Sie natürlich vor allem! Die Kartelle sind heute das Allerunpopulärste, und in den Augen der Leute giltst Du förmlich als ihre Personifikation. Allgemein nennt man Dich auch den Vater der Verteuerung."

Nun brauste Jordan heftig auf. „Das ist lauter Unsinn", schrie er. „Die Kartelle sind auch für die Allgemeinheit gut und nützlich, weil sie die industrielle Überspekulation verhindern oder doch sehr mildern. Die verheerenden Krisen, die früher regelmäßig auf jeden Aufschwung folgten und so viele Arbeiter brotlos machten, werden durch die Kartelle hintangehalten. Daher sind die Kartelle auch für die Arbeiter ein Segen."

Egon seufzte leicht auf. „Wozu, ich bitte Dich, nimmst Du Dir nur die Mühe dieser Beweisführung? Wenn es Dir Vergnügen macht, glaube ich Dir ja alles, was Du willst, aber was hilft es uns beiden? Nützlichkeit

oder Schädlichkeit der Kartelle sind gleichgültig, wenn die öffentliche Meinung einstimmig in ihrer Verurteilung ist. Was speziell mich betrifft, so fordert meine Stellung kategorisch von mir, daß ich die Kartelle bis aufs Messer bekämpfe. Und auf diesen Umstand müßtest Du doch ein wenig Rücksicht nehmen."

„Ach so", rief Jordan sehr zornig. „Ich soll in Pension gehen, damit Du nicht ferner durch mich kompromittiert wirst und mit noch größerer Emphase als bisher Deine weltbeglückenden Reden halten kannst. Ein Millionenerbe zu sein, paßt Dir ganz wohl, zugleich aber willst Du auch den Ruhm der Volkstümlichkeit genießen! Das ist ja der neueste Hautgout des begüterten Nachwuchses! Nun denn, ich denke nicht daran, Dir dieses billige Vergnügen zu bereiten. Mach' Dir gar keine Rechnung darauf."

Er war in heftigster Entrüstung. Auch Egon schien, nach seiner jetzt etwas grünlichen Gesichtsfarbe zu schließen, erregt. Aber während der Vater schrie und gestikulierte, blieb er ganz ruhig. Heftig wurde er überhaupt nie, auch wenn er noch so erzürnt war, höchstens noch grämlicher und verdrossener als gewöhnlich. Diese Selbstbeherrschung bei lebhafter Gemütsbewegung war mit ein Grund, weshalb ihn seine Mutter bewunderte, die, wie sie oft sagte, die „geräuschvolle jüdische Aufgeregtheit" verabscheute. Auch jetzt blickte sie voll Stolz auf ihn, der eben ein Gesicht machte, als ob er Essig verschluckt hätte.

„Da die Dinge so liegen", sagte der junge Mann nach kurzer Überlegung zu seinem Vater, „muß ich Dir leider

eröffnen, daß ich Dein Haus verlassen muß. Vor den Augen der Welt wenigstens müssen wir getrennt sein, das bin ich meiner Zukunft schuldig. Du wirst es mir auch nicht verdenken können, wenn ich, um meine etwas diffizile Stellung zu verbessern, in der nächsten Zeit eine Reihe von Vorträgen gegen die Kartelle halte."

Er ging, kehrte aber nach einigen Schritten wieder zurück. „Wenn Du ruhiger geworden, wirst Du gewiß einsehen, daß ich nicht anders handeln kann."

Nachdem Egon fort war, sagte Frau Jordan zu ihrem Mann: „Ich begreife Dich gar nicht. Wie oft hast Du in früheren Jahren gesagt, daß Du keinen höheren Wunsch habest, als Dich von den Geschäften zurückzuziehen."

„Erinnerst Du Dich noch daran?" fragte Jordan bitter. „Wie gut ist es doch manchmal, daß unsere Wünsche nicht erfüllt werden! Ich wollte mich von allem frei machen, um nur für Dich und die Kinder zu leben . . . Es ist eigentlich zum Lachen! In welcher Verlegenheit wäre ich heute, wenn ich das wahr machen sollte! Die Kinder verlassen mich beinahe wie Feinde und Du, wenn Du auch vorläufig bei mir bleibst, bist mir an Geist und Gemüt halb entfremdet und wirst es bald vollständig sein . . . heut' hab' ich nichts auf der Welt als meine Arbeit, sie allein gibt mir noch ein wenig Lebensmut, an sie klammere ich mich darum mit aller Kraft . . ."

Die Frau wollte etwas erwidern, aber er wehrte ab. „Laß mich, Worte helfen da nichts . . . Es ist zehn Uhr vorüber, ich muß aufs Kontor!"

Auf dem Wege dahin war ihm furchtbar schwer zu Mute. „So sieht m e i n Sonntagsmorgen aus!“ dachte er schmerzlich, die Vorübergehenden betrachtend, die ihm alle in sonntäglicher Feststimmung erschienen. Ein einfach gekleideter Mann — Handwerker oder kleiner Beamter — der mit Frau und drei Töchtern vor im herging, erregte besonders seine Aufmerksamkeit. Die kleine Gruppe schien ihm ein Bild heiteren Familienfriedens, und er folgte ihr mit den Augen, solang er nur konnte. „Wir Juden sind überhaupt ein unglückliches Volk“, philosophierte er dann im Weiterschreiten, „beinah jeder eine problematische Natur, ohne das mindeste Talent zu ruhigem Lebensgenuß. Und wenn wir Vermögen erwerben, ist es für uns noch schlimmer. Das ewig Unruhige, Grübelnde, Ehrgeizige, Unzufriedene im Juden plagt ihn noch stärker, wenn er von der Sorge um das tägliche Brot befreit ist. In fast allen unseren reichen Familien findet man dafür die Bestätigung.“

In sein Kontor gelangt, las Jordan die eingelaufenen Briefe und konferierte mit seinen Prokuristen und Oberbeamten über zu treffende Verfügungen. Die Arbeit erweckte in ihm neue Gedanken, die ihn wohltätig von den Vorfällen des Morgens ablenkten. Als er nach einigen Stunden das Kontor wieder verließ, um nach Hause zurückzukehren, war seine trübe Stimmung von vorhin wohl noch nicht verschwunden, aber doch sehr gemildert. Dazu trug auch bei, daß das Wetter prächtig war. Jordan schickte seinen Wagen fort und ging, sich des hellen Sonnenscheines und des lebhaften Menschengewimmels auf den Straßen erfreuend, auf einem längeren Umwege

heim. Er fühlte sich noch ganz wohl, als er sein Palais betrat, aber auf der Treppe überraschte ihn ein äußerst heftiger Schmerz in der Brust, der ihm den Atem hemmte. Obgleich der Anfall ziemlich rasch vorüberging, war Jordan doch sehr erschöpft, als er oben anlangte. Mühsam schleppte er sich in sein Zimmer, wo er einige Zeit ausgestreckt auf dem Sofa lag. Die Ruhe tat ihm sehr wohl, bald fühlte er keinerlei Beschwerden mehr, nur eine Schwäche in den Gliedern war zurückgeblieben, die aber auch allmählich verschwand. Nun hatte er den Wunsch, seine Kräfte zu erproben, und schickte sich an, einen Gang durch die Zimmer seiner Wohnung zu machen. Im Salon traf er auf Konstanze. Sie stand in einer Fensternische und blickte auf die Straße hinab.

Aber sie erschrak, als sich ihr der Vater näherte. „Was ist Dir?" rief sie sehr besorgt. „Du siehst leidend aus!"

Er lächelte und suchte sie zu beruhigen. „Mir ist nichts, es war nur ein vorübergehendes Unwohlsein. Vielleicht bin ich zu rasch die Treppe heraufgestiegen."

„O, Vater!" sagte Konstanze gedrückt. „Bin ich schuld daran? Hat Dir der Ärger über mich von heut früh geschadet?" Sie sah ihn ängstlich und kummervoll an.

„Nein, nein, mein Krausköpfl", sagte er sehr herzlich. Er zog sie an sich, umarmte und streichelte sie. Sein Herz war voll Rührung und Dankbarkeit wegen dieses kleinen Zeichens kindlicher Liebe. Nun war bei ihm jede Nachwirkung seines eben überstandenen Anfalles ver-

schwunden. Die Freude gab ihm ein Gefühl des Wohlseins, wie er es schon lange nicht gehabt.

In der Fensternische stand eine breite und bequeme Ruhebank. Konstanze nötigte den Vater, sich zu setzen und nahm selbst neben ihm Platz. Sie war heute viel weicher und liebenswürdiger als gewöhnlich. Ein Verlangen, sich auszusprechen, sich zu erklären, schien sie zu beseelen, das ihr sonst nicht eigentümlich war. Sie sprach wieder davon, wie unaussprechlich peinlich ihr die Nachricht von ihrer Freundin Verlobung gewesen sei. Der Unwille darüber habe ihr vielleicht auch Worte in den Mund gelegt, die den Vater verletzt hätten. Sie beklage dies von Herzen, wie es sie überhaupt schmerze, daß vieles an ihr sein Mißfallen errege. Es sei ihr aber unmöglich, sich zu ändern. Wie gern würde sie ihm mehr Freude machen, wenn sie es nur könnte.

Er lächelte traurig, indem er leise ihre Hand streichelte.

„Daß Du mir keine Freude machst, verzeih ich Dir gern, ich bin Dir nur bös, daß Du Dir selbst keine machst."

Sie zuckte leicht die Achseln. „Du hast recht, ich habe auch wenig Freude an mir, mir ist immer so schwer zu Mute."

„Aber, Stanzi", sagte er halb ärgerlich, halb bekümmert, „es ist ja wirklich zum Erbarmen! Ein Mädel wie Du — jung, gesund, hübsch — leidet an Melancholie! Ja, was fehlt Dir denn? Was bedrückt Dich? Es kann doch nicht bloß Weltschmerz sein."

Sie wollte zuerst nicht antworten, erst als er in sie

drang, sagte sie: „Ich habe es Dir ja schon gesagt, das zwecklose Leben hier im Hause ist mir eine Qual und noch mehr ist es mir der ganze Gesellschaftskreis, in dem ich mich bewegen muß.“

„Du bist allzu rigoros“, meinte er. „Wegen einiger Ungerechter verdammst Du auch alle Gerechten. Natürlich fehlt es in unserer gesellschaftlichen Sphäre so wenig wie in einer andern an zweifelhaften Persönlichkeiten, aber es gibt doch auch in ihr genug höchst anständige Leute. Halte Dich bloß an diese.“

„Die höchst anständigen Leute gerade sind mir am antipathischsten“, erwiderte sie.

„Na, hör' einmal — das ist mir aber unverständlich!“

„Die höchst Anständigen“, erklärte Konstanze, „tragen durch ihr ganzes Benehmen die Schuld, daß Reinheit des Charakters bei uns so wenig geschätzt wird. Was tun sie denn, diese Anständigen, für die Pflege der Anständigkeit? Zeigen sie je auch nur im geringsten, daß sie auf Charakterfestigkeit Wert legen? Muntern sie die Leute auf, die diese schöne Tugend besitzen? O nein! Oder hast Du vielleicht schon gehört, daß jemand seines schönen Charakters wegen auf eine Soiree geladen worden wäre? Geist, Witz und Talent werden aufgesucht und oft in der übertriebensten Weise gefeiert, aber den makellosen Charakter beachtet niemand, lobt niemand.“

„Aber“, wendete der Vater ein, „die Gaben, die Du nennst, haben doch einen Seltenheitswert. Anständigkeit des Charakters dagegen wird mit Recht von jedermann als selbstverständlich verlangt.“

„Du lieber Gott!“ lachte das Mädchen spöttisch, „wir verfügen eher über tausend Genies als über einen exemplarischen Charakter. Sein Seltenheitswert ist sicher der allergrößte. Daß er aber schon beinahe zur Mythe geworden ist, daran sind nur diese flauen Anständigen schuld, die sich weder für die Charaktervollen erwärmen, noch die Charakterlosen, besonders wenn sie reich sind, von ihrem Umgang ausschließen. Offenbar handeln sie ihrer Natur gemäß. Die gute Küche des einen Nachbars übt zweifellos eine viel größere Anziehung auf sie aus als das gute Gewissen des anderen.“

Jordan mußte lachen. „O, Du kleine Moralistin!“ rief er. „Aber auch Du wirst Dir mit der Zeit von Deinen strengen Grundsätzen etwas abhandeln lassen.“

„Das wäre das Schlimmste, was mir nach meinem Gefühl begegnen könnte“, antwortete sie ernst. „Und die Angst vor dieser Möglichkeit ist es auch, die mich forttreibt. Ich sehne mich, unter andern Menschen zu leben.“

„Glaubst Du, daß die moralischer sind? Die Menschen sind überall gleich.“

„Nein“, beharrte Konstanze. „Am unmoralischsten sind sie in den bevorzugten Klassen.“

Er wollte ihr antworten, aber seine Frau kam ins Zimmer, um wegen einiger für die Soiree noch nötiger Anordnungen seinen Rat einzuholen. Während sich die Eltern unterredeten, bestärkte sich Konstanze in ihrem schon früher gefaßten Entschlusse, an der Gesellschaft nicht teilzunehmen. Sie empfand einen instinktiven Widerwillen, dort mit ihres Vaters persönlichen Freunden und Berufsgenossen, jenen wenigen Nabobs des Landes, zu-

sammenzutreffen, die nach ihrer Meinung an dessen ganzem Unglück schuld waren, weil sie seinen Reichtum größtenteils an sich gerissen hatten. Nicht minder haßte sie ihre übermütigen, affektierten, von Genüssen übersättigten Frauen wie auch deren ganzen Anhang von hohen Beamten, Gelehrten und Künstlern, die sie sämtlich als Schmarotzer bezeichnete. Schon das bloße Bild einer solchen prunkvollen Soiree brachte Konstanzens Blut jedesmal in heftige Wallung. Dies war sie auch im Begriff, dem Vater zu sagen, als er sich ihr jetzt nach Entfernung der Mutter wieder zuwendete. Aber da streichelte er ihr so liebevoll die Wangen und sagte in so zärtlichem Tone zu ihr: „Mach' Dich für heut abend nur recht hübsch, mein Krausköpfl", daß sie ihn durch eine Weigerung zu kränken fürchtete. Auch merkte sie, daß er noch immer recht bleich und erschöpft aussah. In ihrer Ergriffenheit neigte sie daher bloß zustimmend das Haupt und umarmte ihn.

VII.

Um neun Uhr waren schon viele Gäste versammelt, zu welchen christliche und noch mehr jüdische Großindustrielle und Finanziers samt ihren Frauen das Hauptkontingent stellten, doch fehlte es auch nicht an Advokaten, hohen Staatsbeamten, Gelehrten und Künstlern. Sie gruppierten sich teils in den mit herrlichen Kunstwerken geschmückten beiden Salons und den Spielzimmern, teils im Wintergarten. Die Herren von der Industrie und vom Handel blieben zumeist im ersten Salon, von dem eine Tür in die Spielzimmer führte. Hier wartete ein jeder ungeduldig, bis sich die ihm genehmen Partner für seine Tarokpartie zusammengefunden hätten. Die Zeit bis dahin galt ihnen ohnedies für verloren.

Um ihren Ruf besorgte oder einer ernsthaften Lebensanschauung huldigende Damen saßen im zweiten Salon, wo ihnen geistesverwandte Herren Gesellschaft leisteten, während die flirtende Weiblichkeit den Wintergarten bevorzugte, dessen große Blattpflanzen allerlei Heimlichkeiten Schutz versprachen. Auch mehrere Schriftsteller und Künstler sowie gewisse alte Garçons, deren ausschließ-

licher Lebensberuf es scheint, schlüpfrige Gespräche zu führen, wählten diesen Schauplatz.

Die meisten Gäste kannten sich schon, weshalb Vorstellungen kaum nötig waren. Je nachdem einer mehr oder weniger respektvoll begrüßt wurde, konnte man leicht Schlüsse auf seine Stellung oder seinen Reichtum ziehen, aber auch die Konfession hatte auf den Grad der Ehrung großen Einfluß. So wurde ein Christ von Rang und Ansehen von den meisten Juden viel ehrerbietiger, freudiger und herzlicher begrüßt als ein ihm sonst ebenbürtiger Glaubensgenosse. Nach der Art, wie manche Juden ihr „Guten Abend, Herr Oberlandesgerichtsrat!“ oder gar ein „Ergebenster Diener, Herr Sektionschef!“ förmlich triumphierend in die Lüfte hinausschmetterten, mußte man vermuten, daß sie schon die Annäherung an christliche Standespersonen als Glück empfanden und sich nicht einmal in Gedanken mit ihnen verglichen. Dagegen klangen die Begrüßungen von Stammesgenossen viel gedämpfter. Zwar verneigte sich auch der ärmere Jude vor dem reicheren oder angeseheneren, aber doch nicht so bedingungslos wie vor dem Christen. In seinem ganzen Auftreten jenem gegenüber war im Gegenteil immer ein gewisser Vorbehalt bemerkbar, der, in Worte gekleidet, gelautet hätte: „Nur vorläufig bist Du mehr als ich, aber das kann sich jeden Augenblick ändern.“

Ungetaufte Juden gab es in der Gesellschaft nur eine kleine Zahl, aber auch von diesen würden manche wahrscheinlich schon längst zur Taufe gegangen sein, wenn ihnen nur die dazu nötige Energie nicht gefehlt hätte. Juden, die Christen werden wollen, zeigen ähnliche Tem-

peramentsverschiedenheiten wie die Besucher eines Schwimmbades, wo sich die einen kopfüber ins Wasser stürzen, indes die andern zähneklappernd auf der ins Bassin hinabführenden Treppe sitzen bleiben ohne die Courage, abzustoßen. Auch in der gegenwärtigen Gesellschaft, wie heute wohl überall, befanden sich zahlreiche solcher unentschlossenen Juden, denen es wohl am liebsten gewesen wäre, wenn eine fremde Gewalt sie zur Konversion gezwungen hätte.

Die Grundstimmung einer vornehmen Soiree pflegt resignierte Langweile zu sein. Besonders die Frauen versinken oft in einen apathischen Zustand, nachdem die für sie wichtigste Frage: Wie nimmt sich meine Toilette im Vergleich mit der der andern aus? eine mehr oder minder befriedigende Beantwortung gefunden hat. Aber heute dauerte jene eigentümliche Spannung und Erregung der Frauen, die sich sonst nur bei Musterung des Putzes ihrer Freundinnen zu äußern pflegt, noch fort, selbst als dieser schicksalsvolle Augenblick schon vorüber war. Alle schienen von einer großen Sorge oder Hoffnung bewegt, die unruhigste Erwartung spiegelte sich auf alten und jungen Gesichtern. Sogar die mit den feinsten Wohlgerüchen erfüllte Luft im Salon schien zu zittern.

Da war besonders eine sehr elegante, blasse Jüdin, die ihre Aufregung kaum bemeistern konnte. Sie lauschte mit angehaltenem Atem auf die Gespräche ihrer Umgebung, als ob ihr ganzes Wohl und Wehe von deren Inhalt abhinge. In diesen Gesprächen wurden viele Namen genannt, unter anderen auch der Name Borken-

feld, dieser sogar besonders häufig. Wie es schien, war auch er es hauptsächlich, welcher der blassen Frau so große Unruhe bereitete, denn so oft er an ihr Ohr traf, zuckte sie wie elektrisiert zusammen.

Andere reagierten ebenfalls, wenn auch vielleicht weniger heftig, auf andere in der Konversation erwähnte Namen, die jedenfalls für sie von besonderer Bedeutung waren. Alle diese oft wiederholten Namen wurden mit etwas sehr Großem, Wichtigem, das schon die nächste Zukunft an den Tag bringen sollte, heute aber nur gerüchtweise bekannt war, in Verbindung gebracht. Der Zweck des so eifrig geführten Meinungsaustausches war es nun eben, die Wahrheit dieser umlaufenden Gerüchte zu ergründen. Man sprach ungemein aufgeregt und leidenschaftlich, wie es ja naturgemäß bei einer Frage, die jeden ganz in Atem und Spannung hielt, nicht anders sein konnte.

Es war aber auch in der Tat ein ungewöhnlich großes gesellschaftliches Ereignis, welches hier bereits seine Schatten vorauswarf. Wie nämlich auf diesem Gebiete kompetente Meteorologen zu berichten wußten, sollte sich in der nächsten Woche ein ausgiebiger Ordensregen auf unsere vielfach schon recht verschmachtenden Gefilde ergießen. Die Tatsache selbst konnte für verbürgt gelten, auch die Namen der Auserwählten waren längst kein Geheimnis mehr, fraglich blieb dagegen der höhere oder niedrigere Grad der für manche Begünstigten bestimmten Auszeichnungen. Um diesen Punkt wogte daher der Meinungskampf, und zwar mit um so größerer Heftigkeit, als sich beinahe jeder in der Gesellschaft berühmte, durch

seine weitreichenden Verbindungen und Beziehungen besonders genau informiert zu sein, diese Informationen aber untereinander im größten Widerspruch standen. So erklärte zum Beispiel einer „als verläßlich“, daß der Industrielle Vorkenfeld den Orden der Eisernen Krone dritter Klasse erhalten werde, während ein anderer angeblich aus „erster Quelle“ wußte, daß ihm der nächsthöhere Orden, nämlich das Offizierskreuz des Franz Josefs-Ordens, zugedacht sei und ein dritter sogar schon das offizielle Dekret gesehen haben wollte, mit dem Vorkenfeld das noch höhere Komturkreuz verliehen würde. Angesichts solcher höchst differierender Mitteilungen war es für jemanden, der an einem dieser künftigen Ordensbesitzer Anteil nahm, bedauerlicherweise ganz unmöglich, sich ein klares Bild von der ihm bevorstehenden Ehrung zu machen. Auch die blasse Frau, die allen an den Namen Vorkenfeld geknüpften Kombinationen mit wahrer Seelenangst lauschte, bald erbleichte, bald errötete, je nachdem es hieß, daß ihm ein höherer oder niederer Orden zugedacht sei, war nach einiger Zeit so verwirrt, daß sie den Sinn der vielen gewechselten Worte kaum mehr verstand. Aber da hörte sie plötzlich eine Stimme, die mit noch größerem Nachdruck als alle anderen sagte: „Und ich erkläre Ihnen, daß Vorkenfeld überhaupt keinen Orden, sondern eine andere Auszeichnung erhalten wird, ich habe es von einem befreundeten Hofbeamten.“

„Was kriegt er denn?“ fragte eine Stimme.

„Er wird in den Adelsstand erhoben werden!“

Darauf verstummten alle oder vielleicht schien es der blassen Frau nur so. Brauste es doch plötzlich in ihren

Ohren so mächtig, daß sie kein anderes Geräusch als dieses Brausen mehr vernahm. Vilma geadelt! Nur diese beiden Worte hörte sie, aber sie dröhnten ihr wie Donnerschläge.

Als sie später ihre Fassung ein wenig wiedererlangt hatte, verließ sie ihren Platz und stellte sich abseits von den anderen ans Fenster. Während sie nun melancholisch in die dunkle Nacht hinausblickte, schien es ihr, daß jetzt auch aus ihrem Leben das Licht verschwunden sei. In tiefster Erbitterung grollte sie ihrem Schicksal, das ihr, indem es Frau Borkenfeld so hoch erhob, eine schwere Demütigung bereitete. Und sie erinnerte sich, daß ihre Jugendfreundin Vilma schon in der Schule hinter ihr zurückgeblieben war, auch hatte sie bei ihrer Verheiratung eine kleinere Mitgift als sie erhalten. Bis vor zwei Jahren, wo der Mann der Freundin unerwartet einen großen Geschäftsgewinn eingeheimst hatte, war diese überhaupt in allem hinter ihr zurückgestanden. Aber, daß Vilma heute reicher war als sie, würde sie ihr gern verziehen haben, ja, sie hielt sich sogar für edeldenkend und großherzig genug, um es ohne Murren zu ertragen, wenn deren Gatte einen Orden, freilich keinen allzu hohen, bekäme. Nur dies eine, daß die Freundin adelig wurde, während sie selbst bürgerlich blieb, dünkte ihr unerträglich. Denn damit hörte nach ihrer Meinung jeder Vergleich zwischen ihnen auf, rückte sie von selbst an die zweite Stelle. Und ihr war, als ob sie schon im Begriff sei, ins Nichts zu versinken, als ob sie von heute an für ihre und Vilmas gemeinsamen Bekannten zu einem Gegenstand des Spottes und des Mitleides würde. Und

dann erblickte sie in einer plötzlichen Vision die schon geadelte Freundin leibhaftig vor sich, noch hochmütiger lächelnd als sie es bisher schon von ihr gewohnt war, und rings um sie im Kreise hüpften und tanzten ihre neuen protzigen Monogramme: V. v. B., V. v. B., die natürlich auf allem, was sie im Gebrauch hatte: ihrem Briefpapier, ihren Taschentüchern, womöglich auch auf ihren Schuhschnallen verschwenderisch angebracht waren. Und ihr schien, daß diese Monogramme sich in Fratzen verwandelten, die sie höhnisch angrinsten und die Zunge gegen sie herausstreckten. Verzweiflung erfaßte sie. Gab es denn gar kein Mittel, dies Schreckliche zu verhindern? Aber da sie sich dazu völlig machtlos fühlte, begann sie in ihrer großen Not endlich zu beten: „Lieber Gott, ich bitte Dich, laß sie nicht adelig werden . . . Gib ihrem Mann, wenn Du es in Deiner Weisheit so beschlossen hast, die Eiserne Krone oder das Offizierskreuz, meinetwegen auch das Komturkreuz, wenn's schon nicht anders sein kann, nur nicht den Adel . . . Dir, lieber Gott, kann es ja einerlei sein, aber für mich macht es einen großen Unterschied. Denn den Orden bekommt doch bloß der Mann, aber nicht die Frau, auch kann man sich mit ihm nur ausnahmsweise brüsten, mit dem Adel dagegen täglich und stündlich, so daß ich also unaufhörlich sehen und hören müßte: V. v. B., V. v. B. Das wäre aber, um den Verstand zu verlieren! Lieber Gott, erhöre mich!"

So betete die arme Frau in ihrer Verzweiflung. Während dessen diskutierten die anderen im Saale die zu gewärtigenden Auszeichnungen ihrer Mitbürger eifrig weiter, wobei sie sich je nach ihrem Verhältnis zu

ihnen in drei Gruppen teilten. In die erste Gruppe gehörten die Gesättigten. Das waren die bereits vielfach Dekorierten und auch schon Geadelten, die keine neue Auszeichnung mehr anstrebten, weil sie keine mehr zu erwarten hatten. Von ihrer lichten Höhe blickten sie mit geringschätzigem Spott auf die stürmisch Emporstrebenden herab. Diese Emporstrebenden aber, welche die zweite Gruppe bildeten, waren auch von verschiedener Art. Unter ihnen gab es solche, die heute zum erstenmal ihr Glück als Ehrgeizlinge versuchten, während andere schon seit vielen Jahren, so oft auf offenem Markte eine Kletterstange mit einem Preis an der Spitze aufgerichtet wurde, alle ihre Kräfte anstrengten, um hinaufzugelangen. Aus dem Mißmut und der Verbissenheit, die den Zügen dieser Armen eingegraben waren, konnte man leicht auf ihre vielen vergeblichen Kletterversuche schließen. Trotzdem hatten sie sich auch diesmal nicht geschont und harrten und hofften nun sehnsuchtsvoll einer besseren „Wiener Zeitung“ entgegen. Endlich gab es noch eine dritte Gruppe, zu der alle gehörten, die vorläufig noch nicht reich genug waren oder noch nicht die erforderlichen einflußreichen Beziehungen hatten, um schon an dem diesmaligen Wettbewerb teilzunehmen. Aber sie bereiteten sich inzwischen auf einen künftigen vor, indem sie bei den als erfolgreich bekannten Ordensjägern gierig herumhorchten, um ihnen alle ihre Kniffe und Praktiken abzulauschen.

Die „Gesättigten“ führten natürlich in der Gesellschaft das große Wort. Manche sprachen ganz in der Manier der alten Aristokraten. „Du lieber Gott“,

meinte die Frau eines etwa vor zehn Jahren geadelten jüdischen Großindustriellen mit unschuldiger Miene, „Du lieber Gott, unsereiner begreift diese krankhafte Sucht so vieler Leute, geadelt zu werden, gar nicht. Wenn man's nicht anders weiß, als daß man adelig ist, findet man daran überhaupt nichts Besonderes mehr."

„Die meisten vergessen auch ganz, daß der Adel Pflichten auferlegt", meinte eine reiche Spediteursfrau in salbungsvollem Tone. Ihr Wappen war genau um fünf Jahre jünger als das der Gattin des Industriellen, weshalb auch diese immer ein wenig hochmütig auf sie herabblickte. Besonders reizte es ihre Spottlust, daß sich die Spediteursfamilie kaum minder als sie zur wirklichen Aristokratie rechnen zu dürfen glaubte. Hatte sich denn nicht kürzlich der Spediteur sogar — ebenso wie ihr eigener Mann — an der Adelshuldigung beteiligt? „Wie nur sonst ganz vernünftige Leute sich so lächerlich machen können", dachte sie. Aber die Spediteursfrau fuhr unentwegt fort: „Mir tut nur leid, daß unter diesen Ehrgeizigen auch tüchtige Menschen sind, die in ihrem Kreise gewiß einen ehrenvollen Platz behaupten würden, während man sie in dem unseren doch nie für voll nehmen wird."

„Ohne Zweifel", rief eine dritte Gesättigte. „Und wenn man gar bedenkt, was für moralische Opfer, von den pekuniären gar nicht zu reden, viele bringen müssen, um ihr Ziel zu erreichen! Wie viele Bücklinge müssen sie machen, was für Schleichwege gehen! Ich für meine Person begreife wirklich nicht, wie jemanden eine Auszeichnung freuen kann, die er solchen Mitteln verdankt."

„Ja, ja, die menschliche Eitelkeit!“ bestätigte die Spediteursfrau traurig nickend.

„Wenn Sie meine aufrichtige Meinung wissen wollen“, rief plötzlich eine vierte, die bisher geschwiegen hatte, „so kann ich nur sagen, daß ich Titeln und Orden überhaupt keinen Wert beileg'. Mein Mann denkt wie ich, wir beide sind echte Demokraten. Deshalb wär's uns auch natürlich nie eingefallen, uns um eine Auszeichnung zu bewerben oder gar für eine zu bezahlen. Wenn wir uns trotzdem vor sechs Jahren, wie mein Mann das Komturkreuz mit'n Stern gekriegt hat, riesig gefreut haben, so war der Grund nur der, daß sich Seine Majestät persönlich (wir wissen das aus sicherer Quelle) an meinen Mann erinnert und ihm den Orden ganz aus eigenem Antrieb verliehen hat.“

Sie blickte, während sie so sprach, mit bescheidenem Stolz im Kreise umher, während die drei anderen vor Wut beinahe platzten. Eine solche Aufschneiderin! Das war doch schon die höchste Frechheit! Man wußte schon, wie ihr Mann zu seinem Orden gekommen war! Und jede machte ein Gesicht, in dem zu lesen war: „Nur mein Mann hat seinen Orden auf rechtmäßige Weise, als Belohnung für unzweifelhafte Verdienste, bekommen, die der anderen dagegen sind mehr oder weniger erkauft oder erschlichen.“

So die „Gesättigten“. Doch nicht ihnen wendete sich heute das Hauptaugenmerk im Saale zu, sondern den erst aufgehenden Sonnen, den künftigen Adeligen und Ordensrittern. Alle, die das Gerücht in dieser Eigenschaft nannte, waren von einem dichten Kreis von Neu-

gierigen umgeben, die sie auszuforschen suchten. Denn nicht ohne Grund vermutete man, daß sie über die ihrer seitens des Amtsblattes harrende „Überraschung" wohl mehr wissen dürften, als sie einzugestehen für gut fanden. Ein häufig angewendetes Mittel, ihnen die Wahrheit zu entlocken, war, sie aufs Geratewohl zu einer bestimmten Auszeichnung zu beglückwünschen und dann aus ihren Mienen die entsprechenden Schlüsse zu ziehen. Protestierten sie gegen den ihnen supponierten Orden ärgerlich, so war er höher als derjenige, den sie zu erwarten hatten, während anderseits das Gegenteil wahrscheinlich schien, wenn sie ein verschmitzt zufriedenes Gesicht machten. Auf diese Weise konnte man mit Hilfe einiger fehlgeschlagener Versuche zuweilen der Wahrheit auf die Spur kommen.

Aber man wurde endlich des ganzen Spieles müde, zumal, da es doch keinen sichern Erfolg verbürgte. Immerhin wollten viele ihre Zeit und Mühe nicht ganz zwecklos geopfert haben, sondern auf irgend ein bestimmtes Resultat hinweisen können. Aus diesem Wunsche entstand der Entwurf einer Ordensliste, der, obgleich er sich natürlich auf allerlei Gehörtes stützte, doch eigentlich nicht viel mehr als ein Phantasieprodukt war. Aber man kam stillschweigend überein, die ziemlich willkürliche Kombination für Wahrheit zu nehmen.

Der so entworfenen Liste zufolge sollten von den auf der Soiree anwesenden Persönlichkeiten zwei den Adel und drei den Hofratstitel erhalten und dann noch viele andere mit Komtur-, Offiziers- und Ritterkreuzen deko-

riert werden. Nachdem die Liste festgestellt war und im Salon zirkuliert hatte, trat eine gewisse Ruhe ein, die um so wohltätiger wirkte, als sich mehrere Damen infolge der vorhergegangenen Aufregungen bereits ganz erschöpft fühlten. Es traf sich auch sehr glücklich, daß gerade in diesem Zeitpunkte Tee mit Zuckerbäckereien serviert wurde, die in großen Mengen genossen, ihre günstige Wirkung nicht verfehlten. Das allgemeine Ruhebedürfnis bewirkte, daß alle Streitfragen für gelöst und die Angaben der Liste als vollendete Tatsachen betrachtet wurden, mit denen sich nun jeder nach Möglichkeit abzufinden suchte. So milderte sich das Fieber der Ungewißheit, das bisher so verheerend gewirkt hatte. Auch in die Wangen der blassen Beterin war wieder ein wenig Farbe zurückgekehrt, denn Borkenfelds Name stand auf der Liste nur — mit dem Komturkreuz verzeichnet.

Aber plötzlich änderte sich dies alles wieder und die alte Aufregung kehrte, sogar im verstärkten Maße zurück. Daran war nur ein unglückliches Wort der Gastgeberin schuld, das sie, ohne freilich seine arge Wirkung vorherzusehen, ausgesprochen hatte. Sie hatte nämlich ganz beiläufig erwähnt, daß sie heute noch Herrn von Würzel erwarte, er werde bestimmt nach Schluß der Oper kommen. Dies Wort wirkte deshalb so revolutionierend, weil Herr von Würzel mit Recht in dem Rufe stand, daß er besser als irgend jemand über sämtliche Spezialangelegenheiten der vornehmen Gesellschaft, wie zum Beispiel Eheirrungen, Klubskandale, Ordensverleihungen und dergleichen, Bescheid wisse. Es war be-

kannt, daß ihn hundert Fäden mit den Salons, den Theaterkulissen, den Zeitungsredaktionen verbanden, wie er auch in den Ministerien die wertvollsten Beziehungen unterhielt. Wenn Würzel kam, so war hundert gegen eins zu wetten, daß er die einzig richtige und authentische Ordensliste wohlverwahrt in der Tasche trug. Dann aber mußten alle falschen Gerüchte und Täuschungen verschwinden, die wirkliche Wahrheit würde an den Tag kommen.

Nun schwirrte es wieder im Salon wie in einem Bienenstock, alle eben noch begrabenen Hoffnungen und eingelullten Sorgen erwachten von neuem. Viele, die sich nach den durchlebten starken Gemütsbewegungen schon so recht auf ein paar ungestörte Stunden gefreut hatten, waren ganz verzweifelt. Es war doch schrecklich, in so einer ewigen Unruhe und Unsicherheit zu existieren! Die einen zitterten vor Enttäuschungen, die ihnen möglicherweise selbst drohten, die anderen wieder vor irgend einem unerwarteten Glücksfall eines ihrer speziellen Freunde. Auch die betende Frau verlor wieder alle Farbe. Am Ende wurde Vilma doch adelig!

Die Großhändlersgattin, Frau von Riemer und die Baronin Hebenstreit saßen wie gewöhnlich beisammen. Sie beobachteten alles, was sich im Saale zutrug und übten ihre Kritik daran. „Schrecklich, diese Titel- und Ordenssucht der reichen Juden", sagte Frau von Riemer. „Wahrhaftig, diese Eitelkeit hat beinahe schon was krankhaftes."

Die Baronin nickte zustimmend. „Sie schaden sich damit auch mehr als sie ahnen. Unsere reiche Juden-

schaft würde ein viel größeres Ansehen genießen, wenn sie in ihrer Mehrzahl nicht so lächerlich um die Ausschmückung ihrer Knopflöcher besorgt wäre . . . Aber", fuhr sie boshaft lachend fort, „es geht ihnen halt der Amtsdiener mit dem silbernen Verdienstkreuz nicht aus dem Kopf."

„Was denn für ein Amtsdiener?" fragte Frau von Riemer verwundert.

„Ja schaun's", erklärte die Baronin, „es hat doch eine Zeit gegeben, wo die Juden ganz rechtlos waren und alles davon abhing, ob der Amtsdiener oder Gendarmerie-Wachtmeister eines Ortes über ihren unbefugten Aufenthalt an demselben ein Auge zudrücken wollte oder nicht. In den Augen der damaligen Juden war daher natürlich der Amtsdiener ein sehr mächtiger Herr, eigentlich der Repräsentant der ganzen Staatsgewalt. Diese Zustände haben freilich nur die wenigsten von der heutigen Generation noch miterlebt, doch kennen die anderen sie aus den Schilderungen ihrer Eltern. Und aus diesen Erinnerungen schreibt sich auch, wie ich glaub, bei vielen heutigen Juden ihr heilloser Respekt vor allem her, was eine Uniform trägt oder ein Ordensbandl, was überhaupt staatlich und offiziell ist."

„Aber heut kann die Juden doch keiner mehr ausweisen", wendete Frau von Riemer ein, und in Gedanken setzte sie hinzu: „Leider!"

„Freilich nicht", antwortete die Baronin, „aber gewisse Vorstellungen haften halt unbewußt im Blut. Und so mancher Bankier, der sich jetzt mit seinem Ordenshalsband glückstrahlend im Spiegel beschaut, ahnt gar

nicht, daß seine eigentliche Genugtuung darin besteht, daß er über den von seinen Ahnen so gefürchteten Amtsdiener mit dem silbernen Verdienstkreuz so hoch emporgewachsen ist."

Die Freundin lachte beifällig: „Das geben Sie gut!"

„Die Sache ist halt die", fuhr die Baronin fort, „daß viele Juden doch nur äußerlich emanzipiert, innerlich aber unfrei geblieben sind. Was ihnen fehlt, ist das ruhige Selbstgefühl des gleichberechtigten Bürgers. Ihre Ordens- und Titelsucht entspringt hauptsächlich aus diesem Mangel. Sie streben danach, sich durch ein äußeres Zeichen über die anderen zu erheben, weil sie fürchten, daß sie sonst weniger sind als sie."

Die Baronin wollte vielleicht noch einiges hinzufügen, aber da entdeckte sie Herrn und Frau Jordan, die sie früher schon wiederholt mit ihren Blicken gesucht hatte, in ihrer Nähe. So nahm sie rasch die Gelegenheit wahr, dem Ehepaar zu dem Erfolg seiner Soiree zu gratulieren. Dann fragte sie den Mann, während sie zugleich mit der Frau einen Blick des Einverständnisses wechselte, ob er ihr wohl für den nächsten Tag in einer sehr vertraulichen Sache eine Unterredung bewilligen möchte. Jordan begriff natürlich sofort, daß sich hinter dieser „vertraulichen Sache" die Bewerbung der Baronin namens ihres Sohnes um die Hand seiner Tochter verberge. Wieder lehnte sich alles in ihm gegen diese Heirat auf, aber hatte er nicht heute schon ausdrücklich auf seinen Widerstand gegen sie verzichtet? Mochte geschehen, was nicht zu verhindern war, er fühlte auch jetzt wieder, daß er gegen den vereinigten Willen von Frau und Tochter nichts

ausrichten könne und überließ es daher der Baronin, sich die Stunde der Unterredung nach ihrem eigenen Belieben zu wählen. Dann verließ er die beiden Damen in noch gedrückterer Stimmung als er heute schon den ganzen Tag gewesen war und schloß sich seinen Berufsgenossen im Nebenzimmer an, um vielleicht bei ihnen ein wenig Zerstreuung und Erholung zu finden.

Aber auch hier im ersten Salon wie in den Spielzimmern, wo jetzt alle Spieltische besetzt waren, überwog das Interesse für Ordensangelegenheiten alles übrige. Ja, die Debatten wurden hier mit noch viel größerer Hitze geführt als im Nachbarsalon. Während nämlich manche Kaufleute die Ordenssachen vollkommen wie Handelsgeschäfte betrachteten und auch über sie in gleicher Weise sprachen, opponierten andere, die sich dadurch in ihrer Ehre gekränkt fühlten, entschieden dieser Auffassung. Nicht minder kam es zu Streit, wenn einer die Verläßlichkeit der Informationen des anderen, auf welche dieser sehr stolz war, in Zweifel zog. Tatsächlich führte ein Zusammenwirken dieser beiden Erregungsmomente heute eine sehr heftige Szene herbei.

„Der Stephan Borkenfeld von der Firma J. Borkenfeld & Söhne", sagte ein reicher Holzhändler, nachdem er sich durch einen raschen Rundblick überzeugt hatte, daß dieser gute Bekannte augenblicklich nicht in Hörweite war, „der Stephan Borkenfeld hat für den Adel nur 150.000 geboten. Infolgedessen hat sich aber alles zerschlagen, weil der Adel mindestens 250.000 kostet."

„Das ist lächerlich", widersprach sehr heftig ein

anderer, der selbst seit kurzem geadelt war. „Daß Sie's nur wissen: der Adel ist für Geld überhaupt nicht zu haben."

„Ich könnte Ihnen Beispiele anführen, viele Beispiele", ereiferte sich der Holzhändler.

„Nein, nein, nein", überschrie ihn der neue Adelige zornig, „das gibt es nicht . . . Wie können Sie nur so etwas behaupten? Es ist unverantwortlich!"

„Aber ich erkläre Ihnen", beharrte der Holzhändler jetzt schon in größter Aufregung, „daß nach meinen ganz unbezweifelbaren Informationen . . ."

„Pah, Ihre Informationen! Sie haben vielleicht etwas läuten gehört . . . Ich sage Ihnen, Sie sind sehr schlecht unterrichtet."

„Wer? Ich?" Der Holzhändler lachte hysterisch. Die Beschuldigung eines infamen Verbrechens würde ihn nicht so erbittert haben, wie der an seiner genauen Kenntnis des Ordens- und Adelspreiskurants geäußerte Zweifel. „Haben Sie gehört? Ich bin schlecht unterrichtet!" wendete er sich bleich und fassungslos an die Umstehenden. Dann aber plötzlich in einen geradezu rasenden Zorn geratend, schrie er so laut, daß es durch den ganzen Saal schallte: „Der Kammerrat Mödlinger hat für den Adel 250.000 gezahlt und der Brauer Lehfeld ebensoviel . . . 250.000 sind auch die gewöhnliche Taxe, aber der Spiritushändler Rotstern hat mehr, nämlich 300.000 bezahlen müssen und sein Bruder sogar 350.000. Nu, bin ich schlecht unterrichtet?! . . . Zwei, nämlich der Bauunternehmer Wolf und der Zuckerfabrikant Schwarz haben den Adel schon für 200.000 gekriegt, aber das war

auch nur der ungarische, der immer etwas billiger ist . . ."

In seiner blinden Wut nahm der Holzhändler auf nichts und niemanden Rücksicht, er schonte nicht das geadelte Kind im Mutterleibe. Dutzende von Namen dem Gespött preisgebend, machte er höchstens eine Pause, um immer wieder triumphierend zu krähen: „Nu, bin ich schlecht unterrichtet?" Im Saale entstand eine förmliche Panik. Einer blickte den anderen ratlos an, von der Angst gequält, daß nun auch das bisher so sorgsam gehütete Geheimnis, wie er selbst zu seinen Auszeichnungen gelangt sei, entschleiert würde. Für diesen verrückten Kerl von Holzhändler gab es ja offenbar gar nichts Heiliges mehr! Wie bei einem Brande lief man endlich von allen Seiten herbei, um zu löschen und zu retten. Neugebackene Adelige und Ritter beschworen den Holzhändler, es nun genug sein zu lassen, da er ohnehin schon die glänzendsten Proben seiner Sachkenntnis abgelegt habe. Aber der an dem verwundbarsten Punkt seiner Eigenliebe verletzte Mann war nur sehr schwer zu besänftigen und zum Schweigen zu bringen. Lange nachher noch brummte er: „Der hat den Adel für achtzig gestiftete Spitalbetten gekriegt und der für den Bau eines Findelhauses!"

Aber nur die kleineren Millionäre nahmen an diesen aufregenden Vorgängen aktiven Anteil, die großen beschränkten sich darauf, sie aus einiger Entfernung aufmerksam zu beobachten. So taten auch jene drei Spitzen der Kaufmannschaft, die in einer Ecke des Saales bei ihrer Tarokpartie beisammensaßen. Die drei waren die

Reichsten in diesem geldkräftigen Kreise, aus welchem Grunde sie sich auch in ihm einer besonderen Wertschätzung erfreuten. Aber das Ansehen eines von den dreien reichte noch weit über diese enge Sphäre hinaus, weil bei seiner Beurteilung nicht bloß das Vermögen in Betracht kam, sondern auch die ungewöhnliche Ehrenhaftigkeit, der hohe Patriotismus und Gemeingeist, Eigenschaften, die besonders von jenen, die für das Staatswohl zu sorgen hatten, in vollstem Maße gewürdigt und anerkannt wurden. Über diesen Mann hatte schon vor Jahren ein hochstehender Würdenträger geurteilt, daß er einer der wenigen, wirklich rechtschaffenen und vertrauenswürdigen Juden in Österreich sei. Das war ein schwerwiegendes Wort, welches dem so Geehrten auch im Kreise seiner Berufsgenossen sehr genützt hatte, so wenig sie freilich die Meinung teilten, daß gerade die Rechtschaffenheit die bemerkenswerteste seiner Eigenschaften sei. Aber, daß er „denen droben" den Glauben an sie trotz seiner sehr zahlreichen und sich beständig noch vermehrenden Millionen hatte beibringen können, imponierte ihnen mehr, als wenn er die gerühmte Tugend wirklich besessen hätte.

Er hatte eigene, sehr große Fabriken und war außerdem noch bei vielen Unternehmungen anderer beteiligt. Überall, wo er in Gemeinschaft mit anderen auftrat, fiel ihm wie von selbst die Führerrolle zu. Auch wenn die Regierung in Handelssachen eine Kommission einsetzte, wurde er und immer nur er zu ihrem Vorsitzenden designiert. Nicht minder wetteiferten die humanitären Vereine darin, ihn an ihre Spitze zu stellen. Er hieß

daher auch allgemein „der Präsident“ und wurde nur mit diesem Titel angesprochen.

Nicht unerwähnt darf seine Rednergabe bleiben, die viel dazu beigetragen hatte, ihn hohen Ortes zu empfehlen. Sprach er doch immer im Sinne der augenblicklichen Machthaber. Nie hörte man von ihm, so oft auch die politischen Systeme wechselten, ein Wort der Opposition. Alles was eine hohe Regierung tat oder unterließ, geschah nach seiner Behauptung im „Interesse des Vaterlandes“, zum „Wohle des Ganzen“. In seinen Reden, die unendlich feierlich und salbungsvoll waren, kehrten diese Floskeln unaufhörlich wieder. Der Lohn für sie war denn auch wirklich nicht ausgeblieben. Der Reihe nach hatten sämtliche Regierungen das Füllhorn ihrer Gunst über den Präsidenten ausgeschüttet, so daß so viele und hohe Orden, wie er sie besaß, bisher nur wenigen Juden zuteil geworden waren. Aber trotzdem würde selbst der gewissenloseste Verleumder nie die Behauptung gewagt haben, daß der Präsident einen Orden „gekauft“ habe.

Den größten Gegensatz zum Präsidenten bildete der eine seiner Spielpartner, ein immens reicher Textilfabrikant. Er stand im Kampf gegen die meisten Regierungen und Vertretungskörper, die er mit seiner scharfen Zunge der Beschränktheit und Mißgunst beschuldigte. Dafür war er in diesen Kreisen sehr schlecht angeschrieben, und sein Knopfloch war, wie es sich von selbst versteht, vollständig leer. Aber auch sein geschäftliches Tun und Treiben wurde von denselben Kompetenzen derartig mißbilligt, daß er von ihnen förmlich als ein

Mensch ohne sittlichen Ernst, als ein rücksichtsloser Ausbeuter gebrandmarkt wurde, welcher der heimischen Handelswelt zur Unehre gereiche. Und nicht nur seine Handlungen waren es, die ihn verhaßt machten, sondern weit mehr noch die unerhörte Offenheit, mit der er sie selbst ins rechte Licht setzte, ohne sie im mindesten zu beschönigen. Erklärte er doch bei jeder Gelegenheit mit größter Ostentation, daß er mit seinen geschäftlichen Unternehmungen gar keinen andern Zweck, als Geld zu gewinnen, verbinde, und zwar so viel Geld, wie nur irgend möglich. Solche Äußerungen riefen geradezu Entsetzen hervor und wurden von allen Wohldenkenden als der Gipfelpunkt des Zynismus bezeichnet. Auch in letzterer Zeit hatte ein so gemünztes Wort des Textilfabrikanten, das er bei einem bestimmten Anlasse gesprochen hatte, einen wahren Entrüstungssturm gegen ihn entfesselt. Von dem Baumwollwarenkartell nämlich, dem auch er als hervorragender Teilnehmer angehörte, war eine Preiserhöhung sehr wichtiger Bedarfsartikel beschlossen worden, und der Fabrikant, um den Grund dieser höchst unpopulären Maßregel befragt, hatte in seiner gewohnten frivolen Manier erwidert, derselbe sei natürlich kein anderer, als daß er und die anderen Fabrikanten die herrschende gute Konjunktur zu ihren Vorteil ausnützen wollten. Der Lärm über diese letzte „Schamlosigkeit" war bis heute noch nicht verstummt.

Ein Teilnehmer am Baumwollwarenkartell war zufällig auch der Präsident, der natürlich von der Preiserhöhung nicht geringere Vorteile als jener Zyniker hatte. Aber wenn zwei dasselbe tun, ist es oft noch lange

nicht dasselbe, dies zeigte sich deutlicher als je bei dieser Gelegenheit. Klug, wie der Präsident war, wartete er gar nicht, bis er um die Gründe der Preiserhöhung befragt würde, sondern hielt in öffentlicher Versammlung eine Rede, mit welcher er sie ausführlich darlegte und rechtfertigte. Er begann mit der Versicherung, daß ihm das Herz blute ob der „drückenden Belastung der Konsumenten", die sich aber im Hinblick auf die gestiegenen Arbeitslöhne nicht habe vermeiden lassen. Er persönlich habe überhaupt bei seinem ganzen Fabriksbetriebe bloß das Wohl seiner Arbeiter im Auge, dem zuliebe er sich auch diesmal den Beschlüssen des Kartells, die sonst mit seinen Grundsätzen im stärksten Widerspruch stünden, gefügt habe. „Läge mir nicht das Schicksal meiner Arbeiter am Herzen", rief er mit schönem Pathos, „so würde ich es vorgezogen haben, die Fabriken zu sperren, als nur den Schein einer eigennützigen Handlungsweise, von der ich weit entfernt bin, auf mich zu laden. Aber wie hätte ich daran denken können, hunderte Familien dem Elend preiszugeben?" Und er schloß auch diese Rede wie jede, die er hielt, mit einem schwungvollen Hinweis auf die „Interessen des Vaterlandes", die von jeher seine Leitsterne gewesen seien und immer bleiben würden.

Die Rede des Präsidenten machte überall vorzüglichen Eindruck. Die Klügeren wußten freilich den Wert seiner Argumente richtig einzuschätzen, aber da sie zum Teil in ähnlicher Lage wie er waren oder doch leicht in eine solche geraten konnten, stellten sie sich, als ob sie jedes Wort für bare Münze nähmen. Im stillen sagten sie sich dann zu ihrer Rechtfertigung, daß in der Welt die

Heuchelei nun einmal nicht zu entbehren sei. Und die Männer in Amt und Würden, die ihre Lebensaufgabe darin erblickten, immer genau zu wissen, „was man sagen dürfe“ und „was man nicht sagen dürfe“, waren von dem Präsidenten geradezu begeistert und erklärten sein Auftreten für vorbildlich. Denn in einer so heiklen Sache, wie es diese sei, dürfe ein ernster und seiner Verantwortung bewußter Mann nicht anders als der Präsident vor der Öffentlichkeit sprechen. Das große Publikum aber, das von diesen Dingen nichts verstand und sich kein eigenes Urteil bilden konnte, ließ sich natürlich nur von dem Schein bestechen. Es behielt von dem ganzen Lärm, den die Verteuerung sehr wichtiger Bedarfsartikel gemacht hatte, bloß die Namen zweier Großindustrieller im Gedächtnisse, von denen der eine schwarz wie Beelzebub, der andere aber zum Glück ein lichtstrahlender Engel war.

Der dritte am Spieltisch war ein sehr reicher Bankier, dessen ungewöhnlich einfache Charakterbeschaffenheit gewiß das Interesse jedes Psychologen erregt hätte. Im Gegensatz nämlich zur Vielfältigkeit der Begierden der meisten andern Menschen hatte er nur einen einzigen, aber dafür allerdings unstillbaren Trieb, Geld zu verdienen und immer wieder Geld zu verdienen. Verstrich auch nur ein Tag in seinem Leben, an dem dieses Bedürfnis keine Befriedigung fand, so fühlte er sich höchst mißgestimmt, beinahe krank, und wenn ein so bedauernswerter Zustand eine ganze Woche andauerte, wurde er einfach trübsinnig. Er hatte einen Buchhalter, den er zwar nur sehr kärglich entlohnte, aber, wie er ihm zum

Trost oft hervorhob, reichlich dadurch entschädigte, daß er ihm sein ganzes Vertrauen schenkte. Die Annehmlichkeiten einer solchen Vorzugsstellung ließ der Chef den Buchhalter wirklich voll genießen, denn oft, wenn sich dieser Vielgeplagte nach Geschäftsschluß ermüdet entfernen wollte, hielt ihn der Bankier noch lange zurück, um mit ihm über sein Mißgeschick zu sprechen. Die Szene war wirklich originell genug. Da saß der Millionär mit seinem armen Teufel von Buchhalter beisammen, sich gegen ihn in den bittersten Klagen über seine angeblich „verfehlte Existenz" ergießend. „Wochenlang schon hab' ich nichts verdient", stöhnte er, „und hab' auch dazu keine Aussicht. Durch die Entwicklung der Banken hat ein Privatbankier keine Existenzberechtigung mehr. Gott weiß, was daraus noch werden soll, ich seh' sehr schwarz in die Zukunft!" Und dabei drückte das ganze Wesen dieses Mannes, dessen Vermögen sich auf mindestens fünfzig Millionen belief, so viel Kummer aus, daß der Buchhalter unwillkürlich tiefes Mitleid mit ihm fühlte. Er tat, was er konnte, seinen armen Herrn zu trösten: „Es wird schon besser werden", redete er ihm zu, „man muß nur Geduld haben und abwarten." Manchmal verfingen diese Trostgründe, aber öfter noch antwortete der Bankier ärgerlich: „Kunststück! Sie können leicht reden! Hätt' ich wie Sie einen festen Gehalt, würd' ich auch Geduld haben und abwarten!"

Einen so veranlagten Mann zu einer größeren unproduktiven Ausgabe zu bewegen, war begreiflicherweise nicht leicht. Trotzdem hatte ihn seine Frau neuestens dahin gebracht, daß er sich, um den Adel zu er-

halten, an einem wohltätigen Werk beteiligt hatte. Das war ihr allerdings erst nach großer Mühe und Aufbietung vieler Überredungskünste gelungen. Seit Jahren schon stellte sie ihm vor, daß die besondere Schnelligkeit, mit der er zu seinen vielen Millionen gelangt sei, gegen ihn viel Neid und Mißgunst selbst in den höheren Kreisen erregt habe. Er müsse daher unbedingt etwas tun, um die öffentliche Meinung zu beruhigen und zu versöhnen. Dies könne am besten dadurch geschehen, daß er wohltätigen Zwecken eine so große Geldsumme widme, als erforderlich sei, um den Adel zu bekommen. Durch die Verleihung des Adels, mit der auch das Recht, ein schönes, wohltönendes Prädikat zu führen, verbunden sei, würde er in den Augen der Welt ein ganz neuer Mensch werden. Er stünde dann wie weißgewaschen da, und alle Anfeindungen hätten ein Ende.

Aber der Bankier verhielt sich lange sehr ablehnend. Er bestritt, daß für ihn die Notwendigkeit einer Weißwaschung so dringend sei. Vor allem aber wünschte er, sein Geld und seinen ordinären Namen, an die er beide, wie er sagte, gewöhnt sei, zu behalten. Und als ihm seine Frau gar die horrende Summe nannte, mit der er seinen Wohltätigkeitstrieb bekunden sollte, glichen seine Gefühle auffallend denjenigen von Menschen, welchen die Amputation eines ihrer Gliedmaßen als nützlich und zweckmäßig empfohlen wird. Allmählich verfehlte indessen das fortgesetzte Zureden seiner Frau die Wirkung doch nicht, und er begann sich, wenn auch sehr widerwillig, mit dem Gedanken an seine Standeserhöhung zu beschäftigen. Nun quälte ihn aber wieder die

Besorgnis, ob die ihm von seiner Frau hiezu als unentbehrlich genannte Summe nicht etwa höher sei, als sie bisher auch von anderen für den Adel bezahlt wurde. Dem Bankier widerstrebte es nämlich aufs äußerste, für irgend eine Sache auch nur einen Heller mehr als andere auszulegen, als Geschäftsmann sah er seinen höchsten Ehrenpunkt darin, seine Einkäufe nicht zu überzahlen. Unglücklicherweise gab es aber für Orden und Adelspatente kein ebenso verläßliches Kursblatt wie für die Aktien und Obligationen, in welchen er täglich an der Börse seine Geschäftsabschlüsse machte. Diese Lücke in unseren Einrichtungen verdroß den Bankier gewaltig, weil sie ihn, wie er sagte, nötigte, im Widerspruch zu allen seinen Grundsätzen einen Handel sozusagen ins Blaue hinein abzuschließen. „Ich fürcht' mich, ich werd' hereinfallen", klagte und jammerte er, so oft seine Frau die Angelegenheit zur Sprache brachte, „Gott im Himmel, wie schrecklich werd' ich hereinfallen! Ist es doch ein unverzeihlicher Leichtsinn, sein Geld für eine Sache auszugeben, ohne daß die Richtigkeit des Preises und der Lieferung garantiert ist. Hast Du Dich denn wenigstens genau erkundigt?"

Seine Frau beteuerte, sie habe es getan. Nach ihren an den maßgebendsten Stellen eingeholten Informationen sei der Adel nicht billiger als für den genannten Preis erhältlich. Und sie quälte ihn so lange und zitierte so viele Persönlichkeiten, die, wie sie zu wissen behauptete, für ihre Nobilitierung das gleiche Opfer gebracht hätten, bis auch er endlich, wenn auch unter herzzerreißendem Gejammer, mit der Summe herausrückte.

Aber seit diesem Tage befand sich der Bankier in beständiger Unruhe und Sorge. Seine aufgeregte Phantasie spiegelte ihm alle möglichen Arten des „Hereinfalls" vor. Bei Nacht träumte ihm, er habe für eine bare Million, die er bezahlt, bloß das silberne Verdienstkreuz bekommen. Und förmliche Qualen bereitete ihm die heutige Gesellschaft, in der ausschließlich von neuen Ordens- und Adelsverleihungen die Rede war, wobei natürlich auch immer der Geldpunkt sehr ausführlich erörtert wurde. Er wußte freilich, daß das meiste, was er da vernahm, nur das Gerede müßiger Leute war, dem kein Gewicht beigelegt werden konnte, aber trotzdem hatte ihn die vorhin von jenem Holzhändler kühn in die Welt geschleuderte Behauptung, wonach zahlreiche Industrielle für ihren Adel bloß 250.000 Kronen bezahlt hätten, furchtbar erschreckt. Vor seinen verdunkelten Blicken hatte sich bei Nennung dieser armseligen Ziffer die Perspektive eines von ihm erlittenen, geradezu phänomenalen „Hereinfalls" entrollt. Hatte e r doch für die Anwartschaft auf den Adel 700.000 Kronen, sage und schreibe siebenhunderttausend Kronen, in barem Gelde bezahlt. Des Holzhändlers Worte versetzten ihn daher auch in solche Verwirrung und Aufregung, daß er, obgleich sonst ein virtuoser Tarokspieler, die lächerlichsten Fehler machte und eine Partie nach der andern verlor.

Während er aber so infolge seiner Zerstreutheit seinen ohnehin schon beträchtlichen Geldverlust noch vergrößerte, mußte er immer wieder an einen Mann denken, mit dem er sich schon in den letzten Wochen oft beschäftigt hatte. Dieser Mann, ein sehr reicher Kohlen-

händler namens Adler, dessen Gemahlin eine Jugendfreundin der seinigen war, hatte schon vor einem Jahre die jetzt von ihm angestrebte Auszeichnung erhalten. Auf den hohen Flug dieses Adlers hatte denn auch seine Frau bei ihren Bemühungen, auch seinen Ehrgeiz zu erwecken, oft genug angespielt. Ebenso hatte sie ihm auf sein eindringliches Befragen versichert, daß, wie sie von Adlers eigener Frau wisse, auch er für die Erlangung des Adels 700.000 Kronen gespendet habe. Und tatsächlich war es vor allem das Beispiel dieses ihm als sehr tüchtig und vorsichtig bekannten Mannes gewesen, das den Bankier zu seiner Entscheidung bestimmt hatte. Weil der Adler so getan, hatte auch er endlich den Mut gefunden, das Harikiri an sich zu vollziehen.

Aber in diesem Augenblick quälte ihn plötzlich der schreckliche Zweifel, ob der Adler denn auch wirklich die vollen 700.000 hergegeben habe. Darüber mußte er sich um jeden Preis Gewißheit verschaffen. Als daher jetzt im Spiel eine Pause eintrat, richtete er plötzlich an seine Partner die Frage: „Kennen Sie vielleicht einer den Herrn Adler?"

„Welchen dieses Namens meinen Sie?" erkundigte sich der Textilfabrikant. „Vielleicht den glücklichen Gatten der schönen Frau?"

Der Bankier zuckte nur geringschätzig die Achseln, wie um anzudeuten, daß er Wichtigeres zu tun habe, als Beobachtungen an Frauen zu machen. „Kann sein . . . ich hab' mir sie noch nicht so genau angeschaut", brummte er. „Ich mein' den Kohlenhändler."

„Ganz recht, so meinen wir ja die gleiche Persönlich-

keit", sagte der Textilfabrikant. „Dieser Adler ist übrigens vor kurzem geadelt worden, er nennt sich jetzt von Adlerhorst."

„Ja, ja, den mein' ich", erklärte der Bankier. Er betrachtete den andern eine Weile forschend und fragte dann geradezu: „Wissen Sie vielleicht, wieviel er gezahlt hat für seinen Adel?"

„Der? Gar nichts!" antwortete der Fabrikant lachend.

„Sie spaßen!" schrie der Bankier. „Wieso gor nix?" Wenn er aufgeregt war, mauschelte er immer noch einmal so stark.

„Den Adel verdankt er seiner schönen Frau", erläuterte der Fabrikant lustig, „die in sehr, sehr freundschaftlichen Beziehungen zu einem Gesandten steht . . . auf diese Weise . . ."

Dem Bankier trat der kalte Schweiß auf die Stirn. „Also nix hat er gezahlt, wirklich gar nix?" stammelte er, und als der andere nur durch ein Zeichen bejahte, war er wie zerschmettert. „Ich 700.000 — und er gar nix!" ging es ihm durch den Kopf, und die Gegenüberstellung dieser beiden Tatsachen raubte ihm beinahe den Verstand. „Was manche Leut' doch für an unverschämtes Glück haben!" sagte er beinahe laut.

Aber er wollte sich nun endlich über den ganzen Ordenshandel aufzuklären versuchen und fragte daher: „Sind Sie auch der Meinung wie der Herr dort" — er zeigte auf den Holzhändler — „daß man den Adel schon für 250.000 Kronen bekommen kann? Ein Freund von mir hat, soviel ich weiß, beinah' das Dreifache dafür bezahlt . . ."

Der Fabrikant lächelte verschmitzt, er erriet, wer dieser Freund war, endlich sagte er: „Der Adel wird, soviel ich weiß, zu allen möglichen Preisen verliehen."

„Aber wie ist das nur möglich?" entrüstete sich der Bankier. „Mit welchem Recht läßt man den einen mehr bezahlen als den andern? Das ist doch im höchsten Grade unreell!"

„Vom streng geschäftlichen Standpunkt allerdings, aber der ist hier nicht maßgebend."

„Aber irgend ein Prinzip muß es doch geben", schrie der Bankier, „man kann doch nicht nach Laune und Willkür . . ." Er verlor beinahe den Atem, so ärgerte er sich.

„Natürlich gibt's ein Prinzip", erläuterte ihm jetzt der Fabrikant, „und noch dazu ein sehr einfaches. Sehen Sie, alles hängt von dem guten oder schlechten Namen ab, den einer in der großen Öffentlichkeit hat. Der Preis richtet sich nur danach. Dann gibt's freilich auch Leute, die geadelt wurden, bevor sie noch in der Öffentlichkeit gekannt waren: die zahlten die gewöhnliche Taxe. Man unterscheidet also dreierlei Stufen: Leute mit gutem Leumund, die wenig oder nichts zu bezahlen brauchen, Leute mit schlechtem Leumund, die sehr viel bezahlen müssen, und endlich Leute ganz ohne Leumund, die nach der Taxe behandelt werden. Das ist doch gewiß ein schönes Prinzip!"

„Danach", meinte der Bankier kleinlaut, „wäre also bei einem, dem 700.000 abgefordert werden, auf einen sehr schlechten Leumund zu schließen?"

„Unbedingt", bestätigte der Fabrikant. „Wenn Sie sich übrigens von der ganzen Sache das richtige Bild

machen wollen, brauchen Sie ja nur uns zwei hier, mich und unsern verehrten Präsidenten, zu vergleichen. Der Präsident wird dank der hohen Wertschätzung, die er — natürlich mit Recht — überall genießt, mit ganz unentgeltlichen Ehrungen überhäuft, während für mich, den berüchtigten Ausbeuter und Manchestermann, selbstverständlich nichts abfällt. Daraus folgt aber nicht, daß ich, wenn ich mich zufällig darauf kaprizierte, nicht trotz der Schmach, die mich bedeckt, auch eine Auszeichnung erlangen könnte — nur fragt mich nicht, was die wohl kosten würde. Schlechter Leumund schließt nämlich die Gewinnung von Auszeichnungen nicht aus — aber er verteuert sie sehr!"

Und der Textilfabrikant ließ sein eigentümlich meckerndes Lachen vernehmen, während der Präsident die Brauen hoch emporziehend entrüstet ausrief: „Pfui, was sind Sie für ein abscheulicher Zyniker!"

Aber der Fabrikant antwortete hierauf gar nicht. Er hatte nur den Bankier im Auge, zu dem er jetzt mit schlauem Blinzeln sagte: „Daraus folgt die Lehre, daß nur jene nach äußeren Ehren streben mögen, die entweder ob ihres frommen Wandels im Lande geschätzt sind oder wenigstens im Verborgenen blühen. Für uns andere wäre der Spaß doch zu teuer!"

Der Bankier war wie niedergedonnert, jetzt begriff er endlich den ganzen Zusammenhang. Und voll Bitterkeit erinnerte er sich des Ausspruches seiner Frau, daß ihn der Adel weißwaschen würde. Leider war aber gerade das Gegenteil zu erwarten. Noch mehr in Verruf bringen würde ihn dies Wappenschild, weil er durch dessen unge-

heure Überzahlung gewissermaßen selbst zugestanden hatte, daß er es zu besitzen nicht würdig sei. So würde er zum Schaden auch noch den Spott haben. Mit einem Gemisch von Neid und Bewunderung blickte er auf den Fabrikanten: O, der war klug, der haschte nicht nach solch zweifelhafter Ehrung, sondern behielt — was doch immer die Hauptsache war — sein schönes Geld in der Tasche. Aber er — hatte er sich nicht wie ein rechter Esel benommen? Wer konnte wissen, ob die Art von Buße, die er jetzt für gewisse, nicht ganz einwandfreie Geschäfte bezahlen mußte, nicht am Ende größer war als die Vorteile, welche ihm diese Geschäfte gebracht hatten. Und der Bankier versenkte sich ganz in diese schwierige Berechnung, so daß er für alles andere Auge und Ohr verlor.

Indessen ging Jordan von einer Gruppe seiner Gäste zur andern, ohne aber bei einer länger zu verweilen. Die Regungen einer fast kindischen Eitelkeit, denen er überall in den Gesprächen begegnete, stießen ihn ab. Und besonders leid tat es ihm, daß auch die talentvollen und fähigen Menschen nicht frei von ihnen waren. Auch sie, die doch von der Natur die einzig wahre Auszeichnung erhalten hatten, jagten dem Bändchen fürs Knopfloch nach, des größeren Respektes halber, den es ihrem Schneider oder Friseur einzuflößen geeignet war. Er selbst hatte sich nie um Titel oder Orden gekümmert und würde auch den Titel „Kommerzialrat", den man ihm gegen seinen Willen verliehen hatte, zurückgewiesen haben, wenn er nicht das damit verbundene Aufsehen gescheut hätte. Aber er fühlte sich in diesem Augenblicke, wo er vereinsamt in der Mitte seines

überfüllten Salons stand, so wenig im Einklang mit seiner ganzen Umgebung, daß er sehnsüchtig nach jemandem ausspähte, der etwa besser zu ihm passe. Da sah er zu seiner großen Freude Gschmeidler eintreten. „Endlich ein vernünftiger Mensch", dachte er erleichtert, „zu mindestens kommt er aus einem Kreise, dem die überreizte Eitelkeit des unsrigen fremd ist." Er begrüßte den jungen Mann sehr herzlich und erbot sich, ihm als Führer durch die Gesellschaft zu dienen.

Sie gingen bald in den zweiten Salon, wo jetzt musikalische Produktionen stattfanden, hatten aber das Glück, in eine Pause zwischen dem beendeten Vortrag eines Klavierspielers und dem noch nicht begonnenen einer Liedersängerin zu kommen. Dies gewährte ihnen auch den anderen Vorteil, sich leicht von einer Gruppe zur andern bewegen und so die Gesellschaft bequem mustern zu können. Sie bot jetzt nicht mehr das unruhige Bild von früher, weil wenigstens vorläufig das Fieber der Neugierde einigermaßen gemildert war. Jetzt hatten sich in den Gruppen nur die verwandten Elemente zusammengefunden, wodurch sich die Soiree in nichts mehr von anderen ihrer Art unterschied.

Demgemäß entdeckte man die bekannten Typen der gelehrten Frauen, der kunstbegeisterten Frauen, der Frauen, welche Eliteballpatronessen sind, sowie endlich der „feschen" Frauen, die natürlich alle ihren größeren oder kleineren Anhang hatten. Politische Frauen gibt es in Wien bekanntlich keine.

Auch die gelehrten Frauen sind bei uns selten, aber sporadisch treten sie doch in jeder größeren Soiree auf,

so daß die Hausfrau bei ihren Einladungen auf sie Rücksicht nehmen muß. Da sich diese Damen fast nur von Universitätsprofessoren nähren, muß wenigstens *ein* solcher gelehrter Mann immer auf Lager sein. Heute hatte man auf den Professor der Geologie gerechnet, doch hatte er leider in letzter Stunde abgesagt. Die Verlegenheit wäre sehr groß gewesen, wenn es nicht glücklicherweise gelungen wäre, statt seiner den Professor des römischen Rechtes einzufangen, der nun den Damen brühwarm vorgesetzt wurde. Natürlich fühlten sie sich im Anfang mit diesem nicht ganz behaglich, da sie sich ja für heute ausdrücklich auf Geologie vorbereitet hatten. Aber über das kamen sie leicht hinweg, die Hauptsache war doch, daß sie ihren Universitätsprofessor hatten. Und so saßen sie bald mit dem gewohnten Stolz an seiner Seite, ihn abwechselnd benagend.

Sprachen die gelehrten Frauen der Würde der Wissenschaft gemäß immer nur halblaut, so machten sich die Ballpatronessen dafür um so besser vernehmlich. Sie posaunten ihren Ruhm, der sich auf ihre Zugehörigkeit zu einem hauptsächlich aus Aristokratinnen bestehenden Ballkomitee gründete, mit vollen Backen aus. Und sie nannten die Gräfinnen und Fürstinnen, mit welchen sie dort der Zufall zusammengeführt hatte, ausnahmslos bei ihren Kosenamen: Lori, Steffi, Mizzi, um so die besondere Intimität mit ihnen zu kennzeichnen. Eine Dame, die Frau eines jüdischen Großindustriellen, hielt von ehrfurchtsvollen Zuhörern umgeben, gar einen förmlichen Vortrag über ihre Erlebnisse auf dem letzten Eliteball. Und sie kam auf den Glanzpunkt dieses Abends

jedesmal zurück, so oft sich eine neue Erscheinung in Hörweite zeigte. Auch als Gschmeidler und Jordan jetzt an ihr vorüberkamen, schrie sie aus Angst, nicht deutlich genug verstanden zu werden, überlaut: „Und da sagte die Protektorin des Balles, Ihre kaiserliche Hoheit, zu mir . . .“

Weiterschreitend, trafen die beiden dann auf ein Gewimmel schöngeistiger Frauen, die mit Zeichen stürmischer Huldigung einen noch sehr jungen Mann umdrängten. „Das ist der neue Essayist Axel Hansen“, sagte Jordan, „ein sehr talentvoller Mann, wie ich höre. Man rühmt die Subtilität seiner Empfindung und seines Ausdruckes. Er soll sogar einen ganz neuen Stil geschaffen haben, der bisher noch unentdeckte Reichtümer der Sprache enthüllt.“

„Ist er ein Däne?“ fragte Gschmeidler. „Nach seinem Namen zu schließen . . .“

„Ach nein“, antwortete der Hausherr, „er ist ein polnischer Jude. Aber ein talentvoller Mensch“, wiederholte er mit besonderer Genugtuung, wie er sie immer empfand, wenn er einen Juden rühmen konnte. „Haben Sie noch nichts von ihm gelesen?“

„Ich glaube mich jetzt an einiges zu erinnern“, erwiderte Gschmeidler. „Er schreibt in ungemein gesuchten Wendungen, immer auf der Jagd nach einem neuen Gedanken oder einer noch nicht dagewesenen Stilblüte. Eigentlich ein rechter Stilschmock! Aber lassen Sie uns hören, was er sagt.“

Sie traten näher und lauschten dem Gespräch, das Hansen mit den ihn umringenden Damen führte. Die

eine fragte ihn gerade, wie er heute seinen Tag angewendet habe. Er überlegte einen Augenblick und antwortete dann mit Nachdruck: „Ich habe einen stilistisch reinen Tag hinter mir.“

Die Dame verstand ihn nicht und sah ihn ein wenig verlegen an. Endlich fragte sie unsicher: „Was haben Sie denn gemacht?“

Die Antwort ließ auf sich warten. Hansen blickte prüfend im Kreise umher, ob wohl auch alle würdig seien, einen Blick in seine geistige Werkstatt, wie er ihn gestatten wollte, zu tun. Endlich berichtete er langsam und feierlich: „Während des Ankleidens schlürfte ich einen Gesang aus der Odyssee. Dann las ich einige Gedichte von d'Annunzio, die für mich einen Geruch von bitteren Mandeln haben. So in die richtige Stimmung versetzt, schrieb ich die Gefühle nieder, die mich beseelten, als ich einst, mit einer hellblauen Samtweste bekleidet, bei aufgehendem Mond auf dem Markusplatze in Venedig stand und dabei an die Duse dachte . . . Der Essay wird nächstens in einer großen Revue erscheinen.“

Er schwieg. Einige Damen ächzten vor Bewunderung: „O, wie fein, wie sensitiv!“ während Gschmeidler dachte: „Großer Stilschmock, ich nehme Dich hiemit in meine Schmöckesammlung auf, deren schönste Zierde Du sein wirst!“

Dies ereignete sich in der Nähe des Wintergartens, dessen Inneres Gschmeidler, da die Türen weit geöffnet waren, von dem Platze, wo er stand, leicht überblicken konnte. Da hörte er, wie ein Herr in seiner Nachbarschaft zu einem anderen sagte, indem er in den Garten wies:

„Ich möchte wetten, daß die da drinnen die ärgsten Schweinereien reden." Neugierig gemacht, durchforschte nun auch Gschmeidler den Wintergarten und entdeckte dort mehrere junge Frauen, die in Gesellschaft schon recht gealterter, aber künstlich aufgefrischter Stutzer eine wahrhaft tolle Lustigkeit entfalteten. Ein Heiterkeitsausbruch folgte dem anderen und die Damen bogen und krümmten sich förmlich vor Lachen. Man mußte glauben, daß in diesem Kreise die blendendsten Witzraketen abgebrannt würden. Der Herr, der durch seinen Ausruf Gschmeidlers Aufmerksamkeit auf diese Fröhlichen gelenkt hatte, näherte sich ihnen jetzt mit seinem Begleiter, um sie zu belauschen. Gschmeidler tat desgleichen.

Nach der erhaltenen Andeutung wie nach dem ganzen Betragen der Gesellschaft war er natürlich auf einen ebenso witzigen wie gepfefferten Dialog gefaßt. Groß war daher sein Erstaunen, als er sich darin vollkommen getäuscht sah, vernahm er doch nur ziemlich alltägliche Redensarten. Vergebens strengte er seinen ganzen Scharfsinn an, um die in den rasch gewechselten Worten und Bemerkungen etwa doch enthaltenen Witze herauszufinden, er suchte nach verborgenen Zweideutigkeiten, konnte aber höchstens ausnahmsweise eine entdecken. In der Regel entging ihm der Nebensinn von Wendungen, die bei den anderen die tollsten Heiterkeitsausbrüche hervorriefen, vollständig. Er wurde daher seiner zwecklosen Bemühung endlich überdrüssig und entfernte sich. Die Herren folgten seinem Beispiel.

Dabei hörte er, wie der erste zum zweiten erläuternd sagte: „Ja, man müßte ebenso frivol wie sie sein, um

sie zu verstehen. Sie haben es nämlich durch unausgesetzte Übung dahin gebracht, auch in das scheinbar harmloseste Wort eine Obszönität hineinzulegen, respektive eine aus ihm herauszulesen. Auf diese Weise können sie jetzt ihre Cochonnerien ganz ungeniert in jedermanns Gegenwart reden, womit doch gewiß einem längst gefühlten gesellschaftlichen Bedürfnis entsprochen wurde."

Durch diese Darstellung in seiner Kenntnis der besseren Gesellschaft wieder ein wenig bereichert, kehrte Gschmeidler zu Jordan zurück. Er traf jetzt seine Tochter Konstanze bei ihm, die sich erst nach tiefem inneren Widerstreben zur Teilnahme an der Soiree entschlossen hatte. Auch trat sie dort mit niemandem in näheren Verkehr, wurde aber trotzdem als Tochter des Hauses vielfach begrüßt und angesprochen. Die meisten brachten ihr eine Art mitleidigen Interesses entgegen. Man glaubte zu wissen, daß sie eine beschränkte und dabei ungeheuer exaltierte Person sei. Als ein besonders trauriges Symptom ihres Zustandes wurde ihre bekannte Parteinahme für den Sozialismus gedeutet. Diese, meinte man, sei bei einem Mädchen aus so reichem Hause der untrüglichste Beweis einer geistigen Abnormität. In Übereinstimmung mit dieser Ansicht wurde sie auch von beinahe allen Bekannten der Familie mit deutlich zur Schau getragener Schonung behandelt, man fragte sie mit einer gewissen Ängstlichkeit, wie es ihr gehe, ob sich ihre Nerven nicht doch in letzter Zeit ein wenig beruhigt hätten und dergleichen mehr. Man kann sich denken, wie auf Konstanze ein solches Betragen von Menschen, die sie wegen ihrer Oberflächlichkeit und Ge-

nußsucht verachtete, wirken mußte. Ohnehin fiel es ihr, wenn sie mit ihnen beisammen war, schwer, ihnen nicht ihr ganzes Sündenregister ins Gesicht zu werfen. Auch heute litt sie unter dem Zwang dieser notwendig geübten Selbstbeherrschung, wie ihre im Saale umherschweifenden feindseligen Blicke nur zu deutlich bewiesen.

Ihr Vater, der ihre Gedanken erriet, betrachtete sie nicht ohne Besorgnis. Jetzt tat es ihm leid, daß er ihren augenscheinlichen Wunsch, der Soiree fernzubleiben, nicht mehr berücksichtigt hatte. Und wem sollte er sie bei ihrer argen Mißstimmung anvertrauen, da er selbst sich doch wieder seinen Gästen widmen mußte? Sein Blick fiel auf Gschmeidler. Von allen seinen Gästen war er vielleicht der einzige, über den Konstanze kein ungünstiges Vorurteil hegen mochte. Er überließ daher die beiden, die sich schon von früher flüchtig kannten, einander und entfernte sich.

Seine Annahme erwies sich auch als ganz richtig. Das einfache und anspruchslose Wesen Gschmeidlers verfehlte in der Tat seine sympathische Wirkung auf Konstanze nicht. Auch war er, wie sie wohl wußte, nur ein kleiner bescheidener Kaufmann, der also in den hier versammelten Gesellschaftskreis kaum hinein paßte. Keinesfalls gehörte er der von dem Mädchen so erbittert gehaßten „herrschenden Clique" an, zu der sie ohne Rücksicht auf politische oder andere Parteiunterschiede alle zählte, die auf einem der praktischen Lebensgebiete: der Politik, der Industrie, dem Handel oder dem Finanzwesen eine führende Rolle inne hatten.

Konstanze lud Gschmeidler freundlich ein, sich neben

sie zu setzen und sie plauderten nun eine Weile von gleichgültigen Dingen, nicht ohne dabei das Leben und Treiben im Salon zu beobachten. Hier zeigte sich zuerst in den Gruppen keine Veränderung, die aber in dem Maße, als der Abend weiter fortschritt, mehr und mehr bemerkbar wurde. Denn nun erinnerte sich plötzlich einer nach dem anderen, daß ja die halb ersehnte, halb gefürchtete Stunde heranrückte, in der Herr von Würzel kommen und die vollständige Entschleierung aller Ordensgeheimnisse bringen werde. Gott weiß, was also heute noch für Überraschungen bevorstanden.

Diese Möglichkeit genügte, um die ganze Gesellschaft neuerlich zu alarmieren, die nun wieder die Köpfe zusammensteckte, vom Fieber der Neugierde verzehrt. Die gelehrten Frauen ließen ihren Professor, die schöngeistigen ihren Stilisten im Stich, ja, sogar die „feschen" kamen aus allen Lauben und Nischen des Wintergartens herbei, um nur ja den Eintritt Würzels nicht zu versäumen. Auch die blasse Frau, die sich in der letzteren Zeit weniger bemerkbar gemacht hatte, trat nun wieder stark in den Vordergrund und war die aufgeregteste von allen. Sie spitzte die Ohren so oft der Name ihrer Freundin Borkenfeld genannt wurde. Und wieder hörte man von einem Ende des Salons bis zum anderen die heute schon bis zum Überdruß wiederholten Ordenskategorien: „Offizierskreuz . . . dritte Klasse . . . Komturkreuz . . . mit dem Stern . . . ohne Stern . . ." aus dem Stimmengewirr hervortönen.

In ihrer Erbitterung über dieses Treiben konnte Konstanze einen zornigen Ausruf nicht unterdrücken.

„Daß sie sich nicht schämen!“ rief sie, „o, es ist widerlich!“ Und sich zu Gschmeidler wendend sagte sie: „Sehen Sie, das sind die hohen Ziele, nach welchen die Frauen unserer Handelspatrizier streben!“ Sie schwieg einige Augenblicke und fuhr dann fort: „Wenn reich sein wenigstens soviel hieße wie unabhängig sein, stolz sein, sich das Leben nach eigenem Gesetze gestalten. Aber gerade das Gegenteil ist ja der Fall! Niemand ist abhängiger als diese Reichen, weil sich niemand so blind wie sie jedem Zeremoniell und jeder Mode unterwirft, weil sich niemand so tief wie sie vor dem sozial Höherstehenden bückt, weil sich niemand erniedrigt wie sie, um die kleinlichste Eitelkeit zu befriedigen. Die Reichen. . .“

Aber eine heftige Bewegung, die in diesem Augenblick den ganzen Saal ergriff, schnitt Konstanze das Wort ab. Es war wie wenn ein plötzlicher Windstoß das Meer aufwühlt. Und nun flutete alles im Raume, sofern es nicht durch natürliche Gesetze an die Stelle gebannt war, einem eben eintretenden neuen Gaste entgegen. Außer dem Mobiliar im Salon blieben tatsächlich nur Konstanze und Gschmeidler auf ihren Plätzen.

Der neue Gast, der einen solchen Aufruhr erregte, war natürlich Herr von Würzel. Es war dies ein reicher älterer Junggeselle mit einem Gesicht von geradezu frappierender Ausdruckslosigkeit. Er sprach immer in gedämpftem Tone, weil er alles, was er sagte, für ein großes diplomatisches Geheimnis hielt, das nur unter dem Schutze der strengsten Diskretion verraten werden dürfe. Der ganze Lebensinhalt dieses Mannes bestand in der Pflege seiner Bekanntschaften, zu welchen

auch einige hocharistokratische Persönlichkeiten gehörten. Um der Glorie willen, die sie um ihn verbreiteten, war er für die reichen Kaufmannsfrauen dieses Kreises eine schier geheiligte Person. Die Damen erinnerten sich stets voll Ehrfurcht daran, daß Herr von Würzel einmal, vor etwa zehn Jahren in einer Aristokratenvorstellung, wenn auch nur als stumme Person, mitgewirkt hatte. Eine solche Tat erhob ihn aber in ihren Augen höher als wenn er zehn Menschen das Leben gerettet hätte.

Nicht wenig trug zu seinem großen Ansehen auch der Umstand bei, daß er regelmäßig in den Zeitungen genannt wurde, oft sogar in demselben Blatte zweimal. Oft figurierte er in der einen Kolumne als Leidtragender bei einem Leichenbegängnisse und in einer anderen als Gast bei einer Premiere. In jedem Falle gehörte er immer zur glorreichen Zahl jener, die „unter den Anwesenden bemerkt werden". Und dabei hatte er weder Amt noch Stellung, er wurde auch bloß als der „Herr von Würzel" erwähnt, aber gerade das machte so großen Effekt. Er selbst wachte eifersüchtig darüber, daß sein Name stets an der Spitze der Berichte, womöglich zwischen zwei erblichen Herrenhausmitgliedern, abgedruckt werde, und war einmal ganz außer sich, weil man ihn erst nach einem Kammervirtuosen genannt hatte. Ein Freund Würzels, der dessen große Schwäche in allem, was das Genanntwerden in der Zeitung betrifft, genau kannte, behauptete von ihm, daß er den Tod eigentlich nur in den Morgenstunden bis halb zwölf vormittags fürchte, weil Todesfälle, die in dieser Zeit stattfänden, nicht im Morgenblatt, sondern in dem viel weniger gelesenen Abendblatt gemeldet würden.

Würzel antwortete auf die an ihn von vielen Seiten stürmisch gerichteten Anfragen wegen der Ordensverleihungen zunächst sehr zurückhaltend. Man habe ihn wohl ins Vertrauen gezogen, doch sei er nicht befugt, Mitteilungen zu machen. Nur soviel könne er verraten, daß einige schon beschlossene Auszeichnungen beinahe noch in letzter Stunde rückgängig gemacht oder durch geringere ersetzt worden seien. Diese Nachricht verstärkte die ohnehin schon große Spannung noch mehr und sensationelle Gerüchte von großen Neuigkeiten flatterten alsbald auch in die anderen Gemächer hinüber, so daß von überallher die Gäste herbeiströmten. Sogar die Tarokspieler ließen ihre Partien im Stich. Der Salon, in dem sich Würzel befand, war nach einigen Minuten gepfropft voll.

Man merkte indessen bald, daß sich Würzel mit seiner Geheimtuerei nur zierte und drang daher noch stärker in ihn. Endlich berichtete er mit einer Miene ungeheurer Wichtigkeit, daß er selbst das Großkreuz des Franz Josefs-Ordens erhalten werde. „Aber ich bitte die Herrschaften um die allerstrengste Diskretion", bat er mit sehr leiser Stimme, „schon der Zeitungen wegen. Ich könnte es nämlich, wo es sich doch hier um ein sehr wichtiges soziales Ereignis handelt, vor den Zeitungen gar nicht verantworten, wenn die Nachricht früher als durch sie bekannt würde." Und er blickte mit der Miene eines Mannes um sich, der wohl weiß, was er bei seiner Bedeutung der Öffentlichkeit schuldig ist.

Es folgte nun ein großes Beglückwünschen Würzels, das von den meisten ganz aufrichtig gemeint war. Er-

blickten doch viele Ehepaare in dieser Dekorierung ihres langjährigen Hausfreundes insofern auch eine eigene Genugtuung, als er mit dem neugewonnenen Halsband zugleich ein schöneres Schaustück für ihren Salon wurde. Aber man wollte nun endlich auch wissen, wer die anderen Dekorierten seien und Würzel zitierte die ganze Reihe frisch aus dem Gedächtnisse, ohne zu stocken oder nachzudenken. Dabei zeigte es sich, daß tatsächlich mancher schlechter weggekommen war, als er erwartet haben mochte. Von den auf der Soiree Anwesenden erlitt insbesondere Borkenfeld eine Enttäuschung, da er nicht geadelt wurde, sondern bloß die Eiserne Krone dritter Klasse bekam. Dagegen befand sich der Bankier unter den Geadelten.

Die Bankiersfrau lief, als sein Name genannt wurde, freudestrahlend auf ihn zu und beglückwünschte ihn, aber er wehrte zornig ab. „Laß mich aus", murrte er, „ich hob gezohlt für drei Adel und nix für anen."

Die blasse Frau hätte man in diesem Augenblick kaum wieder erkannt, so rot vor Freude war sie. Sie hatte es während des ganzen Abends vermieden, sich ihrer Freundin Borkenfeld zu nähern, jetzt aber drängte sie sich glückwünschend zu ihr: „Wie ich mich freue", rief sie, „über diese unerwartet hohe Auszeichnung Deines Mannes. Wenn Du nur wüßtest, wie ich mich freue!"

Das Gespräch im Salon war allgemein sehr lebhaft geworden, da die Würzelschen Nachrichten reichen Stoff zu Betrachtungen boten. Nur der Präsident, der in der Mitte einer Gruppe stand, schwieg vorläufig noch, weil er sich für eine kleine Rede sammelte. Als er sie

endlich entworfen hatte, gab er ein Zeichen, daß er sprechen wolle, worauf bald sehr viele den Präsidenten umdrängten. Auch Konstanze mischte sich mit Gschmeidler unter die Zuhörer. „Der ist der ärgste von allen", sagte sie, auf den Präsidenten deutend, halblaut zu ihrem Begleiter, wobei ihre Augen vor Haß und Verachtung funkelten.

Der Präsident begann mit einer Entschuldigung, daß er seine lieben Freunde durch eine kleine Ansprache ermüden müsse, allein der gegenwärtige Augenblick habe nach seiner bescheidenen Meinung eine gewisse soziale Bedeutung, die nicht ganz ungewürdigt bleiben solle. Er blickte, während er so sprach, mit großer Selbstsicherheit im Kreise umher, überzeugt, daß jedes seiner Worte mit dem tiefsten Respekt angehört werde, was ja auch tatsächlich der Fall war. Die linke Hand hatte er in den Ausschnitt seiner Ballweste gesteckt, mit der rechten gestikulierte er maßvoll. Und so sprach er nun mit großer Salbung davon, wie sehr es ihn freue, daß sich wieder wackere Mitbürger im Dienste der Allgemeinheit betätigt hätten und dafür belohnt worden seien. Möge ihr Beispiel doch auch auf andere wirken, auf daß sich der Kreis der Gemeinnützigen immer mehr erweitere. „Ich selbst", fuhr er mit Pathos fort, „habe kein höheres Ziel im Leben, als das Los der wirtschaftlich Schwachen zu verbessern. Soweit meine Kräfte reichen, wirke ich für sie in den volkswirtschaftlichen Kommissionen und Enqueten, ja, ich opfere ihnen einen Teil meiner Nachtruhe, den ich zur Abfassung einer vom arbeiterfreundlichen Geiste erfüllten Denkschrift verwende . . ."

„Aber bei Tag bestehlen Sie sie . . . Pfui, welche Heuchelei!" rief Konstanze plötzlich dazwischen.

Es war als ob der Blitz eingeschlagen hätte, alles war starr vor Entsetzen. Auch Konstanze, die sich von ihrem Temperament hatte fortreißen lassen, gelangte erst nachträglich zum klaren Bewußtsein ihrer Tat. Sie stammelte einige unzusammenhängende Worte und lief, ein Schluchzen, das sie befiel, gewaltsam unterdrückend, aus dem Saale. Eine Weile war niemand eines Wortes mächtig. Endlich raffte sich der Hausherr auf und ging auf den Präsidenten zu. Er war begreiflicherweise in so schrecklicher Verlegenheit, daß er kaum wußte, wie er die Worte setzen sollte, um sich bei ihm zu entschuldigen. Aber der Präsident, der sich inzwischen schon gefaßt hatte, ließ ihn gar nicht sprechen. „Aber, lieber Freund, wozu das?" sagte er, „Sie werden doch nicht glauben, daß ich . . .? Das arme Kind! Man weiß ja längst, daß es krank ist . . . Ich nehme den wärmsten Anteil an Ihrem Unglück!" Und dabei drückte er Jordan herzlich die Hand und versicherte ihn seiner fortdauernden Freundschaft.

Nun war allen die Richtungslinie vorgezeichnet, in der sie sich zu bewegen hatten. „Schade um das arme Fräulein!" hieß es, „welche traurige Nervenüberreizung!" Einige gaben auch medizinische Ratschläge, wie zum Beispiel Gebrauch einer Kaltwasserkur, viel Bewegung in freier Luft und dergleichen mehr. Aber die ganze Gesellschaft fühlte sich doch jetzt im höchsten Grade unbehaglich und nahm in überstürzter Weise Abschied.

Plötzlich sah sich Jordan zu seiner Verwunderung allein in seinem hellerleuchteten Salon. Die letzten Minuten hatte er in einer Art Betäubung verbracht. Rein mechanisch hatte er für einen Schwall teilnahmsvoller Worte gedankt und zahlreiche ihm entgegengestreckte Hände geschüttelt. Jetzt erst tauchten wie aus einem Nebel die eben verschwundenen Gestalten vor ihm auf und er sah das halb geringschätzige Mitleid der einen und die schlecht verhehlte Schadenfreude der anderen. Und sein Vaterstolz empörte sich bei dem Gedanken, daß diese Menschen nun gewissermaßen das Recht hatten, auf seine hochsinnige und begabte Stanzi wie auf ein geisteskrankes oder zuchtloses Geschöpf herabzublicken. Aber das wäre noch das wenigste gewesen! Furchtbar dagegen quälte ihn die Sorge um ihre Zukunft. Er entsetzte sich vor den Möglichkeiten, die bei ihrer Art, das Leben zu nehmen, für sie einst Gestalt gewinnen könnten.

Jordan hielt eine Art Rundschau über sein Leben und erschrak, wie traurig es war. Seit heute wußte er, daß er ernstlich krank war, aber ihm ahnte jetzt, daß er bald auch ganz verlassen sein werde. „Morgen“, sagte er sich, „wird die Baronin kommen, um für ihren Sohn die Hand meiner Tochter zu verlangen. Ich werde sie ihr nicht verweigern können. Aber diese Ehe, durch die mein Kind und meine Frau in einen fremden, ja feindseligen Gesellschaftskreis geraten, ist sie nicht gleichbedeutend mit gänzlicher Trennung von beiden? Und mein Sohn Egon? Er ist schon heute auf der Soiree nicht erschienen, um den Bruch mit dem Vater vor der Welt zu vollziehen.“ Dann fiel ihm wieder Stanzi ein. Auch sie strebte mit

aller Kraft aus dem Hause fort. „Wohin“, fragte er sich, „wird sie das Schicksal führen?“ Er sah die Familie, an der sein ganzes Herz hing, auseinandergerissen, jedes inneren Zusammenhanges verlustig.

Mit diesen trüben und bitteren Gedanken ging Jordan endlich zur Ruhe, nicht ohne daß er daran dachte, wie viele Augen draußen in der Welt auf ihn, den scheinbar vom Glück Verwöhnten, voll Neid und Mißgunst blickten.

VIII.

Am nächsten Tage hatte er dann im Beisein seiner Tochter mit der Baronin eine Unterredung, die äußerlich ganz so verlief, wie es vorauszusehen war. Die Baronin brachte ihre Werbung vor und da Elvira sie mit großer Freude aufnahm, gab auch er, eingedenk seines Versprechens, ihrem Wunsche nicht entgegenzutreten, seine Einwilligung. Aber, indem Jordan so das entscheidende Wort aussprach, konnte er nicht umhin, sich ein wenig zu wundern, daß es ihm verhältnismäßig leicht über die Lippen glitt. Die Bitterkeit seiner Resignation von vorhin war nicht mehr in dem gleichen Maße vorhanden. Über die Ursache dieser Wandlung gab er sich zwar selbst keine Rechenschaft, doch lag sie nur in dem Einflusse, den die Persönlichkeit der Baronin auf ihn ausübte.

Es ging ihm von jeher seltsam mit dieser Frau. Wenn er sie nicht vor Augen hatte, haßte er sie beinahe, weil er ihr an vielem, was ihm an dem Gehaben seiner Frau und älteren Tochter mißfiel, die Hauptschuld beimaß. Dagegen gewann sie unendlich bei ihm, so oft er mit ihr in persönliche Berührung trat. Es war

vor allem ihre Klugheit, die ihm gefiel und Respekt einflößte. Auch überzeugte er sich bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich, daß er sie mit Unrecht für gewisse Extravaganzen seiner Frau mitverantwortlich gemacht hatte. Es war leicht zu sehen, daß sie dieselben kaum minder verurteilte als er selbst.

Freilich, diese Verbindung ihres Sohnes mit seiner Tochter, zu der er soeben sehr widerwillig seine Zustimmung hatte geben müssen, war vornehmlich ihr Werk. Um sie zu sichern, hatte sie seit langem ihren ganzen Einfluß auf seine Frau benützt. Aber indem Jordan jetzt die Baronin von dieser Heirat höchst bescheiden als einem unverdienten Glück ihres Sohnes sprechen hörte, schien es ihm beinahe lächerlich, ihr deshalb zu grollen. Verdiente jemand in dieser Sache Tadel, so waren es sicherlich nur er und seine Frau, die einen Bewerber wie Karl annahmen, nicht aber dessen Mutter, die ganz rechtmäßig nur für den Sohn sorgte.

Die Unterhaltung, die namentlich von seiten Jordans ein wenig steif und förmlich begonnen hatte, gewann, je länger sie sich fortsetzte, an Leben und Interesse. Sie sprachen jetzt unter vier Augen, denn Elvira war mit der frohen Botschaft ihrer Verlobung sogleich zur Mutter geeilt. Ohne eigentlich ein bestimmtes Thema zu erschöpfen, tauschten sie über viele Dinge ihre Ansichten aus, jedes mehr und mehr von jenem eigentümlichen Wohlbehagen der klugen Leute erfüllt, wenn sie einen ihnen ebenbürtigen Gesprächspartner gefunden haben. Ihre Unterredung wurde zuweilen so lebhaft und eifrig, daß sie sich die Worte förmlich aus dem Munde nahmen.

Bald stimmte die Baronin sehr nachdrücklich einer treffenden Bemerkung Jordans zu, bald lachte er über eine gelungene Anspielung von ihr. Sie verstanden sich schon auf ein Achselzucken, auf die flüchtigste Andeutung hin.

Ein so lebhaftes und vertrauliches Geplauder wie heute, hatten sie früher noch nie geführt. Aber wenn auch die Baronin seinen Reiz kaum minder als Jordan fühlte, so vergaß sie darum doch nicht, es ihren Zwecken dienstbar zu machen. Die leichte Barke ihrer Konversation trieb nur scheinbar sich selbst überlassen auf den Wellen, in Wirklichkeit wurde sie kräftig gesteuert und kam unvermerkt an das im voraus bestimmte Ziel.

Ohne daß Jordan eigentlich recht wußte wie er dazu gelangt war, gab er der Baronin einen recht ausführlichen Bericht über die Art und den Umfang seiner Unternehmungen, wie über seine ganze geschäftliche Tätigkeit. Durch teilnehmende Fragen hatte sie ihm, der wie die meisten tätigen Menschen am liebsten über sein Lebenswerk sprach, die Zunge gelöst. Dies gelang ihr um so leichter, als der Kaufherr in seinem Familienkreise für das, was ihn den ganzen Tag beschäftigte, weder Teilnahme noch Verständnis fand. Daher hatte er sich auch seit langem abgewöhnt, zu Hause von seinen Geschäftsangelegenheiten zu sprechen. In der Baronin begegnete er nun plötzlich einer höchst aufmerksamen Zuhörerin, die auch, wie ihre eingestreuten Bemerkungen bekundeten, durchaus nicht ohne Sachkenntnis war. Gern ließ er nun vor ihr seiner Rede freien Lauf, noch angefeuert durch Zeichen ihrer Bewunderung, die übrigens keineswegs erheuchelt waren. Denn, wenn auch die Ba-

ronin dieses Gespräch nicht ausschließlich zu ihrer Belehrung in kommerziellen Dingen führte, so flößten ihr doch auch diese selbst aufrichtiges Interesse ein, zumal in der genialen Darstellung, die Jordan ihnen gab.

Die große Ausdehnung seiner Geschäfte mußte vor allem ihre Aufmerksamkeit erregen. Und da konnte sie auf die natürlichste Weise fragen, ob Leitung und Überwachung so ausgedehnter Betriebe nicht die Kraft eines einzelnen und wäre sie noch so gewaltig, überstiege. Jordan gab zu, daß er sehr überbürdet sei. Wohl mangle es ihm nicht an fähigen und tüchtigen Leuten, aber eigentlich zur Seite stehe ihm niemand. „Sie sind doch alle nur Beamte", meinte er, „die in der Mehrzahl zwar redlich ihre Pflicht tun, aber nicht mehr."

Die Baronin erkundigte sich, ob er keinen Verwandten habe, den er sich allmählich zur Stütze erziehen könnte und rückte auf seine verneinende Antwort entschlossen mit ihrem Vorschlag heraus.

Sie erzählte, daß sie in letzterer Zeit einen jungen Bankbeamten von anscheinend großen Fähigkeiten kennen gelernt habe. Der junge Mann bewerbe sich um ihre Nichte, die ihm aber, weil er Jude sei, vorläufig noch ihr Jawort verweigere. Nachdem die Baronin ein solches Festhalten an beschränkten Vorurteilen scharf getadelt hatte, sprach sie die Hoffnung aus, ihre Nichte schließlich doch zur richtigen Einsicht zu bekehren. „Aber mag sich das dumme Mädel nun wie immer entscheiden", fuhr sie dann fort, „ich interessiere mich für den jungen Mann und setze in seine Zukunft das höchste Vertrauen.

Es ist freilich wahr, daß ich von Geschäften nichts verstehe, aber dieser Herr Kastner zeigt ein so ernstes und tüchtiges Wesen, daß ich mich unmöglich ganz in ihm täuschen kann. Es wäre mir eine Freude, ihn vorwärts zu bringen. Würden Sie sich die Mühe nehmen, ihn kennen zu lernen?" Und halb humoristisch setzte sie noch hinzu, daß es beinahe wie eine wunderbare Fügung wäre, wenn er auf diese Weise die lang entbehrte Hilfskraft gewänne.

Jordan erklärte seine Bereitwilligkeit, den Empfohlenen der Baronin auf seine Verwendbarkeit zu prüfen. Übrigens hatten ihn ihre Worte in hohes Staunen versetzt. Schon, daß sie wie für den Sohn nun auch für die Nichte eine jüdische Heirat anstrebte, frappierte ihn. Damit bewies sie ja eine förmliche Vorliebe für jüdische Blutsvermischung! Es wäre freilich möglich, dachte er, daß sie auch diesmal bloß aus einem materiellen Beweggrund handle, aber damit stand doch die vorläufige Ungewißheit der ganzen Heiratsangelegenheit in zu augenscheinlichem Widerspruch. So blieb also wirklich kaum etwas anderes übrig, als bei der Baronin eine ganz uneigennützige Anteilnahme für diesen Herrn Kastner vorauszusetzen und ihrer Versicherung Glauben zu schenken, daß sie ihn nur darum protegieren wolle, weil er ihr strebsam und tüchtig erschiene. Das war es aber, worüber Jordan nicht genug staunen konnte. Eine Baronin Hebenstreit, die sich eines jüdischen Kommis aus rein menschlichem Wohlwollen annahm! Nein, so etwas hätte er nie für möglich gehalten!

Dunkel fühlte er wohl, daß sie für ihr Interesse viel-

leicht doch einen anderen Grund haben könnte, aber das Faktum gefiel ihm so gut, daß es ihn für sie einnahm. Dies war der gerade Weg zu seinem Herzen! Ein Christ, der Jordan glauben machen konnte, daß er über Juden unparteiisch und gerecht denke, war seiner höchsten Sympathie gewiß. So einen hielt er ohne weitere Prüfung für klug, edel, talentvoll, kurz, aller menschlichen Vorzüge teilhaftig. In diesem einen Punkte ließen ihn Scharfsinn und Menschenkenntnis oft im Stich.

Die Baronin zog heute großen Vorteil aus dieser Schwäche. Man könnte sagen, sie habe an Jordan eine förmliche Eroberung gemacht. Beim Abschied bezeigte er sich gegen sie viel herzlicher, als er es vor einer Stunde noch selbst für möglich gehalten hätte. „Wäre doch der Sohn nur einigermaßen der Mutter ähnlich!" dachte er, als er allein war. „Was für eine gescheite Frau!"

Auch im Verkehr mit anderen äußerte sich Jordan von jetzt an mit großen Lobeserhebungen über die Baronin. „Eine gescheite Christin!" pflegte er, wenn die Rede auf sie kam, zu sagen, wobei er vergnügt mit den Lippen schmatzte, als ob er im Geist eine ebenso köstliche wie seltene Delikatesse verspeiste. Denn nach Jordans Meinung gab es zwar verhältnismäßig viel weniger kluge Christen als kluge Juden, wogegen aber die klugen Christen von so ungewöhnlicher Intelligenz waren, daß sie ihre jüdischen Mitbewerber weit übertrafen. „Wenn ein Christ Verstand hat — es kommt ja nicht allzu häufig vor", urteilte er, „so stellt er zehn gescheite Juden in den Schatten." Dieser Elitetruppe von gescheiten Christen wurde von ihm nunmehr auch die Baronin Hebenstreit beigezählt.

Inzwischen bemühte sich diese gescheite Baronin nach Kräften, Jordans schmeichelhafte Meinung über sie zu rechtfertigen. Keinesfalls ließ sie es an Fleiß und Eifer fehlen, denn sie trat sofort in Aktion. Ihre erste Sorge war natürlich, Leopold die glänzenden Aussichten zu zeigen, die sich ihm durch ihre Fürsprache eröffneten. Sie ließ ihn kommen und hatte ein langes Gespräch mit ihm.

Bei dieser Gelegenheit gewann sie eigentlich zum erstenmal einen vollen Einblick in sein Wesen, das ihr in mancher Beziehung recht wunderlich erschien. Natürlich hatte die Baronin von seiner Seite auf begeisterte Zustimmung, heißen Dank gerechnet, begegnete aber bloß ängstlicher Zurückhaltung und verlegenen Ausflüchten. Wie war das nur zu begreifen? Hatte dieser junge Mensch, der heute doch nur ein mäßig entlohnter Beamter war, kein Verständnis für einen Schicksalswechsel, der ihn vielleicht schon in wenigen Jahren zum schwer reichen Mann machen konnte? Aber wie es schien, hatte diese Aussicht für ihn gar nichts Verlockendes. Erklärte er doch, daß er an das Leben keine großen Ansprüche stelle und nur ungern seine heutige, zwar bescheidene, aber ihm recht behagliche Tätigkeit gegen eine andere vertauschen würde, für die seine Fähigkeiten vielleicht nicht ausreichten. Er scheue die Verantwortlichkeit, die mit der Leitung großer Geschäfte verbunden sei.

Die Baronin war starr, als sie ihn so sprechen hörte. „Und das soll ein Jude sein!" dachte sie beinahe verächtlich. Denn bei einem Juden hielt sie ehrgeiziges Streben, geschäftliche Tüchtigkeit und Begierde nach Reichtum —

Eigenschaften, denen sie ihren Respekt nicht versagte — beinahe für etwas Obligates, ihm schon von Geburt Eigentümliches. Und sie begann zu fürchten, daß Leopold ihr das nicht würde sein können, was sie von ihm erwartet hatte. „Ist er wirklich so dumm, wie er es selbst zu glauben scheint?“ Beinahe ängstlich stellte sie sich diese Frage, denn ein allzu großer Verstandesmangel bei ihm schien ihr für ihre Zwecke fast ebenso bedenklich wie das Gegenteil. Um nun über seine Fähigkeiten rasch ins Klare zu kommen, stellte sie in der Weise ein Examen mit ihm an, daß sie einige Jordansche Geschäfte, die ihr nach dessen Mitteilung noch erinnerlich waren, berührte und Leopolds Urteil über sie verlangte. Da merkte sie denn zu ihrer Befriedigung, daß er sich in den Geschäften rasch zu orientieren vermochte und auch einige ganz verständige Bemerkungen über sie machte. „Er ist doch nicht dumm“, dachte sie triumphierend, „ein Funke jüdischen Geschäftsgeistes glüht auch in ihm. Aber er ist allzu bedürfnislos. Man muß ihn aus seiner stillen Genügsamkeit wecken.“

Und sie predigte ihm mit großem Eifer, ein Mann müsse auf Erwerb bedacht sein. Im Stande des Garçons könne er allenfalls mit wenigem auskommen, aber das Verheiratetsein koste viel Geld, besonders wenn die Frau auf Luxus erpicht sei. Ganz unverhohlen fügte sie hinzu, daß ihre Nichte Fritzi sich mit einem bescheidenen Los nicht begnügen würde.

Das Gespräch endete, wie nicht anders zu erwarten war, damit, daß Leopold versprach, sich um die neue Stellung eifrigst zu bemühen und sie, wenn er sie erhielte,

nach besten Kräften auszufüllen. Dann nahm er unter vielen Danksagungen von seiner gütigen Beschützerin Abschied.

Als er aber allein war, brauchte er einige Zeit, um sich wieder zu sammeln, denn dieses Gespräch hatte ihn ziemlich konfus gemacht. Es war ihm eigentlich mit der Baronin ungefähr so ergangen wie ihr mit ihm. Auch er hatte in ihren Worten vieles gefunden, was mit seiner bisherigen Vorstellung von ihr nicht übereinstimmte. Bisher hatte er immer geglaubt, daß einer Frau wie der Baronin nichts ferner liegen könne als der Gedanke an Gelderwerb und Bereicherung, ja, daß sie vor ihm einen instinktiven Widerwillen empfände. War es doch gerade diese Charaktereigenschaft (die Abneigung gegen das schnöde Zusammenraffen von Geld), die Leopold für einen besonderen Vorzug der vornehmen Christen gehalten hatte, und auf sie hatte er sich auch bei seiner so häufigen Verherrlichung der „christlichen Lebensauffassung" im Gegensatze zur jüdischen immer berufen. Nun mußte er sich aber, wenn auch widerstrebend, zugestehen, daß die Baronin von dieser vermeintlichen christlichen Lebensauffassung kaum durchdrungen war. Zum mindesten sprach weder der Eifer dafür, mit dem sie ihn zu rascherem Geldverdienen anzuspornen suchte, noch ihr eigenes kaum verhehltes Interesse für gewinnbringende Geschäfte. Wie war sie nur, als die Rede auf ein besonders lukratives Unternehmen Jordans gekommen war, in Feuer geraten! „Eine Million ist dabei zu gewinnen!" hatte sie ausgerufen, und ihre Augen hatten vor Begierde geglänzt.

Da war aber noch ein anderes, das Leopold gleichfalls unliebsam überrascht hatte. Felsenfest war er bisher überzeugt gewesen, daß es verwöhnte und anspruchsvolle Frauen nur unter den Jüdinnen gebe, indessen alle Arierinnen darin wetteiferten, ihren Gatten durch süße Einfachheit und Bescheidenheit das Leben zu verschönern. Diese Meinung hatte ihn von jeher in dem Entschluß bestärkt, nur eine Christin zu heiraten. Denn für das, was Leopold „jüdische Art" nannte, hatten ihm die kostspieligen Lebensgewohnheiten der wohlhabenderen jüdischen Frauen stets die bezeichnendsten Beispiele geboten. Diese Lebensgewohnheiten, die er nie anders als mit den Worten „die Flausen der jüdischen Weiber" bezeichnet hatte, waren nach seiner Meinung die Hauptursache aller jüdischen Übel. Nur sie trugen die Schuld, daß sich die jüdischen Männer zwecks Bestreitung der großen Auslagen in Arbeit erschöpfen mußten. Wie bequem lebten dagegen die christlichen Männer an der Seite ihrer höchst anspruchslosen Frauen. So war Leopolds Lehrmeinung bisher gewesen. Und nun, welche Überraschung für ihn, zu erfahren, daß es Christenmädchen gebe, die noch viel anspruchsvoller als ihre bitter getadelten jüdischen Mitschwestern, schon vor der Heirat von dem werbenden Manne eine Art Garantie künftigen Überflusses verlangten. So stark war Leopolds Erstaunen über diese neue Erkenntnis, daß ihm der bei seiner sonstigen Anschauungsweise fast frevelhafte Gedanke kam: Vielleicht ist der Unterschied zwischen den Christen und Juden doch nicht so groß, wie ich immer geglaubt habe.

Aber er hütete sich wohl, diesen Gedanken auch vor seinen Angehörigen zu offenbaren, denn sein Entschluß, Fritzi zu heiraten, blieb trotz der ihm bereiteten Enttäuschung aufrecht. Ohnehin sah er voraus, daß die Eltern seine Wahl nicht billigen würden. Wozu sollte er ihnen da noch Waffen zu ihrer Bekämpfung in die Hand geben? Er beschränkte sich also darauf, ihnen mitzuteilen, daß ihn die Baronin Hebenstreit an den Kommerzialrat Jordan empfohlen habe und er hoffen dürfe, in dessen Hause einen angesehenen Posten zu bekleiden.

Der Eindruck, den diese Nachricht auf seine Angehörigen machte, war sehr groß. Insbesondere der Vater und die Schwester, die als Geschäftsleute urteilten, erklärten, daß die Erlangung des besagten Postens ein ungewöhnliches Glück für ihn wäre. Der Name Jordan war ihnen natürlich längst bekannt. Oft schon hatten sie seine glänzenden geschäftlichen Erfolge rühmen gehört. Aber natürlich wollten sie jetzt auch über die Persönlichkeit des Mannes, mit dem ihr Leopold vielleicht so eng verbunden sein werde, näheres wissen, und der alte Kastner zog umfassende Erkundigungen ein, die er dann seiner Frau und Tochter berichtete.

„Der Kommerzialrat gilt allgemein für eine Perle von einem Menschen", erzählte er. „Es heißt, daß er auch im stillen viel Gutes tut . . . freilich hat er selbst das Elend in seiner Jugend kennen gelernt. Als ganz armer Teufel hat er angefangen. Nu, rat' einmal, wie reich er heut' ist."

Diese letzten Worte waren an Lotti gerichtet, bei der der Vater mit Recht voraussetzte, daß sie das sehr interessieren würde.

„Fünf Millionen?“ fragte Lotti ein wenig zaghaft.

„Mehr!“ sagte der Vater mit einem schalkhaften Lächeln.

„Zehn!“ rief Lotti.

„Noch mehr“, erklärte der Alte, dessen Miene immer heiterer wurde.

„Na, dann zwanzig!“ schrie Lotti, rot vor Eifer und streckte wagrecht beide Arme aus, wie um anzudeuten, daß sie hiemit die höchste Ziffer genannt habe, die man sich überhaupt vorstellen könne.

Aber der Vater, dessen Gesicht nun förmlich vor Freude strahlte, schlug mit der Hand auf den Tisch und sagte: „Vierzig Millionen.“ Dann weidete er sich einige Augenblicke an dem verblüfften Gesicht seiner Tochter und wiederholte nachdrücklich: „Vierzig Millionen.“

Aber Lotti wollte es nicht glauben.

„Das ist doch nicht möglich, Vater“, sagte sie. „Du wirst schlecht berichtet sein.“

„Doch, doch, es ist so“, antwortete der Alte in einem Tone, als ob er sie beruhigen wollte. „Er hat wirklich vierzig Millionen. Ich habe die Auskunft von Roderich Gerstl, der dafür bekannt ist, daß er das Vermögen eines jeden auf Heller und Pfennig richtig zu schätzen weiß. Gerstl heißt auch allgemein nur der „Schätzer der Menschen.“

Lotti lachte. „Na, dann muß es wahr sein. Es ist aber fabelhaft, wenn man bedenkt, daß der Herr Kommerzialrat mit nichts angefangen hat.“

Der alte Kastner wiegte nachdenklich das Haupt. „Vierzig Millionen“, murmelte er, „der Mann hat es

weit gebracht!" Einigemale wiederholte er noch: „Weit gebracht, weit gebracht!" In seinen Mienen sprachen sich Ehrfurcht vor dem großen Besitz und zugleich Stolz und Rührung aus, daß er einem Juden gehörte.

Lotti teilte seine Gefühle. Auch sie freute sich immer herzlich, wenn sie von einem Juden hörte, der durch seine eigene Kraft emporgestiegen war. Förmlich dankbar war sie ihm, weil er sie in dem Glauben an jüdische Tüchtigkeit neu bestärkte. Denn die jüdischpatriotischen Empfindungen waren in Lotti ungemein lebhaft.

Die Mutter dagegen dachte in dieser ganzen Sache nur an Leopold. Einige Sorge bereitete es ihr, ob ihn die Bewältigung der neuen Aufgaben nicht zu sehr anstrengen würde, denn seltsamerweise und allem Augenschein zum Trotz hielt sie ihn für zart und schwächlich. „Wenn es das arme Kind nur aushält", seufzte sie, „dann freilich . . ." Dies hieß so viel, daß von Leopold auf seinem neuen wichtigen Posten gewiß das Größte zu erwarten sei, wenn er nur gesund bliebe. Im stillen hatte Frau Kastner ihrem Gatten und ihrer Tochter oft Vorwürfe darüber gemacht, daß sie Leopold nicht nach Verdienst zu schätzen wüßten, und sie freute sich, daß nun endlich sie wie viele andere zur Erkenntnis seines wahren Wertes gelangen würden. Auch erhoffte die Mutter für Leopold nunmehr das Glück, das er im vollsten Maße verdiene, doch bisher nicht habe erreichen können. Schon längst war es ihr sehnlichster Wunsch, daß er seinen eigenen Hausstand gründen möchte, wozu aber nach ihrer Ansicht seine bescheidenen Einkünfte nicht hingereicht hatten. Denn sie hatte sich stets gesagt, daß Mädchen aus

den „feineren jüdischen Familien“ höhere Ansprüche bezüglich der Lebensweise wie der sozialen Stellung machten, als ihr Sohn vorläufig noch zu erfüllen vermöchte. Und es war doch anderseits ihre innigste Überzeugung, daß nur ein diesen Familien entstammendes Mädchen die volle Gewähr für eheliches Glück biete.

Frau Kastner schwärmte für die alten in Wien längst ansässigen jüdischen Familien, deren Namen ihr seit ihrer Kinderzeit geläufig waren und deren Schicksale sie immer mit dem regsten Interesse verfolgt hatte. Noch aus den Erzählungen ihres Vaters wußte sie, daß diese Familien vor dem Revolutionsjahr in der Judenschaft insoferne eine Ausnahmsstellung genossen hatten, als ihr Aufenthalt in Wien von der Behörde geduldet wurde, während über den Häuptern der anderen Juden beständig das Damoklesschwert der Ausweisung hing. Die Folge dieser Bevorzugung war, daß die „Tolerierten“, wie man sie nannte, unter ihren Glaubensgenossen als eine Art Aristokratie betrachtet wurden und Frau Kastner erinnerte sich auch von viel später noch, als die Vorrechte längst nicht mehr bestanden, mit welchem Respekt ihr Vater diesen Männern begegnet war und mit ihnen wie mit Gönnern gesprochen hatte. Ihr Ansehen wurde noch dadurch verstärkt, daß die meisten reiche oder doch wenigstens wohlhabende Leute waren. Unter sich unterhielten diese Tolerierten gute Beziehungen, sie bildeten, wie andere Aristokratien, einen gesellschaftlichen Kreis, der sich von den nicht tolerierten Juden ein wenig vornehm abschloß, wenn er es auch ihnen gegenüber nie an Hilfsbereitschaft fehlen ließ. Indessen war diese Exklu-

sivität insofern nicht unberechtigt, als viele Tolerierte sich auf einem für die damalige Zeit ungewöhnlich hohen Niveau der Bildung befanden, an das weder die anderen Juden, noch auch sehr viele Christen hinanreichten. Rühmenswert neben ihrer feinen Bildung war auch der gute Geschmack der Tolerierten, mit dem sie in ihrem Auftreten jede Protzigkeit vermieden und auch außerhalb ihres Kreises lebhafte Sympathien erweckten. Ihre Beziehungen zu den angestammten christlichen Familien waren denn auch so vielfach und herzlich, daß sie von deren Art und Wesen tief beeinflußt wurden. Unwillkürlich nahmen sie viele ihrer Anschauungen an, wie sie sich auch auf ganz natürliche Weise in ihrem Dialekt ausdrückten.

Mit dem Wechsel der Zeiten änderten sich aber die Vermögensverhältnisse vieler ehemals Tolerierter. Neben manchen, die sich auf ihrer Höhe behaupteten oder sogar noch weiter emporstiegen, büßten zahlreiche einen namhaften Teil ihres Wohlstandes ein. Den Herabgekommenen gegenüber, auch wenn ihre gegenwärtige Lage noch lange keine verzweifelte war, fühlte Frau Kastner immer eine Art von zärtlicher Sympathie. Besonders bedauerte sie die Frauen, die ihr schon als Mädchen lieb und vertraut gewesen waren, obgleich sie nie ein Wort mit ihnen gewechselt hatte. So konnte es sie beispielsweise schon mit größter Wehmut und Rührung erfüllen, wenn sie eine dieser früher schön geschmückten und mit eigenen Pferden fahrenden Frauen nunmehr in bescheidener Toilette, mit einigen Päckchen in der Hand, in einen Omnibus einsteigen sah. „Und sie ist doch eine geborene So-

undso", dachte sie dabei schmerzlich. Zugleich bewunderte aber Frau Kastner enthusiastisch die würdevolle Haltung und das Benehmen, mit der sich die von ihr bedauerten Frauen in die bescheideneren Verhältnisse zu schicken wußten, sie bewunderte die feinen Manieren ihrer Töchter und sagte sich, es sei jammerschade, daß Menschen den Reichtum entbehren mußten, die er so gut gekleidet habe.

Daher war es Frau Kastner auch immer eine wahre Genugtuung, wenn eine dieser verarmten Töchter von einem Sohne aus reichem Hause heimgeführt wurde.

Dies kam öfter vor, denn die alten Familien hielten auch noch in der Gegenwart gut zusammen. Für Frau Kastner war jede solche Heirat ein wahres Fest. Sie versäumte nie, der Trauungsfeierlichkeit im Tempel beizuwohnen und ging, wenn sie die Neuvermählte in ihrem wiedererstandenen Glanze gesehen hatte, so befriedigt fort, als wäre sie für selbst erlittenes Unrecht entschädigt worden.

Es war von jeher der schönste Traum der guten Frau Kastner, daß ihrem Leopold ein Mädchen aus einer dieser „alten, feinen" Familien zur Gattin beschieden sein möge und mit der erhofften Veränderung seiner Lebensverhältnisse sah sie nun zu ihrer großen Freude die Erfüllung dieses Wunsches nähergerückt. In den günstigsten Farben malte sie sich aus, wie die feinen Familien ihren Leopold, den Oberbeamten oder gar Prokuristen der großen Firma Jordan, nunmehr freudigst willkommen heißen würden. Dann sah die Mutter in einer Art Zukunftsvision ihren Leopold in einem reichen behag-

lichen Heim und an seiner Seite schaltete so eine feine Frau, wie Frau Kastner sie zu kennen glaubte, eine Frau, die die Seele ihres Hauses ist: unablässig für Mann und Kinder sorgend und dabei doch Bildung und feinsten Ton verbreitend, mit einem Wort, eine vornehme jüdische Hausfrau im Stil der alten Zeit!

Freilich, wenn Frau Kastner so träumte, fiel ihr ein, daß ihr Sohn nicht dieselbe Wertschätzung für jüdisches Wesen hatte wie sie. Aber zu ihrem Troste sagte sie sich, daß die Frau, die sie ihm zudachte, nur im besten Sinn jüdisch sein werde. Die von Leopold so häufig getadelten Stammesunarten waren nach Frau Kastners Meinung den Frauen dieser Kreise ganz fremd. In ihren äußeren Formen war viel christliches. Sprachen sie doch auch den wienerischen Dialekt noch so ungezwungen wie es ihre Mütter und Großmütter getan hatten.

So, hoffte die Mutter, werde Leopold für eine Frau dieser Art wohl Verständnis haben und indem sie sich seine Zukunft im besten Lichte dachte, pries sie die Baronin Hebenstreit als die eigentliche Urheberin dieses Glückes. Sie empfand für diese Frau, deren Handlungsweise sie vom reinsten Wohlwollen diktiert glaubte, innigste Dankbarkeit, die ihr persönlich auszudrücken sie ohne den Widerspruch Leopolds gewiß nicht gesäumt hätte.

Aber Leopold fürchtete immer, den günstigen Eindruck, den er auf Christen machte, durch die Dazwischenkunft eines seiner Angehörigen zu gefährden. Traute er doch von allen Juden sich allein die Fähigkeit zu, vor christlichen Augen mit Ehren zu bestehen. Er stellte also

der Mutter vor, ihr Besuch bei der Baronin könnte möglicherweise das Projekt seiner Anstellung vorzeitig bekannt machen und hiedurch vereiteln. Natürlich verzichtete nun die Mutter sogleich auf ihre Absicht. Auch der Vater empfahl, bis zur Ernennung Leopolds die größte Vorsicht zu beobachten, da jedes zur Unzeit gesprochene Wort gefährlich werden könnte.

„Wie viele", meinte er, „würden gegen Leopold intrigieren, wenn sie von Herrn Jordans Absicht, ihm einen so wichtigen Posten zu übertragen, eine Idee hätten. Seid also vorsichtig, laßt Euch gegen niemand was merken." Und zur Mutter gewendet fügte er noch speziell hinzu: „Paß auf, daß Dir der Jakob nix anmerkt. Er hat eine richtige Schnüffelnasen und wenn er was ausgeschnüffelt hat, posaunt er's auch in der ganzen Stadt aus."

„Immer hast Du was gegen den Jakob", sagte die Mutter gekränkt. „Und er meint's doch mit uns allen gut."

„Hab' ich gesagt, daß er's nicht gut meint?" erwiderte der Gatte ärgerlich. „Aber er ist furchtbar indiskret und red't viel. Geheimnisse darf man ihm keine anvertrauen. Ich wett', wenn die Geschicht' vor der Zeit herauskommt, ist nur er Schuld."

Aber die Mutter schwur hoch und teuer, gegen ihren Bruder das strengste Stillschweigen zu bewahren, wenn er auch das in ihn gesetzte Mißtrauen sicherlich nicht verdiene.

Unterdessen ging dieser gute Jakob nach wie vor auf Kosten seiner Schwester müßig, weil er seine Kräfte, wie

er sagte, nach dem Beispiel großer Feldherren für einen „entscheidenden Schlag" aufsparte. Mit diesem „entscheidenden Schlag" meinte Jakob eine Geschäftsvermittlung im größten Stil, die ihm angeblich eine riesige Provision eintragen sollte. „Aber", erklärte Jakob seiner Schwester, „die Sachen brauchen Zeit. Ich denk' über sie nach, wenn ich spazieren geh'. Mei Spazierengeh'n is nützlicher als anderer Leut' ihre Arbeit." Die Zeit, in der er nicht spazieren ging, vertrieb er sich so gut er konnte. Er hatte es sich auch zur Gewohnheit gemacht, täglich in der Buchhandlung zu erscheinen, besonders zu jenen Stunden, wo sich sein Schwager erfahrungsgemäß auf seinen Geschäftsgängen befand. Lotti, in solchem Falle die Hauptstütze des Geschäftes, war immer verzweifelt über den Besuch des Onkels, dessen Tätigkeit, wie sie wußte, eine doppelt nachteilige war, indem er sich nämlich einerseits von der Mutter Geld ausborgte und anderseits die Kunden verscheuchte. Jakobs Wirkung auf die Kunden war in der Tat eine ungewöhnlich drastische. Viele liefen weg sowie sie ihn nur erblickten, geärgert durch den familiären Ton, den er gegen jeden ohne Unterschied anschlug. Wenig beliebt war auch seine Gewohnheit, die Leute, mit denen er sprach, beim Rock festzuhalten. Nicht zufrieden damit, prüfte er das Tuch ihres Rockes, indem er es heftig zwischen Daumen und Zeigefinger zerknitterte — offenbar von dem lobenswerten Bestreben geleitet, die Kenntnisse nicht ungenützt zu lassen, welche er während seiner einstigen, fast vierwöchentlichen Tätigkeit in einem Tuchgeschäfte gesammelt hatte.

War die Prüfung des Kleiderstoffes beendet, so fällte Jakob sein meist ungünstiges Urteil, welches er dem unglücklichen Besitzer schonungslos ins Gesicht sagte. „Schund", „Pofelware", herrschte er ihn an und schnitt dazu ein Gesicht, das noch ausdrucksvoller war als die Worte. Hatte Jakob den Rock des einen Kunden abgeurteilt, so kam allsogleich der des Nachbarn an die Reihe. Unter diesen Umständen ist es begreiflich, daß manche Kunden sich zurückzogen, ehe die Reihe zur Untersuchung an sie kam.

Nach Abzug der Kunden seufzte Jakob gewöhnlich tief auf, wie ein Mensch, der ein schweres Stück Arbeit glücklich vollbracht hat. „Müd bin ich", sagte er und setzte sich auf den Ladentisch. Häufig glückte es ihm auch, die Schublade unverschlossen zu finden, in welcher der Schwager seine Zigarren verwahrte. Dann setzte er eine in Brand und paffte mächtig.

Aber wenn er auch in Wolken gehüllt, scheinbar noch so teilnahmslos auf dem Ladentisch saß, so feierte doch seine schon von Kastner mit Recht gerühmte Schnüffelnase nicht einen Augenblick. Diese Nase hatte die besondere Eigentümlichkeit, daß ihr nie etwas entging, was sie nichts anging. Und so witterte denn Jakob auch eines Tages schon aus dem bloßen Umstande, daß die Mutter, ihrer sonstigen Gewohnheit entgegen, nicht mehr so häufig von Leopold sprach, ein ihn betreffendes Geheimnis. Natürlich war es fürs erste nur ein ganz flüchtiger Argwohn, der sein Gehirn durchzuckte, aber sein angeborenes Mißtrauen wie seine übermäßige Empfindlichkeit gaben ihm reichliche Nahrung. Hatte doch für Jakob schon der

bloße Gedanke, daß es in der Familie ein Geheimnis geben könnte, in das er nicht eingeweiht wäre, etwas unsäglich Aufregendes. Denn seinen Verwandten sprach Jakob in aller Form das Recht ab, auch vor ihm ihre Privatangelegenheiten zu haben. Ihr Herz hatte offen vor ihm dazuliegen wie vor Gott.

Ungeduldig wartete er denn auch bloß den Augenblick ab, wo er mit der Schwester allein war. Er hatte es auf eine Überrumpelung angelegt. Daher trat er unversehens mit strenger Miene vor sie hin und fragte kurz und rauh: „Was geht vor mit Leopold?"

„Was soll mit ihm vorgehen?" stammelte Frau Kastner verwirrt.

„Nu, Du bist ja ganz verlegen geworden", bemerkte Jakob geringschätzig. „Warum red'st Du in letzter Zeit gar nix mehr von Leopold? Früher hast Du doch nix aufgehört von ihm zu reden. Da geht was vor, ich laß mir das nix ausreden." Und er stellte sich dicht vor die Schwester, sie mit seinen schwarzen Augen förmlich durchbohrend.

Frau Kastner zitterte vor Aufregung. Sie starrte Jakob förmlich abergläubisch an. Die eben abgelegte Probe seiner Divinationsfähigkeit steigerte ihren ohnehin großen Respekt vor ihm schier ins Ungemessene. Zudem schüchterte sie seine Inquisitormiene vollständig ein. Trotzdem nahm sie, eingedenk ihres Versprechens, alle Kraft zusammen, um nichts zu verraten.

„Wozu soll ich von Leopold sprechen? Ich hab doch keine besondere Veranlassung dazu . . . ich weiß gar nicht, was Du von mir willst . . ."

Aber diesem verlegenen Gestammel gegenüber wuchs Jakobs Sicherheit in solchem Grade, daß er einen noch schärferen Ton anschlug. „Schäm Dich“, sagte er entrüstet, „schäm Dich, daß Du hinter mei Rücken operierst. Das hab' ich mir wirklich nix um Dich verdient! Aber es geschieht mir schon recht! Warum bin ich a solcher Narr? Komm ich täglich daher und helf Dir im Geschäft. Könnt mir wirklich mei Zeit besser verwenden! Aber ich komm doch, weil ich a Herz hab für mei Familie. Aber Du? Ich waß gar nit, wie Du mir vorkommst? Du hast nicht für a Groschen Familiensinn . . .“

Er machte eine Pause, da die niedergeschlagene Miene der Schwester ihm Hoffnung auf ein Geständnis gab. Als sie aber wider Erwarten noch immer schwieg, nahm er zu dem Mittel seine Zuflucht, das, wie er wohl wußte, bei ihr nie seine Wirkung versagte. Er wurde nämlich sentimental. „So wird ma behandelt“, seufzte er, „wenn's einem schlecht geht . . . wie a Hund wird ma behandelt. Ich wünsch Dir nix zu erfahren, wie bitter das is, wenn Verwandte einen fühlen lassen, daß ma arm is . . . Nu leb wohl . . . ich hab auch mei Ehrgefühl.“

Und er wandte sich scheinbar zum Gehen, wurde aber von der Schwester, deren zarte Seele die auf sie gehäufte Last von Vorwürfen nicht länger ertragen konnte, zurückgehalten. Reumütig bekannte sie jetzt, daß sie ihm wirklich eine Neuigkeit verschwiegen habe, wenn auch sicherlich nicht in böser Absicht. Es sei aber etwas für Leopold im Werden, das sehr leicht durch ein zur Unzeit gesprochenes Wort zerstört werden könnte. Aus diesem Grunde allein habe sie . . .

„Nu, bin ich vielleicht a Plaudertaschen?" schrie Jakob zornig dazwischen. „A Mensch, der wie ich die größten Geschäfte in sei Kopp hat, wird doch schweigen können?"

„Natürlich, natürlich", beruhigte ihn die Schwester. Und dann erzählte sie ihm den ganzen Sachverhalt mit allen Einzelheiten.

Er hörte ihr mit gerunzelter Stirne zu. Als sie aber fertig war, fragte er gereizt und vorwurfsvoll: „Nu und das is alles?" — gerade als ob sie ihn gezwungen hätte, eine für ihn uninteressante Neuigkeit anzuhören.

Brummend entfernte er sich. Auf Frau Kastners Bitte, er möge doch gewiß das Gehörte für sich behalten, antwortete er spöttisch: „Es is wahrhaftig nix der Müh wert, es zu erzählen. Ihr machts aus allem a große Wichtigkeit."

Aber nicht später als einen halben Tag nach dieser Szene erzählte Jakob im Kaffeehause, Leopold Kastner sei der Kompagnon Jordans geworden und von nun an werde er als sein Onkel und Berater den größten Einfluß auf diese Weltfirma haben; daher es empfehlenswert sei, sich beizeiten seines Wohlwollens zu versichern.

Die Nachricht verbreitete sich schnell und kam auch Fritzi und ihren Eltern zu Ohren. Auf dem Wege bis zu ihnen war sie noch mehr aufgebauscht worden, so daß sie nun wie eine Bearbeitung aus „Tausend und eine Nacht" anmutete. Es hieß jetzt schon, Leopold sei über Nacht Millionär geworden.

Fritzi wurde fieberhaft aufgeregt. Seit ihrer Be-

gegnung mit Frau Jordan im Hause ihrer Tante hatte sie sich von dieser beinahe demonstrativ ferngehalten. Sie wollte der Tante zeigen, daß man nicht so ohne weiteres über sie verfügen könne. Dadurch wurde sie aber auch von ihrem Trousseau getrennt, ohne dessen Anblick ihr das Leben reizlos erschien. Von Tag zu Tag hatte Fritzi ungeduldig gewartet, daß die Tante endlich doch kommen werde, um bei ihr von neuem ihre Überredungskünste zu versuchen. Halb und halb war sie auch schon bereit gewesen, sich nach einem letzten ruhmvollen Kampf gegen eine Kriegsentschädigung, die in einer Ergänzung ihres Brautschatzes bestehen sollte, zu ergeben. Aber an Stelle der Tante, die hartnäckig fern blieb, war nun diese Nachricht gekommen, welche Fritzi befürchten ließ, sie könnte ein nie gehofftes Glück verscherzt haben.

Sie lief ganz verzweifelt umher, gequält von ihrer Angst vor der späteren Reue. Jetzt begriff sie ihre frühere Denkweise gar nicht mehr und gab ihrem Vetter Karl die Schuld, ihr Leopold durch seine ewigen Spötteleien verleidet zu haben. Was lag schließlich daran, daß er Jude war? Und nun gar, wenn er im Begriffe stand, Millionär zu werden, wie man behauptete. Bei einem Millionär war doch die jüdische Abstammung eigentlich etwas Selbstverständliches. Millionär und Jude galten doch von jeher für identische Begriffe, wenn auch natürlich nicht umgekehrt. Jedes Mädchen, das einen Millionär heiraten wollte — und welches wollte das nicht? — mußte den Juden als notwendiges Übel mit in den Kauf nehmen.

Die Mutter Fritzis, die sie bisher in ihrer Abneigung gegen die jüdische Heirat bestärkt hatte, machte ihr nun plötzlich die heftigsten Vorwürfe. „I hab Dir's ja immer g'sagt", schrie sie, „spreiz' Di nit so, sei froh wann er Di nimmt . . . auf wen willst denn warten?"

„Glaubst denn, Mutter, daß schon aus is?" fragte Fritzi ängstlich.

„Ganz aus", erklärte die Mutter entschieden. „Manst, die Jüdinnen werden den jetzt no auslassen? Du hast die Überfuhr versamt."

Am ärgsten aber trieb es der Revident. Wie immer, dachte er nur an sein Luftschiffprojekt. Und mit Verzweiflung im Herzen sagte er sich, daß dessen Verwirklichung jetzt schon gesichert wäre, wenn Frau und Tochter sich der Bewerbung Leopolds entgegenkommender gezeigt hätten. „Dann wär i schon mit'n Luftschiff aus'n Wasser", jammerte er. „Grad heut hab i a neiche Kalkulation gemacht. Mit lumpige fufzigtausend Kronen kunnt ma das Ganze richten — a Pappenstiel heut für'n Kastner, wo er'n Jordan sei Kompagnon is." Und sich seinen Angehörigen mit drohend erhobenem Zeigefinger gegenüberstellend, rief er: „Ihr zwa habt's an ungeheure Verantwortung vor der Wissenschaft, wann durch Eure Schuld aus'm Luftschiff nix wird."

Wenn es auch immerhin einigermaßen fraglich sein mag, ob gerade dies letztere Argument für Fritzi sehr bestimmend war, so steht doch fest, daß sie schon am nächsten Morgen bei der Tante erschien. Dieser entging die Veränderung in des Mädchens Wesen nicht und sie erriet auch die Ursache leicht. Von ihren sonstigen anti-

semitischen Allüren war heute bei Fritzi keine Spur mehr vorhanden. Früher hatte sie aus eigenem Antrieb nie von Leopold gesprochen und wenn es die Tante tat, ihn immer nur verächtlich „den Juden“ genannt. Um so öfter und achtungsvoller gedachte sie seiner heute als des „Herrn Leopold“, ja, sie bemühte sich sogar, bei solchem Anlaß in ihren Ton einen Ausdruck von Zärtlichkeit zu legen.

Die augenscheinliche Zerknirschung Fritzis, die so grell mit ihrer früheren Weise kontrastierte, bereitete der Tante einen Triumph, aber ihr immer aufs Praktische gerichteter Sinn verweilte bei ihm nicht lange. So gab sie denn Fritzi zu verstehen, daß sie an Leopolds Beständigkeit nicht zu zweifeln brauche und es gewiß nur einer kleinen Ermutigung von ihrer Seite bedürfe, um ihn zu einer förmlichen Werbung zu veranlassen. Freilich müsse man darauf gefaßt sein, daß seinen Eltern diese Heirat nicht erwünscht sein werde, doch hoffe die Baronin auch sie gegebenenfalls umzustimmen.

„In vielen jüdischen Familien“, fügte die Baronin erläuternd hinzu, „ist die Abneigung, sich mit uns zu verbinden, noch sehr groß. Die Ursachen sind natürlich nicht bei allen die gleichen, aber manche Juden halten unsere Rasse der ihrigen nicht für gleichwertig. Das kommt Dir komisch vor, nicht wahr, ist aber doch so.“ Sie lächelte ein wenig boshaft und sagte dann: „Sie haben eben auch ihre Vorurteile . . . glücklicherweise hegst Du, liebe Fritzi, jetzt keine mehr, nicht wahr?“

Fritzi war dunkelrot geworden. Sie stotterte, daß sie es eigentlich nie so gemeint habe und dann habe der

Herr Leopold auch gar nichts Jüdisches an sich, im Gegenteil, und wer es nicht genau wüßte, würde ihn auch nicht für einen Juden halten.

Und nachdem sie dann noch die Tante unter der Versicherung ewiger Dankbarkeit um ihren ferneren Schutz gebeten hatte, lief sie in das Zimmer, wo ihr Trousseau war und verbrachte mit ihm eine schöne Weihestunde.

In der heitersten Laune verließ Fritzi nachher das Haus. Sie war so übermütig, daß sie die Treppe mit wilden Sätzen hinabsprang. Vor dem Tor bemerkte sie die Jordansche Equipage, die hier zur Verfügung der Baronin bereit stand. Wohlgefällig musterte das Mädchen den echt herrschaftlichen Kutscher, die stattlichen Pferde und den eleganten, mit blauer Seide ausgeschlagenen Wagen. Dann ging sie gedankenvoll weiter, war aber noch nicht bis zur nächsten Straßenecke gelangt, als sie sich schon gelobte, gleich nach ihrer Verheiratung der Tante die Benützung des Wagens streitig zu machen. Wie kam überhaupt die Tante dazu, sich seiner zu bedienen? Sie, als die Frau von Jordans Kompagnon, hatte natürlich den ersten Anspruch auf ihn.

Freilich war sie das aber noch nicht und wer konnte wissen, ob sich ihrem Glück nicht noch Hindernisse entgegenstellten. Die Bemerkung der Tante, Leopolds Eltern könnten möglicherweise der Heirat widerstreben, hatte in ihr neue Besorgnis erweckt.

Als das Wichtigste erschien ihr jetzt eine baldige Zusammenkunft mit Leopold. Diese herbeizuführen, wollte sie ihre erste Sorge sein lassen. Sie überlegte, wann er wohl zuletzt bei ihr gewesen sei, und stellte fest,

daß seither mindestens drei oder vier Wochen verstrichen waren. Früher hatte er ihr sehr pünktlich an jedem Sonntag Vormittag aufgewartet, aber Karls häufige Sticheleien, wie ihre eigene wohlwollende Duldung derselben, schienen ihn abgeschreckt zu haben, und es war fraglich, ob er aus eigenem Antrieb überhaupt wieder kommen werde. Natürlich wollte Fritzi das Eintreffen eines für sie so wichtigen Ereignisses nicht dem Zufall überlassen und traf ihre Maßregeln. Die Stunde, zu der Leopold nach Hause zu kommen pflegte, war ihr bekannt, und so wurde es ihr leicht, schon am nächsten Tage eine scheinbar ganz absichtslose Begegnung mit ihm auf der Treppe herbeizuführen. Bei dieser Gelegenheit machte sie ihm die liebenswürdigsten Vorwürfe, daß er sie so lange vernachlässigt habe, und nahm ihm das Versprechen ab, am nächsten Sonntag zu kommen. So viel Huld und Güte verfehlten natürlich ihre Wirkung nicht, wenn auch der bisher an eine andere Tonart Gewöhnte die plötzliche Wandlung ein wenig rätselhaft fand. Doch säumte er nicht, sich die ihm schmeichelhafteste Rätsellösung zurechtzulegen, der zufolge Fritzi erst durch die längere Entbehrung seines Anblickes ihrer Neigung für ihn inne geworden sei. Wohl täuschte er sich auch nicht über den Einfluß, den seine verbesserten Aussichten auf ihr Betragen genommen haben mochten, aber in diesem Augenblick focht ihn das nur wenig an. Denn in ihrer Nähe wirkte einzig und allein ihr Äußeres auf ihn und er war schon überglücklich, daß die blauen Augen, die ihn bisher immer nur spöttisch angeblinzelt hatten, ihn jetzt mit ihren wärmsten Strahlen besonnten. Und er träumte von einer köstlichen Zukunft.

Wurde aber so der Fehler, den Fritzi dadurch beging, daß sie die Farben ihrer Liebenswürdigkeit allzu dick auftrug, von dem verliebten Leopold kaum bemerkt, seine Mutter und Schwester erkannten ihn dafür um so deutlicher. Denn die junge Strebsame wendete jetzt das gleiche Verfahren auch auf sie an. Bisher hatte Fritzi von diesen beiden so gut wie keine Notiz genommen. Nun machte sie plötzlich der alten Frau Kastner einen langen, nachbarlichen Besuch und rief Lotti im Vorbeigehen an ihrer Wohnung durchs Gangfenster herzliche Begrüßungsworte zu. Dies veränderte Betragen fiel natürlich den Frauen auf und in der Mutter erwachte ein unklarer Verdacht, den sie sich aber nicht eingestehen wollte. Doch gelang es ihr nicht, die Selbsttäuschung aufrechtzuerhalten, als sie ihren Sohn am nächsten Sonntag besonders schön herausgeputzt zu den Nachbarn hinübergehen sah. Der Schreck, der sie befiel, war um so heftiger, als sie bisher eigentlich ganz ahnungslos gewesen war. Wohl hatte sie längst bemerkt, daß Leopold dem hübschen Christenmädel den Hof machte, aber nie daran gedacht, daß er ernste Absichten auf sie haben könnte. Ebensowenig hätte sie von Fritzi geglaubt, daß sie sich je entschließen könnte, einen Juden zu nehmen. In dieser doppelten Sicherheit hatte sich Frau Kastner bisher vollkommen geborgen gefühlt und es war arg für sie, als sie nun an der einen wie der anderen zu zweifeln anfing.

Essenszeit war schon da, auch der Vater schon aus dem Geschäft heimgekehrt, aber man wartete mit dem Anrichten noch auf Leopold. „Wie lang er drüben

bleibt", sagte die Mutter, die ihre Unruhe nicht länger beherrschen konnte, zu Lotti, als sie mit ihr in der Küche allein war, „wie lang er drüben bleibt — wenn daraus nur nichts Übles entsteht . . ."

„Aber was hast Du denn, Mutter?" fragte Lotti erstaunt.

„Die Sach' geht mir auf einmal schrecklich im Kopf herum", klagte die Mutter. „Ich hab auf einmal eine solche Angst, daß sich der Leopold von der drüben einfädeln läßt."

Lotti zuckte die Achseln. „Wundern tät's mich nicht! Und er verdient's auch nicht besser."

„Wie kannst Du nur so reden!" sagte die Mutter tief gekränkt. „Es kann Dir doch nicht gleichgültig sein, wenn Dein Bruder unglücklich wird."

„Aber in seinen Augen wär's doch kein Unglück", beharrte Lotti. „Und er paßt auch ganz gut in die Familie."

„Aber sie sind doch Antisemiten!" schrie die Mutter.

„Was tut das?" erwiderte Lotti gleichmütig, „er ist doch auch einer."

Aber Frau Kastner protestierte heftig.

„Wie kann man das nur vergleichen? Sie schimpfen auf die Juden, weil sie sie hassen, er aber aus Liebe zu ihnen, weil es ihn kränkt, daß sie Fehler haben . . ."

„Schon gut", brummte Lotti. „die Ausrede kennt man schon."

Die Mutter seufzte und starrte in großer Betrübnis vor sich hin. „Du lieber Gott", jammerte sie, „was für Partien könnt' der Leopold jetzt machen, die feinsten

jüdischen Familien würden sich reißen um ihn . . .“ Und dann schrie sie ganz verzweifelt: „Es ist nur meine Schuld, ich hätt' besser aufpassen, ich hätt' rechtzeitig dazwischentreten sollen, ich als Mutter hab' die Verantwortung . . .“

„Was für ein Unsinn, Mutter“, sagte Lotti unwillig. „Als ob der Leopold früher auf Dich gehört hätte oder jetzt auf Dich hören würde . . . aber ich weiß ja, Du hast eine förmliche Sucht, Dich selbst anzuklagen, Dir für jede Dummheit, die einer in der Familie begeht, die Verantwortung aufzubürden . . .“

Und da Lotti aus alter Erfahrung wußte, daß die Mutter bei jedem schlimmen Ereignis oder der bloßen Gefahr eines solchen am meisten unter der Vorstellung litt, daß sie es durch ihr Tun oder Lassen verschuldet habe, gab sie sich die redlichste Mühe, diese unbegründeten Gewissensskrupel zu beschwichtigen, hatte aber damit vorläufig nur geringen Erfolg, denn die Mutter wiederholte unaufhörlich: „Es ist meine Schuld . . . ich hab' zu wenig aufgepaßt . . . eine Mutter soll die Augen offen haben . . . er ist schließlich doch noch ein junger Mensch, wenn er auch noch so gescheit ist . . . ich hätte ihm vorstellen sollen . . .“ und so weiter.

Sich aber dann glücklicherweise wieder der Pflichten des Tages erinernd, sagte sie: „Du mußt für die Jausen noch mehr Obers holen lassen, mein Kind. Die Verwandten werden heut zahlreich kommen, uns wegen Leopolds neuer Stellung zu gratulieren, obgleich ja noch nichts entschieden ist. Aber leider hat der Onkel nicht reinen Mund gehalten.“

Indem hörte man draußen bekannte Schritte, Leopold kam nach Hause und ging gleich ins Speisezimmer, Eilig folgte ihm die Mutter dorthin nach. Verstohlen betrachtete sie den Sohn, der sehr heiter, sogar ein wenig übermütig aussah. (Er hatte nämlich soeben, wie er glaubte, Fritzi einen Kuß „geraubt", während sie ihn in Wahrheit mit allem Vorbedacht zu dieser Handlung verleitet hatte.) Eine Frage brannte der Mutter auf den Lippen, die sie aber nicht zu stellen wagte, denn sie wußte, daß Leopold besonders den Eltern gegenüber sehr empfindlich war und ein gutgemeintes Wort von ihnen als eine unberechtigte Einmischung in seine Privatangelegenheiten auffaßte. Während sie noch zauderte und überlegte, wie sie sich ausdrücken solle ohne ihn in seiner Würde zu verletzen, kamen der Vater und Lotti ins Zimmer und vor ihnen erachtete die verständige Frau eine so delikate Erörterung für doppelt bedenklich. Sie schwieg also für diesmal, nahm sich aber fest und heilig vor, gleich die nächste Gelegenheit zu einer offenen Aussprache mit Leopold zu benützen. „Wenn es nur nicht schon zu spät ist", dachte sie kummervoll, als sie sich mit den ihrigen zu Tisch setzte.

IX.

Wie Frau Kastner richtig vorhergesagt hatte, versammelten sich an diesem Nachmittag Verwandte und Freunde besonders zahlreich um ihren gastlichen Jausentisch. Als Erster kam wie immer Jakob, der darauf hielt, schon bei Beginn einer Jause anwesend zu sein, um sich das schönste Stück Gugelhupf anzueignen. Von der Schwester mit sanften Vorwürfen empfangen, daß er das ihm anvertraute Geheimnis ausgeplaudert habe, erwiderte er sehr gereizt: „Was willst De von mir? Worum soll grad ich etwas verzählt haben? Dos is so Dei Manier, für alles mir de Schuld zu geben . . .“

„Aber Jakob, wer könnte es denn sonst unter die Leute gebracht haben?“ wendete die Schwester schüchtern ein.

„Waß ich?“ schrie Jakob. „Vielleicht hat der Jordan selber verzählt, daß er den Leopold zu sein — wie haßt man's? — macht.“

„Zum Kompagnon?“ sagte die Schwester. „Aber davon war doch überhaupt nie die Rede und es ist mir besonders unangenehm, daß Du auch das verbreitet hast. Jetzt wird man glauben . . .“

„Laß mir gefälligst mei Ruh“, unterbrach sie Jakob

heftig. „Mir is scho mieß vor der ganzen Sach'. Tu mir überhaupt den anzigen Gefallen und verzähl' mir in Zukunft nix mehr von Deine Angelegenheiten . . . Ich will nix wissen . . . Das is der Dank vün Verwandte! Für alles, was ma für sie tut, kriegt ma am End' noch Vorwürf' . . ."

Und Jakob ging brummend im Zimmer umher. Dann hub er wieder an: „Wenn ich das geahnt hätt! . . . Da hab ich erst gestern in meiner Gutmütigkeit Dei' Leopold an unschätzbaren Dienst geleistet."

„Was hast Du denn getan?" fragte die Schwester mit einer Ahnung neuen Unheiles.

„Nu", sagte Jakob stolz, „ich hab Dei Sohn ins rechte Licht gesetzt beim Jordan. Ich hab ihm gesagt, aus was für aner guten Familie er is . . ."

„Aber wie bist Du denn mit Herrn Jordan in Berührung gekommen?" fragte Frau Kastner ganz perplex.

„Wie soll ich zu ihm gekommen sein? Angeredt' hat er mich auf der Gassen."

„Herr Jordan hat Dich angesprochen? Kennt er Dich denn?"

„Nu, vielleicht hab ich ihn angesprochen, das is doch egal. Was is das for a Silbenstecherei! Kurz, ich hob ihm gesogt, daß ich der Onkel bin und hab ihm eingeschatzt gegeben, daß es für ihn eigentlich a große Ehr' is, wenn er mit Leut wie wir in a engere Verbindung kommt. Der Jordan is doch a Parvenü! Vor dreißig Jahr' war er noch an armer Schlucker, aber wir scho aufrechte Leut! . . . So a Mensch muß wissen,

daß wir das auch wissen und er sich gegen uns nix herausnehmen darf. Dos wird Dei' Leopold sehr genützt hoben bei ihm."

„Ja, ja", sagte Frau Kastner in heller Verzweiflung, „ich bitte Dich, sage nur davon nichts meinem Mann oder Lotti"

Inzwischen kamen die beiden, in Gesellschaft von Sigmund und Fränzchen, die eben eingetroffen waren, ins Zimmer. Sigmund setzte sich seiner Gewohnheit gemäß sogleich schlafbereit mit geschlossenen Augen, indes Fränzchen munter umhersprang. Sie trug heute ein neues Kleid, dessen Saum aber leider schon abgetreten war und am Boden nachschleppte, sowie eine zerknüllt um den Hals hängende Federnboa.

„Schlamplene!" bemerkte Jakob scheinbar nur zu sich selbst, aber in Wirklichkeit mit der festen Absicht, sich vernehmbar zu machen. Er erreichte auch seinen Zweck, wie ihm der wütende Blick seiner Schwägerin bewies, der auch baldige Heimzahlung der Beleidigung versprach. Dann erschöpfte sich Fränzchen gegen die Kastnerschen Eheleute in Beglückwünschungen zu Leopolds neuer, glänzender Stellung.

Aber Frau Kastner wehrte ab. „Es ist noch gar nichts entschieden", sagte sie nachdrücklich.

„Noch nichts entschieden?" fragte Fränzchen höchlichst verwundert und sogar Sigmund öffnete für eine Sekunde die schläfrigen Augen.

„Vorläufig noch nicht", bestätigte der Hausherr. „Die Sache ist leider durch eine Indiskretion vorzeitig bekannt geworden."

„So? Durch eine Indiskretion?“ rief Fränzchen förmlich elektrisiert. Ihre Blicke hefteten sich sogleich forschend auf Jakob und kehrten dann wieder zu Kastner zurück. Des letzteren Miene schien ihr die Richtigkeit ihrer Vermutung zu bestätigen. So nickte sie denn voll inniger Genugtuung mehreremal mit dem Kopfe, sagte aber nur „Trebitsch!“, in dieses eine Wort freilich eine solche Fülle von Hohn, Widerwillen und Verachtung hineinlegend, wie ihn die Beschaffenheit der anspruchslosen mährischen Stadt sicherlich nicht rechtfertigte.

Von draußen hörte man jetzt heftiges Hundegebell, begleitet von einer gewaltigen Lachsalve — unverkennbare Zeichen einer Annäherung Richelieus. Sein Erscheinen ließ auch nicht lange auf sich warten. Er kam mit seiner Frau, die er wie eine Gefangene behandelte, denn er hielt sie trotz ihres Sträubens krampfhaft beim Arme fest. Die beiden Töchter folgten dem Paare.

Schon in der Tür schrie Richelieu: „Meine Frau wird Ihnen bestätigen, daß ich alles vorausgesagt habe, alles wie es gekommen ist. Hundertmal wenigstens hab ich in den letzten Jahren zu ihr gesagt: Du wirst sehen, der Leopold Kastner wird noch eine große Karriere machen: Geschäftsführer werden oder Kompagnon von einer allerersten Firma. Hab' ich das gesagt, Luise, oder hab' ich's nicht gesagt?“

„Ja, ja, ja, Du hast es gesagt“, antwortete die Gattin ein wenig unwillig, „aber laß mich jetzt nur endlich los.“

„Se ham diesmal sogar mehr vorausgesehen als es vorläufig noch zu sehen gibt“, sagte Jakob spöttisch. „Die Sach is noch nix perfekt.“

„Dacht ich's doch!" rief Richelieu ohne im mindesten die Fassung zu verlieren. „Vor zwei Minuten, noch hier auf der Treppe, hab' ich gesagt: ‚Diese Sachen gehen nicht so schnell.'"

Und er lachte voll innerer Zufriedenheit, blickte jedem vergnügt ins Gesicht und strich dabei liebkosend seinen langen Vollbart.

Inzwischen war der Kaffee aufgetragen worden und man setzte sich plaudernd um den Tisch.

„Was hören Sie denn von dem jungen Ehepaar Löwy?" fragte Frau Richelieu die Hausfrau. „Ich muß gestehen, daß ich sehr neugierig auf die Frau bin und ob sie zu ihrem Mann paßt. Glauben Sie, daß die beiden heute herkommen?"

Frau Kastner nickte: „Herr Löwy hat versprochen, uns heute seine junge Frau vorzustellen."

„Wer ist sie denn?" fragte Fränzchen.

„Eine reiche Bäckerstochter aus Hernals", antwortete die Hausfrau. „Die jungen Leute haben sich heuer auf einem Landaufenthalt kennen gelernt und da hat sich das Mädel in unseren Löwy verliebt."

„Das heißt", schaltete Jakob spöttisch ein, „sie hat sich in seine gelben Gamaschen verliebt und in seine hohen Stehkragen."

„Jedenfalls ein etwas ungleiches Paar", meinte Herr Kastner kopfschüttelnd. „Er ein Jud und sie, wie ich höre, ein richtiges Wiener Vorstadtmädel. Wo soll da die Harmonie herkommen?"

„Ach, das sind Vorurteile!" ereiferte sich Fränzchen. „Jedenfalls ist es besser für ihn, als wenn er eine jüdische

Mad aus Bisenz, Trebitsch oder wie diese elenden Nester sonst heißen, geheiratet hätte.“ Und sie blickte kampflustig zu Jakob hinüber, der aber, weil gerade im besten Essen und Trinken begriffen, nur durch ein feindseliges Grunzen antwortete.

Auch die Töchter Richelieus sprachen ihren vollen Beifall zu Löwys Wahl aus. „Ich freue mich auf die junge Frau“, sagte Hortense, „ich glaube, ich werde mich mit ihr sehr rasch befreunden. Dieses Genre ist mir sehr sympathisch.“

„Mir auch“, erklärte Yvonne. „Unser fast ausschließlich jüdischer Umgang bedrückt mich. Ich habe zuweilen, wenn ich so sagen darf, ein arisches Bedürfnis.“

Sie würde noch weiter in diesem Tone fortgesprochen haben, wenn ihr nicht die mißbilligenden Blicke der Mutter Schweigen auferlegt hätten.

Fränzchen aber, die auf niemanden Rücksicht nahm, erklärte höchst selbstgefällig: „Ich verkehre auf der Universität beinahe nur mit Christen und bin bei ihnen sehr wohl gelitten. Ich habe das Glück, daß mich niemand für eine Jüdin hält.“

Die anderen lächelten zu dieser Bemerkung bloß ein wenig malitiös, Jakob aber, der sich endlich seiner Sprechwerkzeuge wieder bedienen konnte, rief: „Wofür halten se Dich denn? So schlampig wie Du is doch überhaupt ka Christin!“

„Es tut mir eigentlich leid um Löwy“, fing der Hausherr wieder an, „ich fürchte, er wird nicht glücklich werden.“

„Seine Frau soll aber, wie es allgemein heißt, ein herzensgutes Geschöpf sein“, wendete Lotti ein.

„Wenn auch", beharrte der Vater. „Die zwei passen zu wenig zusammen."

„Mir is auswendig mehr leid um die Frau als um Löwy", bemerkte Jakob. „Er is a greulicher Schmock, ka Klanigkeit, mit ihm verheirat' zu sein. Ich hob mer erzählen lassen, daß sich die arme Frau scho jetzt schrecklich von ihm aussteht, weil er um jeden Preis an englische Lady aus ihr machen will."

Doch jetzt hob Lotti warnend den Zeigefinger auf und sagte: „Es hat geläutet, mir scheint, sie kommen schon."

In der Tat waren es die Erwarteten. James Löwy im schwarzen Salonrock und mit dem bei ihm obligaten hohen Hemdkragen, trat noch steifer und gemessener auf als sonst, weil er einen Antrittsbesuch mit seiner Gemahlin für einen höchst feierlichen Akt hielt. Sie war ein blondes, „molletes", stumpfnäsiges Ding, dem das englische Kostüm, in das sie ihr Gatte gesteckt hatte, so unvorteilhaft als möglich stand. Löwy stellte seine Frau vor, indem er gegen die Anwesenden eine höchst abgemessene Verneigung machte und im Flüsterton, der ihm für eine solche Gelegenheit als der einzig richtige erschien, sagte: „You will allow me . . . meine Frau Mary, geborene Obergschwandner."

„Herzlich willkommen", sagte Frau Kastner und lud zum Sitzen ein, „Sie nehmen doch eine Kleinigkeit, nicht wahr?"

„Na, dank schön", antwortete die junge Frau, „aber mir kummen grad' von an feifen Glockentee."

Ihr Gatte wurde rot vor Verlegenheit. „In der Tat", stammelte er, „wir waren eben bei einem five o'clock tea."

Aber schon hatten sich Fränzchen und die beiden Richelieutöchter der jungen Frau mit großer Beflissenheit genähert. Sie überhäuften sie mit Liebenswürdigkeiten, schienen an jedem ihrer Worte das größte Gefallen zu finden. Um Mary ganz für sich zu haben, führten sie sie in eine Fensternische, wo sie mit ihr laut scherzten und lachten. Aber Löwy beobachtete dieses Treiben mit Mißvergnügen. So oft es anging, näherte er sich seiner Frau, um ihr Verhaltungsregeln zuzuraunen, wie zum Beispiel: „Mary, so ordinär spricht keine Lady!" — „Mary, so laut lacht keine Lady!" usw., worauf sie immer fügsam antwortete: „Jo, jo, i waß scho, Schemms."

Hortense war neugierig, die Entstehung der Bekanntschaft zwischen Löwy und seiner Frau zu erfahren, und diese erzählte bereitwillig die Geschichte ihrer großen Liebe. „Mir ham am Land in an' Haus z'sam g'wohnt und i hab' ehm immer anschau'n müssen, weil er gar a so viel noblich is, gar a so viel englisch. In der Fruh hat er scho a wunderschens hells Morgeng'wandel ang'habt und dann alle zwa Stund an andere Kluft: zum Lantsch, zum Dinna und zum feifen Glockentee. No, und weil er g'sehen hat, daß mir das so g'fallt, hat er si mir und d'Eltern vorg'stellt und hat uns erzählt, daß er scho in England war und daß dort d'Leut' alle so umagehn. No und nachher san ma halt immer bekannter wor'n und i hab' mi a g'freut, daß er so viel gebültet is und so schen englisch kann. Er is do überhaupt das Muster von an Schentelmenschen. Schau'n S' ehm nur an! I glaub' nit, daß 's an' gebürtigen Engländer gibt, der das Englische so in si hat wie er."

Und sie sah verliebten Blickes zu ihrem Gatten hinüber, der eben steif wie ein Stock dastand.

Vor einigen Minuten war auch Gschmeidler, einer der regelmäßigen Sonntagsgäste des Hauses, eingetreten. Nun gesellte er sich mit Lotti zu der Gruppe beim Fenster, und beide hörten lächelnd den Schwärmereien der Neuvermählten zu. Zugleich beobachteten sie aber mit geringerem Wohlgefallen Fränzchen und die beiden Schwestern Richelieu, die sich ungeheuer anstrengten, die Sprache und Manieren Marys zu kopieren. Sie stürzten sich mit wahrer Todesverachtung in den ihnen fremden hernalserischen Dialekt, der in ihrer Aussprache, zumal da sich auch die angestammten Laute unwillkürlich einmischten, zu einem wahren Kauderwelsch wurde.

Ebenso waren sie bestrebt, sich in ihren Urteilen und Meinungen der harmlos-beschränkten Denk- und Anschauungsweise der neuen Freundin anzupassen, was natürlich nur dadurch geschehen konnte, daß sie sich dümmer und unwissender stellten, als sie waren. Nicht lange vermochte Lotti das ihr widerwärtige Schauspiel zu ertragen und zog sich zurück. Als ihr bald darauf Gschmeidler folgte, tauschten sie ihre Ansichten über das Gesehene aus.

Lotti sprach sehr freundlich über Mary. „Sie ist in ihrer Einfalt wirklich herzig", meinte sie, „auch nimmt mich für sie ein, daß sie, die Christin, sich in einen Juden verliebt hat. So etwas ist heutzutag beinah verdienstlich."

Gschmeidler lachte: „Ich will Sie nicht enttäuschen, aber mir scheint, sie hat sich mehr in den Schmock verliebt als in den Juden."

Lotti zuckte die Achseln. „Meinetwegen, aber sie ist

doch wenigstens aufrichtig, spricht und handelt, wie sie fühlt. Dagegen sind diese da" — sie wies auf Fränzchen und die Schwestern — „nicht aufrichtig. Ist Ihnen je etwas Unnatürlicheres und Abgeschmackteres als ihr Getue vorgekommen? Sie quälen sich bis aufs Blut, die kleine Frau sklavisch zu kopieren, obgleich sie doch geistig tief unter ihnen steht."

„Aber sie ist eine Christin", sagte Gschmeidler ironisch, „und der Ehrgeiz dieser Damen wird eben mehr befriedigt, wenn man sie für Christinnen, sogar für beschränkte und unwissende, hält als für kluge und gebildete Jüdinnen. Wie manche Brünetten sich die Haare rot färben, weil sie glauben, daß ihnen das besser steht, so färben sich heutzutage viele Juden ihre Sprache christlich, ja, sogar den Verstand."

Lotti seufzte: „Darin sehe ich auch unser eigentliches Unglück! Was könnte uns alle Feindseligkeit der anderen anhaben, wenn wir uns nicht selbst so schrecklich erniedrigten!"

Aber während sich Lotti noch so trübseligen Betrachtungen hingab, wurde Hortense von ihrer Mutter, die beim Kaffeetisch saß, gerufen. Auf dem Wege zu ihr zeigte sie Lotti ein mit hübschen Steinen besetztes Kruzifix, das sie dort in der Fensternische frei um den Hals getragen hatte, aber jetzt sich anschickte, unter ihrem Kleide zu verbergen. „Mama darf's nämlich nicht sehen", fügte sie zur Erklärung hinzu, „aber ich hab's immer bei mir und wenn ich unter Christen bin, trag' ich's offen."

„Gott, bist Du dumm!" rief Lotti. Es klang wie ein Aufschrei aus der Tiefe ihres Herzens.

Die Jause war inzwischen vollständig beendet worden, und der Hausherr, den jede dem Spiel unnötig entzogene Minute schmerzte, mahnte und drängte, es endlich zu beginnen. Aber Richelieu schwelgte gerade in der Schilderung einer hochfeudalen Jagd, an der er teilgenommen hatte. „Lauter Fürsten und Grafen, keiner mit weniger als sechzehn Ahnen, ich war der einzige Bürgerliche, das heißt", fügte er sich verbessernd hinzu, „so lang meine Abstammung vom Duc de Richelieu noch nicht offiziell anerkannt ist, was aber bald der Fall sein wird. Die Aristokraten behandeln mich übrigens heut schon ganz als ihresgleichen, sie bewundern meine Geschicklichkeit als Jäger. So eine Treffsicherheit, sagen sie, ist nur bei dem Abkömmling eines alten Geschlechtes zu finden."

Und Richelieu brach wie immer, wenn er seine Phantasie zügellos hatte schalten lassen, in ein dröhnendes Gelächter aus, vor Freude strahlend wie ein Kind, das sich an Märchen berauscht, die es sich selbst erzählt hat. Nach einer Weile bemerkte er noch: „Die größte Jagdbeute von allen hab' wieder ich gemacht."

„Ich hob gesehen, was Sie erlegt ham", bemerkte Jakob trocken.

„Sie haben das Wild gesehen?" fragte Richelieu sehr erstaunt.

„Das Wild? Hob ich gesogt, das Wild?" grinste Jakob. „Dos Geld hob ich gesehen, was Sie erlegt ham beim Wildbrethändler. Auf der Pudel is es noch gelegen, wie ich nach Ihnen zu ihm 'ereingekommen bin."

„Jakob! Spaßvogel!" schrie Richelieu vergnügt, „ich hab' gewußt, daß er sich lustig machen wird. Heut früh

noch hab' ich zu meiner Frau gesagt: Du wirst sehen, Jakob wird über die Jagd seine schlechten Witze machen."

Aber der Hausherr saß schon längst im Nebenzimmer beim Spieltisch und rief ungeduldig die anderen herbei. Als sie endlich an seiner Seite Platz genommen hatten, eröffnete Jakob die Unterhaltung damit, daß er seinem Bruder Sigmund die angeblich bei früheren Partien begangenen Fehler und Verstöße zum Vorwurf machte und ihm zugleich eifrig ins Gewissen redete, sich wenigstens heute zusammenzunehmen. Sigmund rührte sich nicht. Er saß wie immer mit tief herabhängendem Kopf da und hatte die Augen auch jetzt nur gerade so weit offen, daß er die Karten sehen konnte. Seine Fähigkeit im Ertragen von Beleidigungen war übermenschlich groß. Er reagierte gegen sie nur in besonderen Ausnahmsfällen und auch dann nur in der Weise, daß er sich von dem Beleidiger schweigend zurückzog. „Sigmund hat an braten Buckel", pflegte Jakob von seinem Bruder wohlgefällig zu sagen, und er machte von dieser bei jedem Nebenmenschen so schätzenswerten Eigenschaft den ausgiebigsten Gebrauch.

Während die Spielpartie im Nebenzimmer ihren Anfang nahm, blieben in der Wohnstube die beiden älteren Frauen plaudernd beim Kaffeetisch sitzen, Löwy hatte sich der Gruppe in der Fensternische zugesellt und Gschmeidler stand noch immer bei Lotti. Indem wurde die Tür zur Wohnstube mit einer gewissen Feierlichkeit geöffnet und auf der Schwelle erschien Frau Margulies mit dem ihr eigentümlichen Gesichtsausdruck: einer Mischung von verzweifelter Trübsal und bitterem Vorwurf. Eine Weile blieb sie so unbeweglich, ein Bild der Klage und der An-

klage, dann kam sie langsam näher. Ihr folgte ihre Tochter Kleopatra mit rotgeweinten Augen.

„Ich hab' zuerst gar nicht kommen wollen", begrüßte der aufheiternde Besuch die Hausfrau. „Leut', denen es schlecht geht, sollen für sich bleiben, die anderen wollen in ihrem Glück nicht gestört werden durch betrübte Leut'. Aber ich hab' mir gedacht, ich muß Ihnen doch gratulieren . . . S i e haben Glück, S i e ja! Merkwürdig, wie das is in der Welt! Manchen, die gar nicht wissen, wie sie dazukommen, rennt das Glück förmlich nach, und andere, die viel mehr wert sind und sich ihr ganzes Leben plagen, fallen von einem Unglück ins andere."

Nachdem Frau Margulies auf diese Weise ihren Glückwunsch abgestattet hatte, verhielt sie sich schweigend, streifte aber dafür mit bedeutsamen Blicken den schon halb abgeräumten Jausentisch. Die Hausfrau, die den Wink wohl verstand, klingelte eilfertig und hieß das eintretende Dienstmädchen sofort frischen Kaffee bereiten. Nachdem das Dienstmädchen sich wieder entfernt hatte, erhob Frau Margulies gegen diese Verfügung Einspruch. „Wegen mir braucht sich niemand Umstände zu machen", sagte sie in gekränktem Tone, „ich bin auch nicht gewöhnt an große Rücksichten und dann bin ich jetzt wahrhaftig auch nicht in der Stimmung, etwas zu genießen."

„Ist Ihnen was B e s o n d e r e s passiert, liebe Frau Margulies?" fragte die Hausfrau.

Die Frage zeigte von Sachkenntnis. Bei Frau Margulies wußte man nämlich nie genau, ob sie bloß im allgemeinen unglücklich war oder auch aus einem besonderen Grunde. Ein recht großes Maß von Geseufz und Ge-

jammer gehörte sozusagen zum eisernen Bestande ihres Ich. Anderseits glückte es sehr selten, von ihr eine deutliche Auskunft über die Art ihrer Leiden zu erhalten. Gewöhnlich begnügte sie sich, die Augenbrauen übermäßig emporzuziehen und sehr starr vor sich hinzublicken, womit ausgedrückt werden sollte, daß ihre Misère viel zu groß und mannigfaltig sei, um sich durch Worte schildern zu lassen. Als sie aber auch heute dieses Verfahren in Anwendung brachte, fragte Lotti, die schon die Geduld verloren hatte, Kleopatra in energischem Tone: „Was ist Euch denn passiert, was hat denn die Mama?" Worauf Kleopatra mit schuldbewußter Miene antwortete: „Die Cousine Amelie hat sich verlobt."

Dieses freudige Familienereignis war in der Tat der Grund zu Frau Margulies' hervorragend übler Laune, die übrigens wegen der besonderen hier in Betracht kommenden Umstände leicht begreiflich war. Wurden doch alle ihre langjährigen bezüglich der Cousine Amelie mit untrüglicher Gewißheit verkündeten Prophezeiungen durch diese Tatsache erbarmungslos widerlegt. Unzählige Male hatte sie erklärt, daß die Mutter der Cousine Amelie eine schlechte Person sei, die ihr Kind schlecht erzogen habe, demgemäß die Cousine Amelie sich schlecht betrage, was naturgemäß für sie zu einem schlechten Ende führen müsse. Und nun war in einem einzigen Augenblick dieser ganze scheinbar untrügliche Kettensatz in nichts zerfallen. Die Cousine Amelie hatte sich — förmlich allen logischen Gesetzen zum Trotz — verlobt, Kleopatra hingegen war so unverlobt wie zuvor.

Kleopatra schilderte Lotti, mit der sie sich ein wenig

von den anderen abgesondert hatte, in bewegten Worten, was sie von ihrer Mutter zu erdulden habe. Die Verlobung habe die Mutter förmlich rasend gemacht. Sie schmähe jetzt Kleopatra unaufhörlich, weil sie noch immer ledig sei. Wenn selbst eine Person wie die Cousine Amelie sich habe verloben können, so müsse es wirklich keine Kunst sein, einen Mann zu gewinnen. Aber Kleopatra verstehe nicht, mit Männern umzugehen, und sie vereitle durch ihre Ungeschicklichkeit sogar alle die schönen Aussichten auf eine gute Partie, welche sich ihr dank den Bemühungen der Mutter eröffneten.

In demselben Sinne äußerte sich gleichzeitig auch Frau Margulies, der nun plötzlich die Zunge gelöst war, zu den beiden Damen. „Es ist ja nicht zu glauben", schrie sie, „die Cousine Amelie, eine so schlecht erzogene Mad, kriegt einen Mann und meine wohlerzogene Tochter, der ich nicht von der Seiten geh, bleibt sitzen. Aber woher kommt das? Weil die meinige sich gegen die jungen Männer nicht zu benehmen weiß. Was ich auch in sie hineinred', es nützt nichts."

„Woran läßt sie es denn fehlen?" fragte Frau Richelieu.

„Sie ist viel zu bescheiden", antwortete die Mutter. „Heutzutag muß ein junges Mädel aus sich was machen, sonst machen sich die Männer nichts aus ihr. Kleinigkeit, wie sich die Cousine Amelie aufblast, so mieß und unerzogen und ungebildet sie ist. Und meine Kleopatra ist doch ein hübsches und feines Mädchen, sie hat die besten Lehrer gehabt, spricht zwei fremde Sprachen und spielt Klavier, jeder Mann, der sie bekäm', könnt' sich die Finger ab-

schlecken, aber sie tut immer, als ob *sie* glücklich sein müßt', wenn einer sie überhaupt nimmt. Das führt dann natürlich zu nichts. Den Männern muß man imponieren!"

„Aber es ist doch sehr schön", bemerkte Frau Richelieu, „daß das Fräulein so lieb und bescheiden ist, und es wird sich gewiß noch ein Mann finden, der das zu schätzen weiß."

„Wo? Sie sehen doch, was dabei herauskommt!" schrie Frau Margulies indigniert. „Die anderen Maden heiraten und sie bleibt mit ihrer Liebheit und Bescheidenheit sitzen. Grad' *meine* Tochter muß bescheiden sein! Alles kommt mir zu."

Und nur in aller Eile den notwendigsten Atem schöpfend, fuhr sie sogleich in ihren Lamentationen fort. „Zum Unglück muß ich jetzt auch noch verreisen. Auf diese Art kommt wieder alles ins Stocken und es wär' doch schon die höchste Zeit, daß die Mad heiratet. Wenn ich nicht da bin, wird sie keine Bekanntschaft, die zu etwas führen könnte, machen. Aber was soll ich tun? Ich hab' eine Erbschaft gemacht und der Doktor sagt, ich muß wegen der Behebung selber hinfahren. Alles kommt mir zu."

Mit wahrer Herzlichkeit erbot sich jetzt Frau Kastner, der Abwesenden Stelle einzunehmen und auch gewiß keine Gelegenheit zu versäumen, die Kleopatra zu einer passenden Bekanntschaft verhelfen könnte. Aber Frau Margulies quittierte dieses gut gemeinte Anerbieten nur mit einem Achselzucken und einem hoffnungslosen Blick zum Plafond. Dann hüllte sich die Unglückliche wieder in die feierliche Schweigsamkeit ihres Schmerzes.

Bei den Spielern im Nebenzimmer war es auch schon bisher nicht sehr ruhig zugegangen. Jetzt aber hörte man

Jakob durch die geschlossene Tür wie einen Wütenden schreien und mit den Karten auf den Tisch schlagen. Die Versuche der anderen, ihn zu beschwichtigen, schienen die entgegengesetzte Wirkung zu haben, denn er brüllte immer lauter. Endlich ertönte das Geräusch eines allgemeinen Aufbruches und gleich darauf kamen die Spieler herein. Schon in der Tür rief Kastner sehr ärgerlich: „Unmöglich, mit Jakob ohne Skandal zu spielen", während Richelieu vergnügt lachend versicherte, daß er dies längst vorausgesagt habe.

Aber Jakob, dessen Augen vor Zorn blutunterlaufen waren, schrie Kastner an: „Bin vielleicht ich schuld, wenn das Stuck Flasch" — er meinte damit natürlich seinen Bruder Sigmund — „Coeur-König ausspielt, Coeur-König spielt er aus, Coeur-König! Ma waß nix soll ma lachen oder aus der Haut fahren?" Er entschied sich offenbar für das letztere, denn er raufte sich verzweifelt die Haare. „Is Ihnen so was schon vorgekommen?" fragte er dann Frau Margulies, die zufällig in seiner Nähe war.

„Meine Sorg'", antwortete sie trocken.

Frau Kastner und Frau Richelieu gaben sich die größte Mühe, Jakob zu beruhigen, aber er suchte mit den Augen Sigmund, den er nach seinem Gefühl noch nicht genügend insultiert hatte. Er empfand das heftigste Bedürfnis, ihn zu schlagen oder zu kneifen, überhaupt körperlich zu verletzen, weil er Coeur-König ausgespielt hatte. Ihn endlich in einer Ecke entdeckend, rannte er spornstreichs auf ihn zu und überschüttete ihn in einem wahrhaft vulkanischen Ausbruch seines Innern mit Beschimpfungen. Sigmund blieb unbeweglich. Dies fiel Jakob zuerst nicht besonders

auf, aber plötzlich bemerkte er, daß der Bruder mit seinem ganzen Körpergewicht an der Mauer lehnte, und eine noch eingehendere Betrachtung überzeugte ihn, daß er diesmal nicht nur figürlich gesprochen, sondern allen physiologischen Gesetzen gemäß schlafe.

„Sigmund!" brüllte Jakob und schüttelte den Schläfer heftig, der nun zur allgemeinen größten Heiterkeit sehr weit die Augen aufriß und ebenso erstaunt wie naiv fragte: „Wos is?"

Inzwischen hatte Gschmeidler Frau Kastner beiseite genommen und ihr in sehr herzlichen Worten zu der neuen Stellung ihres Sohnes gratuliert. „Ah, Sie wissen auch schon davon?" sagte sie, „darf ich fragen von wem?"

Er lächelte. „Meine Nachricht stammt aus der besten Quelle, nämlich von Herrn Jordan. Und ich bin sogar von ihm beauftragt, Ihren Herrn Sohn für morgen elf Uhr zu einer Besprechung einzuladen. Da er nicht zu Hause ist, darf ich Sie wohl bitten, ihm die Bestellung auszurichten?"

„O, gern", sagte die Mutter, die vor Freude errötet war, „ich wußte gar nicht, daß Sie so bekannt mit Herrn Jordan sind."

„Ich kenne ihn schon ziemlich lange", antwortete Gschmeidler, und da er an ihrem Blick merkte, daß sie gern näheres über diesen Mann wüßte, erzählte er ihr von seinen großen geschäftlichen Fähigkeiten und seiner bewunderungswürdigen Arbeitskraft, die ihn so hoch emporgetragen hätten. Sie hörte ihm ruhig zu, fragte aber dann beinahe schüchtern: „Ist er ein guter Mensch?"

„Das will ich meinen", antwortete Gschmeidler leb-

haft. „Er beteiligt sich nicht nur an Sammlungen für wohltätige Zwecke mit großen Summen, sondern tut auch im stillen viel Gutes. Jordan ist überhaupt ein edler Mensch.“

„Gott sei Dank!“ rief die Mutter voll Freude, „ich hab' es übrigens auch schon von anderen gehört, daß er ein echt jüdisches Herz hat.“

Erst nachdem sie diese Worte ausgesprochen hatte, fiel ihr ein, daß ihr Zuhörer kein Jude sei, und sie wurde sehr verlegen. Aber Gschmeidler lächelte nur und schwieg.

Inzwischen hatte sich schon die ganze Gesellschaft zum Aufbruch gerüstet. Auch Gschmeidler schloß sich den Fortgehenden an. Bevor es zum Abschiednehmen kam, wiederholte James Löwy seiner Frau noch in einer Ecke den hierauf bezüglichen Teil seines Unterrichtes, besonders was die richtige Ausführung des shakehand betraf. Und sie hörte ihm geduldig zu, indem sie beruhigend sagte: „Jo, jo, i waß scho, Du kannst Di verlassen, Schemms.“

Fränzchen und die Schwestern Richelieu, die an der jungen Frau so großen Gefallen fanden, ließen sie, sehr zur Unzufriedenheit des Gatten, auch jetzt nicht aus den Augen. Sie nahmen sie in die Mitte, als man die Treppe hinabstieg, wodurch Löwy an die Seite Jakobs kam, der letzten Persönlichkeit, mit der er sich sehen lassen mochte. Denn er befürchtete immer, daß er durch dessen „unglaublichen Mangel an gentlemanlikem Wesen“ kompromittiert werden könnte. Tatsächlich benahm sich Jakob gleich in einer Weise, die Löwys höchstes Mißfallen erregte.

Da kam ihnen auf der Treppe ein Dienstmädchen ent=

gegen, das durch seine Eile Jakobs Neugierde erregte. Sofort mußte er wissen, wer das Dienstmädchen schicke, zu wem es wolle und warum es so große Eile habe. Das von ihm angehaltene und zur Rede gestellte Mädchen berichtete, daß es von seinem Dienstgeber namens Heim zu dem hier im Hause wohnenden Arzt Dr. Roth geschickt wurde und daß die Sache höchst dringlich sei.

„Heim? Heim?" fragte Jakob. „Is das vielleicht der Pelz-Heim?"

Das Mädchen verstand ihn nicht und blickte ihn fragend an.

„Was hot Ihner Herr for a Geschäft?" schrie Jakob ungeduldig. Und er setzte noch hinzu: „Haßt a Begriffstützigkeit!"

„Der Herr hat a Lampeng'schäft auf der Praterstraßen", sagte das Dienstmädchen, das mit einer Amtsperson zu reden glaubte, ganz eingeschüchtert.

„Also der Lampen-Heim!" rief Jakob so triumphierend, als ob ihm die Lösung eines schwierigen Problems geglückt wäre. „Wer is denn krank bei Euch? Der Herr oder die Frau?"

„Nein, bitt' schön, eines von die Kinder."

„Wieviel Kinder habt's Ihr denn?"

„Drei, Euer Gnaden", stotterte das Dienstmädchen, das sich dieses Verhör nicht zu erklären wußte.

„Buben? Mädeln?" inquirierte Jakob weiter.

„Zwei Buben und ein Mädel . . . aber darf ich jetzt nicht zum Herrn Doktor? . . ."

„Natürlich, gehen Sie nur endlich!" rief Löwy, dem bei dem indiskreten Benehmen Jakobs zumute war, als

ob er Spießruten laufen müßte, und sich an ihn wendend, fragte er gereizt: „Kennen Sie denn überhaupt diesen Herrn Heim, über dessen Verhältnisse Sie sich so eifrig erkundigen?“

„Wos brauch' ich'n zu kennen?“ brummte Jakob. „Ma frogt so.“

Vor dem Haustor trennte sich die Gesellschaft. Löwy beeilte sich, Jakob zu verlassen, und dieser schloß sich Gschmeidler an. Noch immer erbittert über den von Sigmund zur Unzeit ausgespielten Coeur-König, suchte er dem neuen Begleiter, den er für sachkundig hielt, die ganze Verwerflichkeit dieser Handlung zu erklären. Er sprach von ihr in so entrüsteten Ausdrücken wie von einem Meuchelmord. Aber eine Zwischenfrage Gschmeidlers schien ihm zu beweisen, daß dieser nicht die ganze Bedeutung des von Sigmund begangenen Fehlers begriffen hätte. Diese Wahrnehmung genügte schon, um Jakob auch gegen Gschmeidler aufzubringen. Er brach sofort seine Erklärung ab und verließ ihn ohne jede weitere Förmlichkeit mit den Worten: „A Goi is a Chamer!“

X.

Am folgenden Tage stellte sich Leopold zur festgesetzten Stunde bei Jordan ein, der ihn sehr freundlich empfing. Über des jungen Mannes Familienverhältnisse durch Gschmeidler schon gut unterrichtet, sprach Jordan gleich von Leopolds Mutter, für die er nach dem Bilde, das man ihm von ihr entworfen hatte, lebhafte Sympathie fühlte. „Sie sollen, wie ich höre, eine vortreffliche Mutter haben, Herr Kastner", sagte er in warmem Tone. „Vielleicht wissen Sie selbst noch nicht, was für ein unschätzbares Glück das ist. Junge Leute wissen das selten. Auch ich, der ich gleichfalls eine der besten Mütter hatte, bin mir erst spät im Leben bewußt geworden, wieviel sie für mich bedeutete. Alles Gute, das vielleicht in mir ist, verdanke ich nur ihr. Auch heute noch, so viele Jahre nach ihrem Tode, fühle ich noch ihren wohltätigen Einfluß." Er schwieg eine Weile und sagte dann: „Im ganzen ist unser jüdisches Familienleben ja längst nicht mehr so innig wie früher, aber gute jüdische Mütter gibt es gottlob noch immer. Und die echte jüdische Mutter ist und bleibt die Krone aller Mütter!"

Sein Auge glänzte bei diesen Worten wie immer, wenn er sich für einen jüdischen Stammesvorzug be-

geisterte. Auch konnte er es sich nicht versagen, bei dieser Gelegenheit noch einige andere zu erwähnen, doch merkte er bald, daß Leopold ihm nur so weit zustimmte, als es die Höflichkeit verlangte. Ein wenig ärgerlich darüber, rief er aus: „Ich weiß, die junge jüdische Generation hat wohl sehr scharfe Augen für unsere Mängel, aber keine für unsere Vorzüge, oder richtiger gesagt, sie hält auch die Vorzüge für Fehler, bloß weil es unsere Vorzüge sind.“ Er brach kurz ab und lenkte das Gespräch auf den Gegenstand, der Leopolds Besuch veranlaßt hatte. Ausführlich ließ er sich von ihm über den Umfang seiner Kenntnisse wie über seine bisherige Tätigkeit berichten. Hiebei entging ihm nicht, daß der junge Mann mit Bescheidenheit von seinen Fähigkeiten sprach. Gab er doch sogar ziemlich unverhohlen der Besorgnis Ausdruck, daß er sich auf dem schwierigen Posten, für den er bestimmt sei, nicht werde bewähren können.

Jordan lächelte aufmunternd. „Lassen wir es auf den Versuch ankommen. Vielleicht steckt doch mehr in Ihnen, als Sie selbst wissen. In jedem Falle rechne ich auf Ihre Mitwirkung. Die Art Ihrer Tätigkeit mögen Sie selbst bestimmen. Fühlen Sie sich für eine leitende Stellung nicht geschaffen, so sollen Sie einen reinen Vertrauensposten bekleiden. Den werden Sie, wie ich nicht zweifle, tadellos ausfüllen. Dafür bürgt mir schon die Empfehlung der Baronin Hebenstreit und noch mehr die Tatsache, daß Sie der Sohn Ihrer Mutter sind. Dem Sohn einer braven jüdischen Mutter vertraue ich unbedenklich mein Vermögen an.“

Jordan nannte sodann dem neuen Mitarbeiter seine

künftigen Bezüge, die außerordentlich glänzend waren. Er werde von nun an ein mehr als dreimal so großes Einkommen haben wie bisher.

Unter dem höchst angenehmen Eindruck dieser Nachricht entfernte sich Leopold, um die Baronin aufzusuchen. Zum erstenmal war er ihr heute für ihr Werk, als welches er ja dieses Engagement betrachten mußte, von ganzem Herzen dankbar. Brauchte er doch nach Jordans unerwartet großmütigem Vorschlag für seine Zukunft nichts mehr zu fürchten. Überhaupt war er von dem neuen Chef förmlich bezaubert. „Was für ein nobler Mensch", dachte er, „und wie einfach dabei! Keine Spur von Arroganz oder Geldstolz, eigentlich ganz unjüdisch!" Dabei fiel ihm aber ein, wie stolz gerade Jordan auf seine jüdische Abstammung war, und er konnte sich nicht genug darüber wundern. Hatte er doch bisher immer geglaubt, daß nur jene Juden sich ihrer Eigenart rühmten, die bei Christen keinen Zutritt hatten, von ihnen nicht als gleichberechtigt anerkannt wurden. Aber er mußte sich selbst sagen, daß eine solche Erklärung in diesem Falle nicht anwendbar sei, da Jordan, wie jeder wußte, auch zu sehr vornehmen Christen in Beziehung stand. Nein, Jordan war, das konnte er sich nicht verhehlen, voll ehrlicher Begeisterung für seine Rasse, und diese Tatsache machte im Zusammenhang mit der imponierenden Persönlichkeit des Mannes doch einigen Eindruck auf ihn. Wäre es am Ende gar keine so große Schande, Jude zu sein? Einen Augenblick blitzte dieser Gedanke in Leopold auf, aber er verwarf ihn gleich wieder als allzu parador.

Die Baronin, die wußte, daß die Vorstellung ihres

Schützlings für heute anberaumt war, erwartete ihn schon mit Ungeduld. Nachdem er ihr seine definitive Ernennung mitgeteilt und sie ihn dazu beglückwünscht hatte, wollte sie den Inhalt seines Gespräches mit Jordan in den Einzelheiten erfahren.

„Jordan soll ja neulich ein sehr wertvolles Patent erworben haben?“ bemerkte sie. „Haben Sie sich nicht bemüht, etwas Näheres darüber zu erfahren?“

„Nein“, antwortete Leopold unbefangen, „es ist mir, offen gesagt, gar nicht eingefallen.“

Sie sah ihn schweigend an, aber um ihre Lippen zuckte es seltsam. „Merkwürdiger Jude“, dachte sie.

Leopold, der fühlte, daß er in der Achtung seiner Gönnerin etwas gesunken war, hoffte sich bei ihr dadurch am sichersten zu rehabilitieren, daß er über die Patentangelegenheit sogleich die genauesten Erkundigungen einzuziehen versprach.

„Ja, aber mit der gehörigen Vorsicht und Klugheit“, sagte die Baronin beinahe mitleidig. „Ein tüchtiger Geschäftsmann soll zwar sehr neugierig sein, es sich aber nie merken lassen. Der größte Teil aller geschäftlichen Erfolge besteht ja in der Fähigkeit, die anderen auszuforschen, ohne ihr Mißtrauen zu erwecken.“

Und sie entwarf ihm in raschen Zügen ein Bild des tüchtigen Geschäftsmannes, wie sie sich ihn dachte. So einer müsse unter der Maske der Unbefangenheit und Jovialität wie ein Untersuchungsrichter beobachten, äußerlich den harmlosen, guten Kerl spielen, zugleich aber beständig Augen und Ohren für die Geheimnisse der anderen offen haben. Aus einem aufgefangenen Blick und einem

erlauschten Wort lasse sich oft viel zusammenreimen. So manche gelungene finanzielle Operation sei nur auf dieser Grundlage entstanden. Und die Gelegenheit zur Belauschung der anderen werde für ihn in Zukunft um so günstiger sein, als ihn seine neue Stellung in den Kreis der großen Finanziers und Industriellen bringen werde, welche fast alle gesellschaftlich eng liiert seien. Wieviele interessante Dinge könne man zum Beispiel bei einer Tarokpartie erfahren, wo die Spieler in der Aufregung ihre gewöhnliche Zurückhaltung vergäßen.

Sie gab ihm noch viele gute Lehren, obgleich sie ihm in ihrem Innern kaum mehr die Fähigkeit zutraute, von ihnen Nutzen zu ziehen. Dann auf ein anderes Thema übergehend, wollte sie wissen, ob er in letzterer Zeit ihre Nichte Fritzi gesehen habe. Leopold bejahte, und er sah in Erinnerung an den Kuß, den er Fritzi geraubt haben wollte, so siegesgewiß aus, daß die Baronin lächelnd bemerkte, er scheine ja schon seine Werbung glücklich angebracht zu haben. Da er aber nun plötzlich verlegen und ausweichend antwortete, vermutete sie gleich, daß er mit seinen Eltern noch nicht im Reinen sei. So machte sie sich denn erbötig, an seiner Stelle mit ihnen zu reden, womit er sehr einverstanden war. Es wurde auch gleich bestimmt, daß der Besuch der Baronin schon am nächsten Abend stattfinden solle, aber nicht in der Wohnung der Eltern, wo er Fritzis Aufmerksamkeit erregen möchte, sondern im Buchladen.

Die Wirkung auf das Ehepaar Kastner, als es von der ihm zugedachten Ehre hörte, war natürlich nicht gering. Aber die Mutter erschrak auch, weil ihr nun plötzlich die

ganze Sachlage in ihrem wahren Lichte erschien. Kein Zweifel, die Baronin kam als Freiwerberin für ihre Nichte. In Fritzis Interesse also, um ihres künftigen Gatten Los zu verbessern, hatte sie sich Leopolds kräftig angenommen, wofür ihr die Mutter so herzlich dankbar gewesen war. Frau Kastner nahm sich fest vor, ihren Sohn zu warnen. Hundertmal lieber solle er auf die neugebotenen Vorteile verzichten, als diese Ehe schließen. Leider wollte es ihr aber weder an diesem noch am nächsten Tage gelingen, Leopold allein und ungestört zu sprechen, ihm alle die Sorgen und Bedenken anzuvertrauen, von welchen sie bis zum Rande voll war. An beiden Tagen war er nur knapp während der Mahlzeiten zu Hause, kaum vom Tische aufgestanden, machte er sich schon unter allerlei Vorwänden davon. Offenbar erriet er die Absicht der Mutter und suchte sie zu durchkreuzen.

Nach einer Andeutung der Baronin stand zu erwarten, daß sie ihr Gemahl bei dem Besuch begleiten werde. Für den Vater Kastner war es vor allem diese Aussicht, die sein Gemüt beschäftigte. Seit langem schon sehnte er sich danach, mit dem Sektionschef, den er naiverweise zu den wirklichen Staatslenkern zählte, vertraulich als Mann zum Manne zu sprechen. Oft schon hatte der Buchhändler in stiller Stunde eine ganze Rede entworfen, um sie bei günstiger Gelegenheit einem Machthaber zu halten. Mit ihr wollte er bittere Klage über das schreiende Unrecht führen, das täglich und stündlich in hundertfältiger Weise an den Juden begangen werde, indem man sie im Staatsdienst nicht befördere und ihnen auch sonst die volle Gleichberechtigung versage. Kastners Mitleid mit

seinen Stammesgenossen, das immer groß gewesen war, hatte sich in letzterer Zeit durch die Judenverfolgungen in Rußland noch unendlich gesteigert. Er ging jetzt oft wie trübsinnig umher, wenn er die Zeitungen gelesen hatte. „Vielleicht", überlegte er, „vermöchte ich das Mitleid des Sektionschefs für die armen Verfolgten so stark zu erregen, daß unsere Regierung bei der russischen zugunsten der Juden intervenierte."

Während Kastner sich so auf den großen Moment, dem er entgegenzugehen glaubte, vorbereitete, ließ er die Seinen von dem gefaßten Vorsatz nichts merken. Denn er fürchtete mit Recht, daß sie und besonders Leopold Einsprache erheben würden. Ihm war sehr feierlich zu Mute. Er glaubte, jetzt endlich sei für ihn der Augenblick gekommen, etwas für sein Volk zu tun. Der Besuch des Sektionschefs erschien ihm geradezu als ein Wink der Vorsehung.

Leopold seinerseits dachte an nichts anderes, als den Blicken der hohen Gäste alles zu entziehen, was sie beleidigen könnte. Er schämte sich der vielen jüdischen Gestalten — Geschäftsnachbarn und Kunden — die sich, wie er wohl wußte, zeitweise im Laden drängten. Um sie für die festgesetzte Besuchstunde, die glücklicherweise auf den späten Abend fiel, fernzuhalten, traf er die genauesten Anordnungen. Die Ladentür nach der Straße sollte viel früher als gewöhnlich geschlossen werden, er selbst wollte die Herrschaften vor dem Geschäft erwarten und durch die rückwärtige Hoftür einlassen. Verwandte und Freunde, vor deren Überfällen man ja bekanntlich nie sicher war, sollten durch Postkarten fälschlich benachrichtigt werden,

daß das Ehepaar Kastner eine Reise angetreten habe. Alle diese Arrangements waren verhältnismäßig leicht zu treffen. Nun aber zeigte sich eine schier unüberwindliche Schwierigkeit und die hieß Jakob Weintraub. Der Mann kam zu allen möglichen Tagesstunden ins Geschäft, mit besonderer Berücksichtigung jener, zu welchen er am unbequemsten war.

Leopold trat der Angstschweiß auf die Stirn, wenn er sich vorstellte, daß die Baronin möglicherweise einen so ordinären und zudringlichen Juden wie Jakob als seinen Onkel kennen lernen werde. Und er erklärte seiner Mutter kategorisch, Jakob müsse für die kritische Zeit unschädlich gemacht werden. Aber eine solche Forderung war leichter erhoben als erfüllt, und Frau Kastner sann lange vergeblich darüber nach, wie sie sich vor ihrem Bruder retten könnte. Mit gewöhnlichen Mitteln, das wußte sie, war bei ihm nicht das mindeste auszurichten. Ließ man ihn merken, daß er lästig war, so rührte er sich erst recht nicht vom Platze.

Endlich beschloß sie, zu einer List ihre Zuflucht zu nehmen. Und so begann sie denn, als Jakob an dem bedeutungsvollen Tage ins Geschäft kam, sich wie gewöhnlich eine Zigarre seines Schwagers anzündete und sich mit der Miene äußerster Erschöpfung auf den Ladentisch setzte, sogleich über die Saumseligkeit ihres Buchbinders zu klagen, der mit einer Lieferung dringend benötigter Bücher im Rückstande sei. Irgend jemand müsse unbedingt heute noch den Mann aufsuchen, trotzdem er unglücklicherweise zwei Eisenbahnstunden von der Stadt entfernt in einem Nachbarort wohne. „Leider kann ich selbst nicht ab=

kommen und mein Mann auch nicht", sagte Frau Kastner anscheinend ganz verzweifelt. Dann, als ob ihr plötzlich ein rettender Gedanke gekommen wäre, rief sie: „Jakob, Du könntest mir einen großen Gefallen tun."

„Wie komm' ich dazu?" antwortete Jakob seiner liebenswürdigen Gewohnheit gemäß.

Aber die Schwester ließ nicht ab, in ihn zu dringen, und der heiße Wunsch, ihren Leopold zufriedenzustellen, verlieh ihr heute eine ungewöhnliche Beredsamkeit. Schließlich ließ sich Jakob wirklich zur Übernahme der Kommission bewegen. Er wollte sich sogar „aus verwandtschaftlicher Rücksicht", wie er sagte, bloß mit einem „kleinen Spesenbeitrag" begnügen, den er dann allerdings mit der dreifachen Höhe der wirklichen Reisekosten bezifferte. „Für mei' Zeitverlust verlang' ich nix", erklärte er stolz. „Gott waß, ob ich nix, während ich fort bin, Tausende hier versam'."

Der Sektionschef und seine Gemahlin kamen pünktlich zur bestimmten Stunde. Die Baronin ging sogleich auf Frau Kastner zu, führte sie beiseite und redete leise, aber eifrig mit ihr. Mit geschickten Worten suchte sie dem Stolz der Mutter zu schmeicheln, indem sie Leopold als einen hochbegabten jungen Mann pries, den nach Kräften zu fördern, ihr zur höchsten Freude gereiche. Dann sprach sie von ihrer wie eine Tochter geliebten Nichte Fritzi und von der gegenseitigen Schwärmerei der beiden jungen Leute, deren Glück zu begründen, sie heute gekommen sei. Aber so klug auch die Baronin manövrierte, glückte es ihr doch nicht, von Frau Kastner ein Zeichen der Zustimmung zu erhalten. Wohl wagte sie auch keinen offenen Widerspruch

aus Respekt vor der vornehmen Dame und Gönnerin Leopolds, aber sie sah so betrübt und kummervoll aus, daß an ihrer wahren Meinung nicht gezweifelt werden konnte. Die Baronin indessen benahm sich so, als ob Frau Kastner ihren Vorschlag mit Begeisterung aufgenommen hätte, sie wurde immer herzlicher und schlug allmählich sogar ganz verwandtschaftliche Töne an.

Unterdessen stand der Sektionschef vor einem Gestell voll Bücher, deren Titel er sich von ihren Rücken abzulesen bemühte. Kastner, der ihn beobachtete, fand den Augenblick für das, was er im Schilde führte, sehr günstig. So präsentierte er denn ohne weitere Einleitung, aber mit sehr feierlicher Miene einen schön gebundenen Band. Ziemlich verwundert blickte der Sektionschef auf den Titel. Es war die „Ethik des Judentums" von Lazarus.

„Lesen Sie dieses Buch, Herr Sektionschef, lesen Sie es!" rief der Buchhändler in beinahe beschwörendem Tone. „Es ist ein vortreffliches Buch! Prägen Sie sich, bitte, den Inhalt ein und verbreiten Sie ihn. Eine gerechtere Beurteilung der Juden ist ja nur möglich, wenn so einflußreiche Persönlichkeiten wie Sie die Irrtümer widerlegen, die über die jüdische Moral verbreitet sind. In diesem Buche werden Sie finden, daß die jüdische Moral auf der höchsten Stufe steht. Auf der höchsten Stufe!" schrie er plötzlich mit voller Lungenkraft, von seinen Gefühlen fortgerissen, „die Moral keiner Religion ist reiner, höher als die der jüdischen, keiner, keiner!" Und er wiederholte noch einigemal: „Keiner, keiner!" mit großem Nachdrucke.

Leopold war starr vor Entsetzen. Diese „jüdischen Notschreie“ seines Vaters, wie er sie zu nennen pflegte, waren ihm ja nichts Neues, so lästig sie ihm auch stets waren. Aber bisher hatte der Vater sie doch nur unter seinesgleichen ausgestoßen. Daß er auch einen Mann wie den Sektionschef mit ihnen behelligen würde, hätte Leopold nie für möglich gehalten. In seinem Innern beschuldigte er den Vater geradezu eines Mangels an Schamgefühl, so demonstrativ den Juden herauszukehren. Es war doch gerade genug, daß man einer war, mußte man sich auch noch damit brüsten? Und Leopold erwartete voll Angst eine unwillige Entgegnung des Sektionschefs. Vielleicht werde er sich sogar augenblicklich entfernen. Zu seiner großen Erleichterung zeigte es sich aber, daß der hohe Staatsbeamte durchaus nicht böse war, eher etwas verlegen, wie einer, der nicht weiß, was er antworten soll. Allmählich nahm er seine Amtsmiene an, wie er dies stets in Fällen, wo er sich keinen Rat wußte, zu tun pflegte. Und er antwortete auch Kastner mit derselben Redefloskel, die er im Notfall für Bittsteller, die ihn im Bureau aufsuchten, bereit hielt: „Schon recht, schon recht, es wird das Möglichste geschehen, natürlich, so weit es die Verhältnisse gestatten.“

Ein besserer Beobachter als Kastner würde es nun haben genug sein lassen. Unglücklicherweise war dieser Mann aber so von seinem Gegenstand erfüllt, daß er kaum merkte, wie wenig Teilnahme er für ihn weckte. Er fuhr daher fort, über jüdische Moral zu sprechen, und bekämpfte mit großer Wärme und Entschiedenheit alle jemals über sie verbreiteten Irrtümer. Dann klagte er, daß es eine

häufige Gepflogenheit sei, die Vergehungen einzelner Juden der Gesamtheit zur Last zu legen, wodurch der Schein besonderer Unmoralität der Juden erweckt würde, und kam schließlich in seiner Erregung ohne rechten Übergang auch auf die russischen Judenverfolgungen zu sprechen. Tiefbewegt schilderte er die Leiden der Geächteten und entrüstete sich über den Staat, der friedliche Bürger der Wut des Pöbels preisgebe.

„Der Fall wird untersucht werden, selbstverständlich, bitte nur eine gestempelte Eingabe zu machen", bemerkte der Sektionschef rein mechanisch. Schon längst hörte er nicht mehr zu, hatte keine Ahnung, wovon überhaupt die Rede war. Seine Aufmerksamkeit war sehr stark durch einige auf den Regalen stehende Bücher gefesselt worden, die er jetzt ergriff und mit vergnügtem Eifer durchblätterte.

„Ich sehe da eben", sagte er mit einer Lebhaftigkeit, die sehr angenehm von seinem bisherigen indifferenten Wesen abstach, zu dem noch immer hocherregten Buchhändler, „ich sehe da eben zwei Stücke von Kotzebue, das erste betitelt ‚Der Wirrwarr oder der Mutwillige', das zweite die ‚Pagenstreiche'. Die Stücke sind nun seit Jahren aus dem Repertoire des Burgtheaters verschwunden. Schade, sehr schade! Zum erstenmal sah ich die erstgenannte Posse im Februar 1867. Damals sowie in den sechs späteren Vorstellungen, die ich besuchte, spielte den Herrn von Langsalm Herr Karl La Roche."

Es versteht sich von selbst, daß der Sektionschef auch die Besetzung der anderen Rollen im „Wirrwarr" sowie in den „Pagenstreichen" nicht unerwähnt ließ. Namen

und Daten strömten nun durch geraume Zeit reichlich von seinen Lippen und sein Gesicht glänzte vor Zufriedenheit. Kastner war sprachlos! So hatte er sich einen „leitenden Staatsmann" wahrlich nicht vorgestellt. Was für eine Höhe des geistigen Standpunktes, was für eine Weite des Gesichtskreises! Er verstummte völlig und zog sich zurück, während sein Sohn, hocherfreut, den Sektionschef endlich in guter Laune zu sehen, an diesen herantrat und durch eifriges Kopfnicken großes Interesse für das mitgeteilte statistische Material zu bekunden suchte. „Wenn nur kein neuer Zwischenfall eintritt", betete er in der Stille seines Herzens.

Leider erhörte aber der Himmel dieses inbrünstige Gebet nicht — zum Schluß geschah noch etwas Schreckliches. Schon hatte der Sektionschef seinen Vortrag und die Baronin ihr Gespräch mit Frau Kastner beendigt und beide schickten sich an, den Laden zu verlassen, als sie an der Tür mit einem sehr rasch eintretenden Manne zusammenprallten. Und dieser Eilfertige war zur größten Verzweiflung Leopolds kein anderer als sein Onkel Jakob.

„Als ob ich eine Ahnung gehabt hätte!" rief Jakob beim Anblick der illustren Gäste in so jovialem Tone, als ob er mit guten alten Bekannten ein Wiedersehen feiere. Dann zu seiner Schwester gewendet, bemerkte er: „Ich bin nix 'erausgefahren, es Wetter war mer zu schlecht, ich werd' doch nix mei' Gesund' riskieren." Frau Kastner, in großer Verlegenheit, wollte Jakob vorstellen, aber er ließ sie nicht zu Wort kommen. Vertraulich des Sektionschefs Rechte ergreifend und schüttelnd, rief er: „Ich

kenn' doch 'n Herrn Sektionschef, begegn' ihm doch oft genug in der Stadt. Frau Gemahlin vermut ich? (Hier machte er eine Verbeugung vor der Baronin.) Freu mich wirklich, de Herrschaften amol persenlich kennen zu lernen."

Nun hatte das Verhängnis seinen Lauf. Mit schaudernder Bewunderung sah Leopold, wie arische Abstammung, hoher Rang und Adel, Vorzüge, von welchen jeder einzelne ihm so große Ehrfurcht einflößten, auf seinen Onkel selbst in ihrer Vereinigung ohne Wirkung blieben. Er war mit den Besitzern so hoher Eigenschaften genau so familiär wie mit seinen jüdischen Kaffeehausbekannten. Es war vorauszusehen, daß er sich in den Sektionschef bei ihrer nächsten Begegnung auf der Straße freundschaftlich einhängen werde. Jetzt drängte er sich dicht an ihn heran, ob der auch nach Möglichkeit retirierte und weihte ihn in seine politischen Ansichten ein, mit Emphase betonend, daß wir eine „schofle Regierung" hätten. Zur besseren Unterstützung seiner Behauptung ermangelte Jakob nicht, mit beiden Händen unmittelbar vor dem Gesicht seines unfreiwilligen Zuhörers zu gestikulieren, zeitweise auch dessen Körper nachdrücklich zu betasten. Schließlich hielt er den Sektionschef an einem Zipfel seines Rockes fest, den er in seiner fachmännischen Weise befühlte und zerknitterte. Zur Verkündigung eines Verdammungsurteiles über dieses Kleidungsstück kam es aber diesmal nicht, weil Leopold gerade noch im entscheidenden Augenblicke Jakob mit Gewalt von seinem Opfer fortriß.

Nach dieser letzten Attacke gelang es dem Bedrängten, sich mit seiner Frau ins Freie zu retten und Leopold

schloß sich ihnen an. Ihm lag daran, den schlechten Eindruck, den sie, wie er nicht zweifelte, von seinen Familienverhältnissen empfangen hätten, durch einige Aufklärungen möglichst abzuschwächen. Gleich nach ihnen entfernte sich auch Jakob, um sich überflüssigen Anfragen wegen Verbleibs des „Spesenbeitrages“ zu entziehen. Die Zurückbleibenden verhielten sich nachdenklich und schweigsam. Der Vater war verstimmt, daß sein so hoffnungsvoll unternommener Appell an die Staatsgewalt wirkungslos geblieben war, und der Mutter Sorge um die Zukunft ihres Sohnes hatte sich durch das Gespräch mit der Baronin noch beträchtlich vermehrt. Hatte es doch ganz den Anschein, als ob die Baronin die Heirat Leopolds mit Fritzi als eine abgemachte Sache betrachtete.

Sie nahm sich vor, ihren Mann, der ja noch ahnungslos war, noch heute über die Sachlage aufzuklären, doch sollte er zuerst sein Abendessen in Ruhe verzehren. Ihr war sehr bang, daß ihn die Nachricht heftig aufregen werde. Hatte ihn doch schon bisher die Vorliebe seines Sohnes für christliche Umgangskreise oft verdrossen. Was würde er erst sagen, wenn er von seiner Absicht, eine Christin zu heiraten, erführe?

Der Tisch war wie gewöhnlich nur für drei gedeckt, denn Leopold speiste abends fast nie daheim. Während des Essens unterhielten sich der Vater und Lotti über die zur Entwicklung ihres Geschäftes zweckmäßigsten Mittel. Als echte Geschäftsnaturen hatten beide aufrichtige Freude an ihrer Tätigkeit, auch abgesehen von dem materiellen Vorteil, den sie ihnen brachte. Besonders Lotti war unerschöpflich in neuen und oft recht klugen

Vorschlägen, wie Verkehr und Umsatz gehoben werden könnten. Zuweilen, wenn sie recht in Stimmung war, redete sie sich so in Leidenschaft, daß ihr die Wangen glühten. Der Vater betrachtete sie dann mit erhöhtem Wohlgefallen. Er hielt große Stücke auf Lottis „Genie", wie er es nannte. „Ja, wenn Lotti ein Mann geworden wäre!" sagte er oft bedeutungsvoll.

Gewöhnlich hörte die Mutter schweigend zu. Sie war sehr glücklich, daß sich ihr Mann bei dem Geplauder des Mädchens von seiner mühevollen Tagesarbeit erholte. Aber heute brannten ihr die Worte, die sie selbst sprechen wollte, längst auf den Lippen. Und der Tisch war auch wirklich kaum abgeräumt, als sie, um des Gatten Aufmerksamkeit zu erregen, zuerst zu seufzen anfing, und dann mit der bei ihr häufigen Bemerkung, „daß einem zwar oft etwas Neues zukomme, aber selten was Gutes", von Leopolds Heiratsabsichten berichtete.

Eigentlich war sie nur im Zweifel, ob die Nachricht Kastner mehr verdrießen oder bekümmern werde, und war aufrichtig erstaunt, als er sie verhältnismäßig sehr ruhig aufnahm. Im ersten Augenblick hatte er freilich ein etwas erschrockenes Gesicht gemacht, sich aber bald wieder gefaßt. Jetzt sagte er mit einem resignierten Achselzucken: „Vielleicht ist es zu seinem Glück!"

„Wie könnte das zu seinem Glück sein?" fragte die Mutter beinahe empört.

Kastner kratzte sich nachdenklich den Kopf und meinte, man könne gar nichts wissen. Wenn er sich alles recht überlege, so sei doch dem Leopold, was er bisher unternommen habe, wunderbar geglückt, obgleich es immer

gegen den Willen der Eltern geschehen sei. Als seinerzeit seine Berufswahl in Frage gekommen, hätten sie ihn zum Eintritt ins väterliche Geschäft bestimmen wollen, er aber habe sich darauf kapriziert, Bankbeamter zu werden. Wäre er nun je Prokurist bei Jordan geworden, wenn er ihnen nachgegeben hätte? Sicherlich nicht, schon aus Mangel an den nötigen Vorkenntnissen. Und auch sonst habe der Leopold immer recht behalten. Gewännen doch jetzt sogar seine „Schmockereien", die ihnen immer ein Dorn im Auge gewesen, durch ihren überraschenden Erfolg ein förmlich kluges und zielbewußtes Aussehen! Wie hätten sie sich alle geärgert, daß er sich mit solchem Eifer um christlichen Umgang beworben habe? Aber gerade das sei am meisten zu seinem Glück ausgeschlagen, weil er auf diese Art die Baronin, die ihm so nützlich geworden, kennen gelernt habe. „Wie kann ich also nach solchen Erfahrungen dem Leopold noch von etwas abraten?" meinte Kastner schließlich. „Im Leben weiß man gar nichts. Vielleicht ist die Heirat auch zu seinem Glück."

Aber die Mutter widersprach sehr heftig. Sie erklärte, daß ihr die Protektion der Baronin keine Freude mehr mache, seit sie ihre wahre Ursache wisse. „Was kann dem armen Kind die schönste Stellung helfen", klagte sie, „wenn es in seiner Ehe unglücklich wird?"

„Ach Gott, Mutter", bemerkte jetzt Lotti, „der Leopold kann mit einer Christin überhaupt nicht unglücklich werden. Der Gedanke, daß seine Frau eine Christin ist, wird ihn über alles trösten. Mit einer jüdischen Gattin würde er sich doch nie zufrieden gegeben haben. Auch an

der schönsten, besten und klügsten hätt' er unaufhörlich was auszusetzen gehabt. Vor allem, daß sie eine Jüdin ist."

„Wahrhaftig, das Mädel hat recht", brummte der Vater.

„Nein, nein", rief die Mutter, „Ihr kennt ihn beide nicht. Es ist ja wahr, er hat die Schwäche, die Christen zu bewundern, ihnen nachzuahmen . . ., er findet Gefallen an ihrer Art, an ihren Manieren, aber in seinem Innern ist er doch ein Jud, er denkt jüdisch, fühlt jüdisch und wird sehr darunter leiden, wenn er sich mit seiner Frau nicht versteht."

Das Gespräch setzte sich noch lange in dieser Weise fort, aber trotz aller Bemühungen gelang es dem Vater und Lotti nicht, der Mutter Besorgnisse zu zerstreuen. Immer wieder wiederholte sie, ihr Sohn werde in dieser Ehe unglücklich werden.

Die gewohnte Schlafenszeit war längst angebrochen, als Kastner sich endlich erhob. Mitleidig betrachtete er seine Frau, die ganz in ihren Kummer verloren schien. „Wozu ißt Du Dir das Herz ab?" fragte er, „es nützt ja doch nichts. Und wenn Du sogar recht hättest, daß er unglücklich wird — kannst Du's ändern? Du wirst Dir doch nicht einbilden, daß Du oder ich beim Leopold was ausrichten können? Komm schlafen!"

Aber die Mutter erklärte, daß sie noch einiges in ihrer Wirtschaft zu besorgen habe und blieb, nachdem sich auch Lotti entfernt hatte, allein am Tische sitzen.

In trübem Sinnen verstrich ihr die Zeit, ohne daß sie es merkte. Der Gedanke an diese Heirat quälte sie

sehr. Doch war es eigentlich nicht die Persönlichkeit Fritzis, die ihr zu ihren Befürchtungen den Stoff gab. Im Grunde kannte sie das Mädchen, das sie immer nur flüchtig gesprochen hatte, sehr wenig und fragte sich in diesem Augenblick auch gar nicht, wie es wohl geartet sein möge. An nichts anderes dachte sie, als daß es eine Christin war. Und vom Standpunkt einer Heirat mit ihrem Sohn galt in ihren Augen eine Christin eigentlich soviel wie die andere.

Nicht ohne schneidendes Wehgefühl konnte sich Frau Kastner ihren Leopold mit einer Christin verheiratet denken. Bei dieser Vorstellung welkten ihre jahrelang im schönsten Herzenswinkel gehegten Träume dahin. Glücklich, im wahren Sinne geborgen, konnte er nach ihrer Meinung nur bei einer jüdischen Frau sein. Nur die jüdische Frau vermochte die jüdische Mutter würdig abzulösen. So hingebend und selbstlos wie eine gute jüdische Mutter oder Gattin konnte doch eine Christin überhaupt nicht lieben. Ihr war zumute, als ob sie das Liebste, Kostbarste, was sie hatte, fremden, verständnislosen Menschen ausliefern müßte.

Lebhafte Schritte im Vorzimmer, deren Geräusch durch keine besondere Rücksichtnahme auf die Schläfer des Hauses gedämpft wurde, störten Frau Kastner aus ihrer Versunkenheit auf. Als sie aufblickte, stand schon ihr Sohn im Zimmer, sehr erstaunt, sie noch wach zu finden. „Du noch auf? Ist denn etwas passiert?“ fragte er hastig.

„Nichts, gar nichts“, sagte sie schnell, um ihn zu beruhigen. „Ich hab noch in der Wirtschaft zu tun gehabt.“

Er schwieg und machte Miene in sein Zimmer zu gehen. Da fragte sie leise und schüchtern: „Poldi, ist es denn wirklich wahr?"

„Was, Mutter?" antwortete er ein wenig mißmutig, da er nun merkte, daß ihm eine Auseinandersetzung wegen seiner Heirat bevorstand.

„Die Frau Baronin hat mir gesagt . . . Poldi, mein Kind, hast Du Dir's denn auch gut überlegt? . . . Dein Glück, Poldi, Dein ganzes Lebensglück . . ."

Sie konnte vor Aufregung kaum sprechen und zitterte heftig.

„Aber Mutter", sagte Leopold, „warum regst Du Dich nur so auf? Nun ja — ich heirat' die Fritzi Hebenstreit. Was ist denn dabei so Schreckliches?"

„Ich hab' solche Angst, mein Kind, solche Angst . . ."

„Angst, Mutter? Ich versteh' Dich nicht . . ."

Sie wollte sprechen, brach aber plötzlich in heftiges Schluchzen aus. Ganz aufgelöst vor Schmerz klammerte sie sich an ihn, als ob sie ihn für immer lassen müßte. „Poldi, mein gutes Kind . . . mein gutes, teures Kind . . . tu's nicht . . . ich bitt Dich, tu's nicht . . ."

Und krampfhaft weinend umschlang sie ihn immer fester, ihr Gesicht lag an dem seinen, das ganz naß von ihren Tränen wurde.

Auch Leopold war ergriffen. So hatte er seine Mutter nie gesehen. Denn so zärtlich sie auch, wie er wußte, die Ihrigen liebte, überließ sie sich doch nie einem lauten Gefühlsausbruch vor ihnen. In ihrer Art lag überhaupt so gar nichts Stürmisches oder Geräuschvolles. Sie beklagte sich nie, verschloß, wenn Unangenehmes sie

beschäftigte, es zumeist in sich. Wie heftig mußte sie erschüttert sein, wenn sie so die Selbstbeherrschung verlieren konnte?

Er gab sich alle Mühe, sie zu beruhigen, indem er die Sache ins Scherzhafte zu ziehen suchte. „Gott weiß, Mutter, was Du Dir in den Kopf gesetzt hast! Du scheinst ja die Fritzi für eine Art Wehrwolf zu halten, der mich bei lebendigem Leib auffressen wird. Na, lern' sie nur erst kennen! Sie ist ja vielleicht nicht gerad so wie Du Dir Deine künftige Schwiegertochter gedacht hast, aber Du wirst trotzdem mit ihr zufrieden sein."

„Ich, mein Kind?" sagte die Frau wehmütig, „was liegt an mir? Ich denk' doch nur an Dich, hab' nur Angst um Dich . . . Schau, Poldi, die Christen sind doch in vielem anders als wir, leben nicht bloß für ihre Familien wie wir. Du wirst bei einer christlichen Frau die Wärme vermissen, Dein Gemüt wird leer bleiben . . ."

„Ach Mutter", unterbrach sie Leopold ärgerlich, „fang mir nur damit nicht an! Natürlich! Die jüdische Wärme, das jüdische Gemüt! Wie kannst Du nur den jüdischen Größenwahnsinn teilen? Da bilden sie sich ein, Verstand und Gemüt seien ihnen allein gegeben und weil dem so sei, dürften sie im übrigen unausstehlich sein."

Und er sprach in diesem Sinne noch geraume Zeit fort. Die Mutter, verzagt, ihn für ihre Anschauungsweise zu gewinnen, erwiderte nichts mehr, sondern sah ihn nur kummervoll an. Dann bat sie ihn, daß er wenigstens die Verlobung aufschieben möge, denn sie hoffte noch immer auf eine spätere Sinnesänderung.

„Übereil' wenigstens nichts, mein Kind", bat sie

flehentlich, „prüf' Dich noch einmal, besprich Dich mit anderen."

Aber er erklärte mit großer Entschiedenheit, man erwarte drüben längst seinen Antrag, den er auch entschlossen sei, am nächsten Sonntag zu stellen. Und es kostete die Mutter neuerlich viele Bitten und Tränen, um ihn wenigstens von diesem Vorsatz abzubringen. Endlich versprach er ihr, wenn auch widerwillig, mit dem entscheidenden Schritt noch eine Woche länger zu zögern.

Damit mußte sie sich notgedrungen begnügen. Aber sie war sehr traurig, als sie endlich zu Bette ging, und konnte trotz großer Müdigkeit lange nicht einschlafen. Und dann hatte sie einen schrecklichen Traum, in dem sie ihren, um viele Jahre gealterten Sohn in seinem künftigen Heim sah, neben seiner christlichen Frau und seinen schon herangewachsenen, sehr christlich aussehenden Kindern. Er hatte ein blasses, von Kummer und Enttäuschungen gefurchtes Gesicht und klagte und jammerte in wahrer Herzensangst über etwas, was sie nicht verstand, während Frau und Kinder untereinander spöttische Blicke tauschten und ihn verlachten. Und Frau Kastner erwachte mit einem bangen Aufschrei.

XI.

Die nächsten Tage brachten der armen Frau Kastner noch mehr Aufregungen: ihr Mann erkrankte plötzlich sehr heftig. Der herbeigerufene Arzt befürchtete den Ausbruch einer Lungenentzündung. Das Unangenehme der Situation wurde noch dadurch vermehrt, daß man gerade alle Hände voll Arbeit hatte, denn es war die Zeit vor Weihnachten, wo der Geschäftsverkehr überaus rege ist. An die Kräfte von Mutter und Tochter wurden hiedurch sehr große, in ihrem Zusammenhang sogar scheinbar unerfüllbare Anforderungen gestellt. Denn während sie es sich einerseits nicht nehmen ließen, das Familienhaupt selbst zu Hause zu pflegen, mußten sie es auch anderseits im Geschäft ersetzen. Merkwürdigerweise gelang ihnen aber dieses erstaunliche Kunststück. Speziell bei Lotti konnte man buchstäblich von Allgegenwart sprechen. Sie war zur Stelle, wo man ihrer bedurfte, beim Krankenbett wie hinter dem Ladentisch. Den glücklicherweise nur kurzen Weg zwischen Wohnung und Geschäft legte sie zahllosemal im Tage mit beispielloser Geschwindigkeit zurück.

Dabei hatte sie keine geringe Mühe, den Vater zu beruhigen, der auch auf seinem Krankenbett den Kopf

voll geschäftlicher Dinge hatte und beständig unter der Vorstellung litt, daß, weil er nicht auf dem Posten sei, Wichtiges versäumt werde. So strengte sie sich denn aufs äußerste an, nichts zu übersehen oder zu vergessen, obgleich ihr in dieser Zeit, bei der großen Angst, die sie um den Vater hatte, persönlich alles gleichgültig war. Ihre Belohnung fand sie freilich in der augenscheinlichen Tatsache, daß ihm ihre Gewissenhaftigkeit wohl mehr als alle Medikamente Linderung verschaffte. Wie dankbar schaute er sie an, wenn er auf seine vielen besorgten Fragen, die er bei jedesmaligem Erwachen aus dem Fieberschlaf an sie richtete, tröstliche Antwort erhielt. Ja, der Frau von Karpeles waren die früher von ihr ausgesuchten aber später wieder zurückgestellten Bücher nach Wunsch gegen andere umgetauscht worden, und man hatte auch nicht vergessen, wegen des pressanten Auftrages des Herrn von Bernstein sogleich nach Leipzig zu schreiben. Auf solche und andere frohe Nachrichten umspielte dann ein zufriedenes Lächeln Kastners Lippen und er schlief wieder ein.

Aber es gab auch zwei Tage und Nächte, wo sich seine Krankheit so heftig steigerte, daß er vollkommen teilnahmslos war. Jetzt wich die Mutter nicht mehr von seiner Seite und nur Lotti galoppierte noch wie eine Rasende zwischen ihren beiden Zielpunkten hin und her. Bei Nacht wachten beide Frauen bei dem Kranken, obgleich jede die andere unter Hinweis auf die Nutzlosigkeit dieses doppelten Opfers bewegen wollte, der Ruhe zu pflegen. Dieser edle Wettstreit wiederholte sich sehr häufig im Verlaufe der Nacht. Tatsache war aber, daß

keine auch bei der größten Müdigkeit ein Auge hätte schließen können, so lange sie an eine unmittelbare Gefahr glaubte.

Seltsam war Leopolds Betragen bei dieser Gelegenheit. Auch er war höchst besorgt und aufgeregt, doch gab er sich die äußerste Mühe, es zu verbergen. Große Ängstlichkeit bei Erkrankung von Angehörigen betrachtete er von jeher als eine jüdische Untugend. Oft hatte er sie, wenn alle in der Familie gesund waren, verspottet. Er haßte wie er sagte jene „jüdische Gefühlsüberschwenglichkeit", durch die sich die Familienmitglieder aus lauter Sorge der einen für das Leben der anderen wechselseitig umbrächten. Sich selbst hatte Leopold immer für ganz frei von solcher übertriebenen Weichlichkeit erklärt, die mit seiner „eigentlich christlichen Denk- und Gefühlsweise" im größten Widerspruch stehe.

Natürlich glaubte er auch alles selbst, was er sagte und bildete sich auf seine vermeintliche „arische Strammheit", wie er sich dieselbe vorstellte, nicht wenig ein. Ja, er fühlte sich höchst geschmeichelt, wenn man ihn der Härte und Gefühllosigkeit beschuldigte, wie es manche jüdische Bekannte, bei gelegentlicher Proklamierung seiner Ansichten auch wirklich taten. Und nun mußte er es zu seiner größten Bestürzung an sich erleben, daß ihn die Erkrankung des Vaters in arge Sorge stürzte, in viel ärgere noch, als es — wie er sich in ruhigen Augenblicken gestehen mußte — nach den Umständen vernünftigerweise gerechtfertigt schien.

Leider konnte er es sich nicht verhehlen: er hatte um den Vater schreckliche Angst und gerade jene kopflose

„jüdische Angst", über die er so oft gespöttelt und gelacht hatte. Auf der Straße oder im Bureau dachte er nur an ihn, seine Phantasie wurde mit Bezug auf ihn fortwährend von den düstersten Schreckbildern gequält. Ohne bestimmte Veranlassung bildete er sich ein, daß das Befinden des Vaters sich sehr verschlechtert habe und dann sah er ihn plötzlich in einer entsetzlichen Vision im Sarge und erlitt einen Anfall von Verzweiflung. Wenn er dann nach seiner überstürzten Heimkehr die Grundlosigkeit seiner allzugroßen Befürchtungen erkannt hatte, wurde er freilich sehr böse auf sich. So war also auch er nicht besonnener und vernünftiger als jene so oft von ihm getadelten Juden, die den Schmerz über ein Unglück, wenn es sie betraf, eigentlich schon zum elftenmal erlitten, weil sie es mindestens zehnmal vorher mit allen Schrecknissen in ihrer Einbildung durchlebt hatten.

Bei alledem gab sich Leopold Mühe, den Anschein großer Besonnenheit zu wahren. Besonders der Mutter und Schwester gegenüber suchte er stoische Ruhe zu heucheln. Das Fatale war nur, daß es ihn unter den jetzigen Umständen nie lange fern vom Vater litt, daher er die mannigfachsten Vorwände ersinnen mußte, um sein Erscheinen in der Wohnung zu ungewohnten Stunden zu erklären. Bei Nacht schlief er kaum mehr als die beiden Frauen. Zwar zog er sich gegen elf Uhr in sein Zimmer zurück, legte sich aber nicht zu Bett, sondern saß entweder im Lehnstuhl oder lief unruhig hin und her. Immer wieder horchte er, ob er keinen Laut aus dem Krankenzimmer vernähme. Das Resultat war, daß er sich am Morgen womöglich noch ermüdeter fühlte als Mutter

und Schwester, deren Nachtwache wenigstens insofern die bequemere war, als sie den Kranken beständig vor Augen hatten.

Gegen Ende der Woche war der Zustand Kastners besonders ungünstig. Er fieberte sehr stark und machte einen ganz apathischen Eindruck. Auf Lottis viele angsterfüllte Fragen nach seinem Befinden gab er keine Antwort. Auch die Nacht vom Samstag auf den Sonntag verlief noch so schlecht, daß die Frauen zu beiden Seiten des Bettes sich kaum anzusehen wagten, weil sie sich ihre Angst nicht verraten wollten . . . Aber um fünf Uhr früh öffnete der Kranke plötzlich die Augen und sagte in seinem gewöhnlichen Tone zu Lotti: „Ich fürcht' wir werden mit unseren Weihnachtskatalogen nicht auskommen. Es sind nur dreitausend bestellt."

„Ich hab' schon tausend Stück nachbestellt, Vater", rief Lotti.

„So, so", sagte er beifällig und schlief wieder ein.

Glückstrahlend umarmte Lotti die Mutter; „Gott sei Dank", flüsterte sie ihr zu, „jetzt wird alles wieder gut! Wenn sich der Vater wieder für's Geschäft interessiert!"

Als die Mutter und Lotti später Leopold von der inzwischen auch durch den Arzt konstatierten Besserung berichteten, war er natürlich hoch erfreut, ließ es sich aber doch nicht nehmen, dem Unmut, den er eigentlich über sich empfand, gegen sie Luft zu machen.

„Ich hab's ja gleich gewußt", eiferte er, „daß es nicht so arg werden wird, aber Ihr habt eine förmliche Manie, alles schwarz zu sehen. Ohne Grund redet Ihr Euch in eine sinnlose Angst hinein und macht Euch schließlich sel-

der kränker als es der Vater ist. Schreckliche jüdische Gewohnheit! Es ist nur ein Glück, daß ich von anderer Art bin."

Und beruhigt, wie er nun über das Schicksal des Vaters war, gelüstete es ihn, auch gleich wieder eine Probe seiner berühmten Gefühllosigkeit abzulegen, zu welchem Zwecke er verdrießlich den Kopf schüttelte, als ihn die Mutter bat, sich doch auch persönlich von dem Befinden des Kranken zu überzeugen. „Überflüssige Geschichten", brummte er und ging fort.

Am Nachmittag, als die angestammten Sonntagsgäste kamen, fühlte sich Kastner schon so wohl, daß er davon sprach, seine gewohnte Tarokpartie zu machen. Leider hatte aber der Arzt, aus Besorgnis, daß sie ihn zu sehr aufregen könnte, schon im voraus sein Veto eingelegt. Es blieb auch bei dieser Entscheidung, obgleich Jakob ihre Zweckmäßigkeit stark in Zweifel zog. „Der Doktor waß von sei' Leben zu sogen", erklärte er in seiner respektvollen Weise. „Wos soll Dich dabei aufregen? Bei uns gibt's doch ka Streit!"

Das Krankenzimmer, dessen Türen weit geöffnet waren, stieß an das Wohnzimmer, in dem schon der Jausentisch gedeckt stand. Und während die Damen im Wohnzimmer saßen, gruppierten sich die Herren um Kastners Bett, ohne daß indessen diese räumliche Trennung der recht lebhaft geführten Konversation zwischen beiden Geschlechtern Eintrag tat. Am lautesten war Richelieu. Er schrie ins Nachbarzimmer hinüber, wenn er, wie so oft, die Zeugenschaft seiner Frau für eine von ihm behauptete Prophezeiung in Anspruch nahm. Jetzt be-

hauptete er unter anderem, daß er schon am vorigen Sonntag, an welchem Kastner noch ganz wohl war, an gewissen Anzeichen seine schwere Erkrankung vorausgesehen und prophezeit habe. „In dem Mann steckt was, hab ich vorigen Sonntag beim Fortgehen zu meiner Frau gesagt. Hab' ich das gesagt, Louise, oder hab' ich's nicht gesagt?"

„Ja, ja, Du hast es gesagt", tönte es matt und mißmutig herüber.

Man rief die Herren zur Jause, wo das Gespräch noch eine Weile die Krankheit des Hausherrn zum Gegenstand hatte. Als bestes Vorbeugungsmittel gegen Krankheiten überhaupt empfahl dann James Löwy allerhand Leibesübungen, wie er und die anderen Engländer sie vornähmen. Und seine Frau, der immer noch das Herz schwoll, wenn sie ihn nur ansah, schilderte Lotti mit entzücktem Geflüster, wie prächtig der „Schemms" in der Früh bei seinen englischen Exerzitien sei, nur mit einem schneeweißen Flanelleibchen und ebensolchen Unterhosen bekleidet. „Maner Seel' und God, schaut er aus wie ane von de Figur'n im Belfedergarten!" . . .

Aber man vermißte allgemein Frau Margulies, die ihrer Geschäfte wegen noch von Wien entfernt war. Und es fiel auch auf, daß ihre allein erschienene Tochter gegen ihre sonstige Gewohnheit sehr vergnügt und heiter war. Zur Erklärung dieses Rätsels teilte die Hausfrau ihrer Freundin Richelieu im strengsten Vertrauen mit, daß sich Kleopatra in jüngster Zeit günstige Aussichten auf eine gute Heirat zu eröffnen schienen. „Ich würde

mich unendlich freuen", fügte sie hinzu, „wenn dem Mädel so ein Glück bestimmt wäre."

Frau Richelieu war natürlich auf Näheres sehr neugierig und so erfuhr sie, daß Kleopatra bald nach der Abreise ihrer Mutter einen jungen, wohlhabenden Kaufmann, namens Rotholz kennen gelernt habe, der sich für sie ernstlich zu interessieren scheine. Die erste Begegnung der beiden jungen Leute, der auch bald eine zweite gefolgt war, hatte auf Veranstaltung der Frau Kastner im Hause einer ihrer Freundinnen stattgefunden. Nach Kleopatras eigenem Ausspruch habe ihr der junge Rotholz ganz wohl gefallen, aber wie ihr ganzes Wesen bezeige, mache sie vor allem der Gedanke glücklich, endlich bei einem Mann einigen Anwert zu finden.

„Wie mir meine Freundin erzählte", sagte Frau Kastner, „war Kleopatra bei diesen beiden Zusammenkünften ganz anders als sonst: frisch, heiter und lebhaft. Meine Freundin sagte, sie habe sie kaum wiedererkannt."

„Diese vorteilhafte Veränderung des Mädchens", antwortete Frau Richelieu, „kam wohl hauptsächlich daher, daß es sich von seiner Mutter nicht beobachtet wußte. Die Mutter schüchtert ja das arme Ding vollständig ein."

Frau Kastner nickte zustimmend. „Es ist wahr, sie quält sie, aber nur aus übergroßer Liebe . . . Aber denken Sie nur die Freude, wenn sie bei ihrer Rückkehr ihre Tochter so gut wie verlobt fände. Alles Klagen und Jammern hätte ein Ende!"

Während sich so die beiden Frauen mit gedämpfter Stimme auf der einen Seite des Tisches unterhielten, lärmte Jakob auf der anderen wegen seiner Tarok-

partie. Er erklärte, nicht einzusehen, warum sie nicht heute so gut wie an jedem anderen Sonntag stattfinden solle. Dürfe Kastner nicht mitspielen, so könne er doch wenigstens zusehen, auch das werde ihm gewiß Vergnügen machen. Und Jakob schickte sich auch sogleich an, den Spieltisch in die Nähe des Krankenlagers zu rücken, obgleich Lotti unter Hinweis auf die ewigen Spielstreitigkeiten entschieden dagegen protestierte. Als einzige Antwort hierauf rief Jakob seinem wie immer schlafenden Bruder Sigmund zu, indem er ihm zugleich einen kräftigen Rippenstoß versetzte: „Da hörst es! Also gib wenigstens heut Ruh!"

Lotti blieb im Zimmer, um, wie sie halb scherzend sagte, die Versammlung bei der ersten Ruhestörung aufzulösen. Indessen herrschte anfangs ungetrübte Eintracht, deren Hauptgrund wohl die erfreuliche Tatsache war, daß Jakob beständig gewann. Nach Maßgabe aber, als sich das Glück von ihm abwendete, wurde er auch gegen Sigmund wieder ausfällig. Zuerst waren es nur widerwillige Brummlaute, mit welchen er seine Spieltaten begleitete, dann einzelne wild hervorgestoßene Schimpfworte, wie Chamer und dergleichen und endlich Handgreiflichkeiten von der Art, daß er ihm die Karten ins Gesicht warf. Seltsamerweise legte Jakob selbst solchen Gestionen, sofern er dabei der handelnde Teil war, gar kein Gewicht bei, und war daher aufrichtig erstaunt, als sich Kastner heftig entrüstete und Lotti die Karten mit der Erklärung an sich nahm, es dürfe heute nicht weiter gespielt werden. Damit war aber auch für die ganze Gesellschaft das Signal zum

Aufbruch gegeben, denn die einen wollten durchaus die Partie im Kaffeehause fortsetzen und die anderen glaubten, sich ihnen anschließen zu sollen. Und so vollzog sich das in den Annalen der Familie Kastner fast unerhörte Ereignis, daß sie an einem Sonntag Abend schon um sechs Uhr von ihren Gästen verlassen wurde.

Eigentlich empfanden es alle als eine große Wohltat. Wie schön und friedlich war es jetzt in den beiden Stuben nach der vorausgegangenen großen Unruhe. Lotti setzte sich zum Vater. Sie berührte prüfend seine Wangen und Hände und freute sich, daß sie sich so kühl anfühlten. „Der Vater ist ganz fieberfrei“, rief sie der Mutter zu. Dann holte sie eine Zeitung herbei und las ihm daraus vor.

Unterdessen hatte sich die Mutter auf das Sofa im Wohnzimmer gesetzt. Müde von den vielen durchwachten Nächten, vermochte sie es nicht, die Augen offen zu halten, dennoch fand sie keinen Schlaf. Zu sehr lag ihr die sie nun wieder ganz beherrschende Sorge um Leopold im Sinn. Denn, wie ihr Mann sehr richtig von ihr zu sagen pflegte, hatte sie immer ihre große Sorge, die sie nur los wurde, wenn eine noch größere sie verdrängte. In den letzten Tagen hatte die Angst um den Gatten die Sorge um den Sohn zurücktreten lassen. Heute, wo jene glücklich geschwunden war, erwachte diese wieder mit voller Stärke.

Das Erscheinen Gschmeidlers weckte Frau Kastner aus ihrem Nachsinnen. Sie war fast überrascht, ihn noch zu sehen, obgleich er meistens etwas später als die anderen Sonntagsgäste kam. Aber durch deren verfrühtes Fort-

gehen war in ihrer Vorstellung der Tag schon zu Ende. Auch er wunderte sich, sie allein zu finden, wie er auch von der Erkrankung Kastners bisher nichts erfahren hatte. Und schon wollte er zu ihm ins Nebenzimmer, als Lotti, in der Tür erscheinend, ihn daran hinderte. Der Vater sei eben eingeschlafen, flüsterte sie ihm zu.

Sie lehnte dann die Tür leise an und setzte sich zu der Mutter und dem Gast. Nahe zusammengerückt, unterhielten sie sich halblaut, um die Ruhe des Schläfers nicht zu stören. Und diese äußere Vertraulichkeit, welche die Umstände mit sich brachten, näherte sie auch seelisch noch mehr als sonst. Es war Gschmeidler nicht entgangen, wie gedrückt die Mutter war, und er forschte nach der Ursache. Da erzählte sie ihm seufzend, ihr Sohn habe sich in den Kopf gesetzt, die Nachbarstochter zu heiraten.

„Das rotblonde Fräulein?“ fragte er. „Ich begegne ihr zuweilen, wenn ich zu Ihnen komme — ein hübsches Mädchen.“

„O, gewiß“, antwortete die Mutter. „Es ist ja wahrscheinlich auch sonst nichts an ihr auszusetzen, nur . . . sie und mein Leopold passen eben nicht zusammen.“

„Aber warum nicht?“ fragte Gschmeidler, „wenn sie sich doch gern haben.“

Die Mutter seufzte: „Die jungen Leut’ wissen nicht, was Ehe ist. Eine Ehe zwischen Christen und Juden taugt nichts.“

Gschmeidler widersprach, aber die Mutter hielt an ihrer Überzeugung fest. Und sie wollte sie eben begründen, als ihr einfiel, daß vielleicht ihr verehrter Gast, der doch

auch Christ war, durch ein unkluges Wort von ihr beleidigt werden könnte. Dieser Gedanke verhinderte sie, ihre Meinung offen auszusprechen.

Inzwischen wollte Lotti gehört haben, daß der Vater erwacht sei, und war blitzschnell zu ihm geeilt. Tatsächlich schien sich ihre Vermutung zu bestätigen, denn man vernahm gleich darauf seine Stimme. „Dieses Mädel!" sagte die Mutter voll Bewunderung. „Ich hab', weiß Gott, nicht das mindeste gehört, aber sie, wenn es sich um den Vater handelt, hat hundert Ohren. So war es auch während der ganzen Woche! Wie die den Vater gepflegt hat! Förmlich erraten hat sie immer, was er grad' will oder braucht, rein, als ob sie seine Schmerzen am eig'nen Leib gespürt hätt'!"

Sie war in Eifer geraten und, ihre frühere Reserve vergessend, rief sie: „Wirklich, Herr von Gschmeidler, so ein gutes, zärtliches Kind wie die Lotti findet man doch nur bei uns Juden!"

„Daß die Lotti ein seltenes Mädel ist, unterschreib' ich", sagte Gschmeidler lächelnd, „aber selten wohl auch unter den Juden."

„O, es gibt bei uns noch viele", meinte die Mutter, erinnerte sich aber dann wieder, daß ihre Worte falsch gedeutet werden könnten, und fuhr eifrig fort: „Herr von Gschmeidler dürfen nicht vielleicht glauben, daß ich den Christen das Gefühl absprechen will . . . für so dumm werden Sie mich doch nicht halten, nein, nein, ich will nur sagen, daß sie's anders äußern als wir und nicht so wie wir auf die Familie konzentrieren."

„Ja, der große Familiensinn der Juden ist ja be-

kannt", bestätigte Gschmeidler, „nur scheint mir, gehört er doch schon ein bißchen der Vergangenheit an. Oder glauben Sie nicht? In unserer Zeit hört man aus jüdischen Familien doch so manches, was ihnen keine besondere Überlegenheit über die christlichen mehr gibt."

Die Mutter wurde ein wenig unruhig. „Ich weiß doch nicht", sagte sie ausweichend, „mag sein, daß einige wenige nicht ganz so sind wie sie sein sollten . . . Aber viele andere gibt's, die ganz die guten alten Traditionen aufrecht halten: feine jüdische Frauen . . . So eine hab ich mir immer für meinen Poldi gewünscht . . ."

Und Frau Kastner trocknete sich verstohlen die nassen Augen. Gschmeidler fand sie zwar sehr vorurteilsvoll, betrachtete sie aber doch mit Teilnahme.

Nach einer Weile hub die Mutter wieder an: „Es ist ja nur, weil ich weiß, daß der Poldi so eine Frau braucht. Er ist ja so weich, der Poldi, so liebebedürftig, wenn er sich auch gern hart stellt. Ich weiß aber wie er ist. Und er ist doch auch von uns an so viel Zärtlichkeit gewöhnt. Und wenn seine künftige Frau auch gut mit ihm sein wird, er wird doch den Unterschied merken. Die Christinnen sind doch nicht so wie unsere Frauen, sie leben nicht allein für den Mann — und nun gar, wenn der Mann ein Jud ist."

Frau Kastner hätte wahrscheinlich mit ihren Klagen noch lange fortgefahren, aber ihr Mann rief ihr aus dem Nebenzimmer zu, sie möge doch mit Herrn Gschmeidler hereinkommen.

Als sie eintraten, saß er, von vielen Polstern gestützt,

auf dem Bette und lächelte ihnen vergnügt zu. Lotti stand neben ihm.

Die beiden Männer begrüßten sich herzlich und Gschmeidler drückte seine Freude aus, Kastner schon so weit hergestellt zu finden. Das Gespräch kehrte aber nach einigen Abschweifungen bald wieder zu Leopolds Heirat, die allen Angehörigen im Sinne lag, zurück, und der Vater meinte, sie sei zwar auch ihm nicht recht, doch wolle er ihr trotzdem kein übles Prognostikon stellen, weil das Prophezeien überhaupt eine sehr mißliche Sache sei. Es komme doch meistens alles anders, als man es sich vorgestellt habe.

Gschmeidler nickte beistimmend, Frau Kastner aber rief: „Wenn die Hebenstreits nur wenigstens keine Antisemiten wären!"

„Die sind sie doch nur den halben Tag", lachte Lotti. „Ihr Antisemitismus fängt erst nach dem Mittagessen an."

Gschmeidler fragte, wie dies zu verstehen sei, und man erzählte ihm von den täglichen Rundgängen der Revidentin bei ihren jüdischen Nachbarinnen behufs kostenfreier Versorgung ihrer Küche. In diesen Vormittagsstunden sei sie in allen ihren Äußerungen die Toleranz selbst. Ein Gesinnungsrückschlag vollziehe sich bei ihr immer erst am Nachmittag gelegentlich der Konferenz mit der Hausmeisterin.

„Also ein temporärer Antisemitismus", sagte Gschmeidler, „wie er ja übrigens bei uns sehr häufig vorkommt. Sind doch die Urteile der meisten unserer Mit-

bürger über die Juden sehr schwankend und ungleichmäßig. Ein jeder bildet sich eigentlich täglich von neuem sein Urteil über sie, je nach seiner momentanen Laune oder nach seinen allerjüngsten Erfahrungen im Verkehr mit einzelnen Juden. Demgemäß ist zum Beispiel heut einer ein entschiedener Antisemit, morgen aber nur ein gemäßigter, dagegen übermorgen vielleicht gar ein blutrünstiger. Soll ich Ihnen sagen, wo man allein noch konsequente Antisemiten findet, die unbeugsam bei dem einmal gefällten Verdammungsurteil beharren?" Gschmeidler machte eine Kunstpause, dann sagte er lächelnd: „Nur unter den Juden!"

Alle lachten und Lotti rief: „So wären also die Juden die einzigen Antisemiten aus Überzeugung?"

„Man kommt wirklich zu diesem Schluß, wenn man unsere verrückte Welt betrachtet", antwortete Gschmeidler.

Eine Weile darauf nahm er Abschied und Lotti begleitete ihn, wie sie dies bei allen Gästen zu tun pflegte, bis ins Vorzimmer. Dies war ein mäßig großer, schwach erleuchteter Raum, dessen eine Längswand zwei Garderobeschränke einnahmen, während an der anderen ein Kleiderrechen angebracht war. Lotti lehnte sich an einen der Schränke und sah Gschmeidler zu, wie er seinen Überrock vom Haken nahm und anzog. Nach Beendigung dieses Geschäftes trat er mit einem eigentümlichen, schwer definierbaren Lächeln vor sie hin. Dieses Lächeln war sehr zärtlich, aber mit einem kleinen Zusatz von Bosheit.

„Ja, ja, Fräulein Lotti", hub er an, nachdem er sie eine Weile schweigend betrachtet hatte, „dieses alte jüdische Haus erlebt jetzt gar Merkwürdiges. Der Sohn des

Hauses nimmt eine Christin zur Frau, und wie lang wird's dauern, so wird auch die Tochter ein Christ heimführen. Seit fast zwei Jahren kommt nun schon, so viel ich weiß, ein sehr netter junger Mann katholischen Glaubens ins Haus . . ."

„Unsinn!" unterbrach ihn Lotti, indem sie aber zugleich heftig errötete, was ihm trotz der schwachen Beleuchtung nicht entging, „ich denke gar nicht daran, zu heiraten."

„Aber Fräulein Lotti", sagte er in dem Ton, mit dem man Kindern zuzureden pflegt, „verstellen Sie sich doch nicht so. Sie wissen doch so gut wie ich, daß Sie mich heiraten werden."

Worauf Lotti den Kopf, wenn auch nicht allzu energisch, schüttelte und halblaut sagte: „Scherzen Sie doch nicht so!"

Aber Gschmeidler hatte schon gegen seine sonstige etwas zurückhaltende Art des Mädchens Hand ergriffen und hielt sie fest: „Wir sind doch innerlich längst einig, Lotterl", rief er. „Wozu sollen wir uns noch länger quälen? Seien Sie doch endlich ein bißchen resolut. Werfen Sie Ihren unnützen Ballast von Bedenklichkeiten fort und sagen Sie gleich auf der Stelle ja . . ."

Er wollte sie an sich ziehen, aber Lotti widerstrebte und machte sich sanft von ihm los. „Aber Herr Gschmeidler, was haben Sie nur heute?" fragte sie verwundert.

Er lachte übermütig. „Das viele Gerede vom Heiraten da drinnen ist mir offenbar zu Kopf gestiegen. Und außerdem ist Ihre Frau Mutter schuld — bedanken Sie sich bei ihr. Sie hat mir vorhin ein förmliches Lob- und

Preislied auf die jüdischen Hausfrauen gesungen, ich muß jetzt um jeden Preis auch so eine Perle haben . . . Aber ernsthaft, Lotterl: ich war doch schon oft am Sprung, um Sie anzuhalten, hatte aber nie eine ordentliche Gelegenheit. Sonntags ist ja sonst immer das Haus voll Leute . . . Na, sagen Sie doch endlich auch etwas!"

Lotti stand in sich gekehrt. Endlich sagte sie stockend: „In mir kämpft noch so manches . . . und dann hängt auch viel von den Eltern ab . . . in jedem Fall müßten wir uns noch besser kennen lernen . . ."

„Was?" rief er ganz perplex. „Zwei Jahre Bekanntschaft sind Ihnen noch nicht genug? Haben Sie mich wirklich in dieser langen Zeit gar nicht ein bißchen schätzen gelernt?"

„O, sehr", sagte Lotti langsam, „aber zur Ehe gehört doch außer Wertschätzung und Sympathie auch eine tiefe Übereinstimmung im Denken und Fühlen sowie in den Lebensgewohnheiten, die vielleicht bei uns . . ."

„Na, hören Sie, Fräulein Lotti", unterbrach sie Gschmeidler ein wenig ungeduldig, „eine solche Überbedenklichkeit versteh' ich aber wirklich nicht. In Ihren Kreisen ist es doch ziemlich allgemein Sitte, daß sich die jungen Leute schon nach ganz kurzer Bekanntschaft heiraten."

„Das schon", entgegnete Lotti, „aber da sind doch beide Teile Juden, bei denen die gewisse Übereinstimmung, von der ich eben sprach, eigentlich schon von Natur vorhanden ist."

Gschmeidler schlug die Hände zusammen. „Wissen Sie, das ist stark. Von Ihnen kann man lernen, was Vor-

urteile sind! Wenn Sie wirklich empfinden, was Sie sagen, so würden Sie ja den ersten besten Juden, den Sie vielleicht nicht einmal leiden können, eher heiraten als mich, Ihren alten Freund — nur weil er eben ein Jude ist, mit dem Sie, wie Sie sich einbilden, schon von naturwegen seelisch übereinstimmen. Bei solchen Wahnideen kann man sich wirklich nicht wundern, daß es viele unglückliche Ehen gibt . . ."

Er stand hoch aufgerichtet vor ihr, mit blitzenden Augen, und sein hübsches blondes Schnurrbärtchen, das sich sonst so verträglich an die Oberlippe schmiegte, schien sich jetzt in jedem Haar emporzusträuben. Lotti, durch seine Heftigkeit ein wenig verlegen, blickte zu Boden. Dann aber sah sie ihm gerade und offen ins Gesicht und sagte treuherzig: „Schauen Sie, lieber Herr Gschmeidler, Ihre Person schätze ich ja wahr und aufrichtig, aber der Christ in Ihnen macht mir doch bang. Den Christen kenne ich nicht und hab' Angst, daß er in der Ehe zum Vorschein kommt und sich dann eine Kluft zwischen uns auftut. Ist diese Angst denn gar so unbegreiflich? Was sind die zwei Jahre, die wir uns kennen, gegen die tausend Jahre voll Mißtrauen zwischen unseren Rassen?"

„Aber dieses Mißtrauen ist doch ein Blödsinn", schrie Gschmeidler, „überlassen wir es gefälligst anderen. Unglücklicherweise sind aber die Juden in dem Punkt noch ärger als wir . . . Wenn ich übrigens ‚Juden' sag', so meine ich natürlich nur jene, die sich noch was von der Art der früheren Generation bewahrt haben, denn die anderen zählen ja gar nicht mehr mit, wollen ja überhaupt keine Juden sein. Aber Sie, Fräulein Lotti, und

Ihre Mutter gehören noch ganz zu den Juden vom alten Schlag. Die waren nach glaubwürdigen Berichten in der Mehrzahl sehr wackere Leut', aber schrecklich vorurteilsvoll und schwerblütig. Für diese früheren Juden waren wir Christen überhaupt keine richtigen Menschen, wir hatten keine wirklichen Herzen, die fühlen und leiden wie jüdische Herzen. Und so meinen auch Sie, daß man mit einem sympathischen Christen wohl zeitweise umgehen, ihn allenfalls zum Freund haben, aber daß man ihn nicht heiraten kann, weil man sich bei ihm doch nie ganz zu Hause fühlen wird, weil man nie mit ihm aus voller Seele eins werden kann . . . So denken Sie, oder vielmehr das sind die Gedanken, die Ihnen Ihre angeerbte jüdische Schwerblütigkeit eingibt . . ."

Gschmeidler hatte sich immer mehr in Hitze geredet und lief nun in dem schmalen Zwischenraum zwischen den Garderobekästen und den Kleiderrechen ruhelos hin und her. Lotti sah ihm zuerst bestürzt zu, dann aber erwachte plötzlich das Gefühl für die Komik der Situation in ihr, so daß sie ein leises Lachen nicht unterdrücken konnte.

„Was? Sie lachen?" fragte Gschmeidler verdutzt.

„Es ist aber doch auch komisch", rief Lotti, noch stärker lachend. „Sie laufen hier zornig umher und machen mir eine Szene, in der Sie ganz wild auf die Juden schimpfen, grad', als ob wir schon verheiratet wären."

Jetzt mußte auch Gschmeidler lachen. „Am End' halten Sie mich jetzt gar für einen Antisemiten", brummte er, indem er sich ihr wieder näherte.

„O, das nicht — im Gegenteil", versicherte sie ihm. „Neulich erst hab' ich zur Mutter gesagt: einen so juden=

freundlichen Christen wie Herrn Gschmeidler gibt's sonst nur in den Romanen."

„Na also, Lotterl", rief er wieder ganz besänftigt, „ich seh' schon, wir kommen schließlich doch noch zusammen... Sie werden auch mich pflegen, wenn ich krank bin . . . ich freu mich schon jetzt darauf, und inzwischen . . ."

Er beendete seinen Satz nicht, gab ihr aber dafür, ehe sie sich's versah, einen Kuß und lief lachend davon.

Schon am nächsten Tage konnte Kastner das Bett verlassen und noch in derselben Woche seine Tätigkeit wieder aufnehmen. Alles im Hause nahm nun wieder seinen geregelten Gang. Dagegen herrschte bei den Nachbarn drüben große Unruhe und Verstimmung, die auf Leopolds unterbliebenen Sonntagsbesuch zurückzuführen war. Hatte Fritzi doch bestimmt für diesen Tag auf seine offizielle Werbung gerechnet. Man vertröstete sich zuerst damit, daß ihn die Krankheit des Vaters zurückgehalten habe, verlor aber gänzlich die Geduld, als er auch nach dessen Genesung nicht unverzüglich erschien. Die Revidentenfamilie wollte die Qual der Ungewißheit nicht länger ertragen und beschloß, die gewünschte Entscheidung gewaltsam herbeizuführen.

Demgemäß vollzog sich eines Tages ihr konzentrischer Aufmarsch in der Kastnerschen Behausung. Unvermutet fanden sich deren Inwohner vollständig umzingelt. Man kam angeblich, um sich als gute Nachbarn von Kastners Wiederherstellung persönlich zu überzeugen. Und von da an folgten die Hebenstreitschen Invasionen einander in den kürzesten Zwischenräumen, so daß der alte Kastner eines Abends meinte, es wäre ihm lieber, wenn Leopold

schon verlobt wäre, weil man dann wenigstens zeitweise in seinen vier Wänden Ruhe haben würde. Und auch die Mutter erkannte, daß keine Rettung mehr möglich sei. War es doch in diesen letzten Tagen nur ihr ängstlich-bittender Blick gewesen, der Leopold verhindert hatte, das bindende Wort auszusprechen, so oft es ihm auch auf der Zunge zu liegen schien. Sie hatte die jungen Leute überwacht, war voll Begierde, das Unglück womöglich doch noch zu verhüten, immer zwischen ihnen gestanden. Aber endlich mußte sie einsehen, daß sie sich nur verhaßt und lächerlich machte, ohne doch ihren Zweck zu erreichen. So zog sie sich denn resigniert zurück, worauf auch alsbald die frohe Botschaft von der Verlobung Leopolds mit Fritzi das Haus durcheilte.

Nach der Verlobung nahm es Fritzi mit ihren Verpflichtungen gegen ihren Bräutigam anscheinend sehr ernst. Ihr Vetter Karl war nicht wenig überrascht, als sie nun plötzlich seine gewohnten Galanterien sehr schroff zurückwies. So viel sittliche Strenge hätte er bei ihr doch nie vermutet. Auch duldete Fritzi von Karls Seite keine der früher von ihr so beifällig aufgenommenen mokanten Bemerkungen über Leopold. Sie selbst sprach jetzt von ihm nur mit dem höchsten Respekt. Ihre ganze Haltung gegen den Vetter zeigte die Absicht, ihn zu erzürnen und zur Einstellung seiner ihr gerade jetzt sehr unbequemen Besuche zu veranlassen. Denn sie fürchtete immer, daß seine Dazwischenkunft ihr bei Leopold schaden könnte. Auch gelang es ihr wirklich, Karl so zu reizen, daß er sie im größten Zorn mit der Erklärung verließ, er werde sie nicht einmal zu seiner Hochzeit einladen.

Diese Hochzeit stand schon in sehr naher Sicht und bildete in letzter Zeit auch immer das Hauptthema, von dem Karl seine Cousine unterhielt. Er sprach von dem zu erwartenden Glanz der Feierlichkeit, dann von der Hochzeitsreise, die er mit seiner Frau in einem ihnen von Jordan geschenkten Automobil, das angeblich fünfzigtausend Kronen gekostet habe, unternehmen würde. Die Erwähnung solcher großen, für das junge Paar entweder schon verausgabten oder ihm noch zur Verfügung stehenden Summen weckte Fritzis Mißgunst in hohem Grade. Auch wenn sie nicht den Bruch mit Karl beabsichtigt hätte, würde sie es sich nicht haben versagen können, ihrem Ärger über diese, wie sie sagte, lächerliche Verschwendung Luft zu machen. Ihr war zu Mute, als ob es eigentlich ihr Geld wäre, mit dem dieser ganze Luxus bestritten würde.

Der Gedanke, daß sie den größten Anspruch auf das Jordansche Vermögen habe, datierte bei ihr schon von dem Tage, als sie die erste Nachricht von Leopolds neuer Stellung erhielt. Das Gerücht hatte damals seinen Eintritt bei Jordan in phantastischer Weise ausgeschmückt, ihn zum Miteigentümer der Firma gemacht und so weiter. Und weil sie, durch diese Lügen entflammt, ihre ganze Energie, Leopold zu gewinnen, aufgeboten hatte, verlangte sie nun auch, daß ihr der ursprünglich erhoffte Lohn zuteil werde. So sehr hatte sie sich bereits in ihre Rolle einer Miteigentümerin hineingelebt, daß sie, obgleich Leopold erst seit kaum vierzehn Tagen in seiner neuen Stellung tätig war, zu Karl herausfordernd sagte: „Wir" — damit meinte sie sich und Leopold — „erwerben das Geld und Du mit Deiner Jüdin wirfst es zum Fenster hinaus."

Von Karl befreit, wendete Fritzi ihre ganze Aufmerksamkeit ihrem Verlobten zu. Sie war so lieb und zärtlich mit ihm, wie er es nie für möglich gehalten hätte. Auch zeigte sie sich schon im voraus hausmütterlich, indem sie ihm Zigarrentaschen und Pantoffel stickte. Durch solche kleine Aufmerksamkeiten erfreute sie besonders die Mutter Kastner, welche aus ihnen die Hoffnung schöpfte, daß ihr Sohn von treuer Sorgfalt umgeben sein werde. Seit die Entscheidung gefallen war, gab sich die Mutter die redlichste Mühe, an Fritzi alles gut und liebenswert zu finden. Auch behandelte sie die Schwiegertochter wie eine Prinzessin, sie war förmlich eine geheiligte Person für sie, weil das Glück Poldis in ihren Händen lag. Anderseits bemühte sich auch Fritzi, der Mutter zu gefallen, indem sie Leopold nach Kräften lobte und sich auf ihr Zusammenleben mit ihm zu freuen vorgab. Worauf es dann freilich die Mutter nie unterließ, von den Aufgaben der Frau in der Ehe sowie von dem Charakter der Männer zu sprechen, und wie auch die besten auf eine besondere Art behandelt werden müßten. Und obgleich Fritzi die Ansichten der Mutter, die in der Ehe das Glück und Wohlergehen des Gatten als Hauptzweck betrachtete, höchst lächerlich fand, heuchelte sie doch, ihnen beizustimmen. Und so versöhnte sich Frau Kastner bis zu einem gewissen Grade mit der Wahl ihres Sohnes. „Fritzi ist ein gutes Mädchen“, dachte sie im stillen. Freilich entging ihr nicht, daß Fritzi bei aller Güte keine rechte innere Wärme hatte, aber sie meinte, dieser Charakterzug sei allen Christinnen gemeinsam. „Sie ist eben eine Christin“, sagte sie wie entschuldigend zu sich selbst.

Auch bei den meisten Verwandten und Freunden der Familie Kastner wußte sich Fritzi durch Liebenswürdigkeit und bescheidenes Wesen in Gunst zu setzen. Tapfer bekämpfte sie in diesem Kreise die sich oft mächtig in ihr regenden antisemitischen Empfindungen. Manche, wie Fränzchen und die Schwestern Richelieu, verlangten und erwarteten freilich einen solchen Heroismus von ihr gar nicht. Diese Damen widmeten Fritzi wie jeder Christin, der sie sich nähern durften, einen wahren Kultus.

Einiges Mitgefühl in ihrer schwierigen Lage konnte man übrigens der Revidentin nicht versagen. Auch sie übte sich nach Kräften in der Kunst der Selbstbeherrschung, die ihr aber besonders an Nachmittagen unendlich schwer fiel. Die Nachmittage hatte die Revidentin bisher fast ausschließlich dazu verwendet, auf die Juden zu schimpfen. Nun ging sie oft stundenlang stumm umher, denn sie hatte sich jeder anderen Art von Gespräch völlig entwöhnt. Zuweilen plagte sie das fast körperliche Bedürfnis, das Wort „Judenbagasch" auszusprechen, und die Unterdrückung dieses natürlichen Triebes machte sie beinahe gemütskrank.

Allmählich hatte sie den ganzen Kastnerschen Kreis kennen gelernt, der, wie sich denken läßt, in jedem seiner Mitglieder ihren Abscheu erregte. Aber nach einer Begegnung mit Jakob Weintraub erreichte ihre Verzweiflung den Höhepunkt.

An diesem Tage kam sie wie gebrochen heim. „Jessas, Jessas!" stöhnte sie, „wenn das mei' Mutter, Gott hab s' selig, erlebt hätt', daß so a Jud in unsere ehrbare Famülli einikummt!"

Und sie wand sich beinahe in Krämpfen.

Aber am aufgeregtesten von allen war der Revident. Er strich beständig um Leopold umher, machte ihn sogar seiner Tochter streitig. Wenn die zwei beisammen waren, steckte er sogleich seine Nase zwischen sie und begann von dem Edlingerschen Flugapparat zu reden. Er verlangte, daß Leopold das Projekt gleich ins Werk setzen solle. Eine bessere Art, seine neue Thätigkeit zu beginnen, könne er sich gar nicht wünschen.

Es kostete Leopold große Mühe, dem Revidenten begreiflich zu machen, daß er aus freien Stücken nichts tun könne, sondern an die Zustimmung Jordans gebunden sei. „Na also, so red' mit ihm", sagte der Freund des Erfinders schließlich ärgerlich, „aber erklär' ihm die G'schicht' ordentli. Der Graf Zeppelin verlangt, wie i in der Zeitung g'lesen hab', für sein' Apparat ane Million, so was is z'viel, dös haßt ma, die Leut' überhalten, dös tun mir nit, wir liefern ihm ane solide inländische Arbeit fürn vierten Teil . . ."

Die Baronin Hebenstreit kam während der ganzen Verlobungsperiode häufig zu ihren Verwandten wie auch zur Familie Kastner. Sie benahm sich fortgesetzt als die eifrige Gönnerin Leopolds. Und sie äußerte gegen ihn den Wunsch, daß er mit ihr eine Art regelmäßigen Verkehrs unterhalten möge. Ob er nicht täglich auf seinem Rückweg vom Bureau für eine Viertelstunde bei ihr vorsprechen könnte? Sie werde ihm zuweilen einen kleinen Auftrag zu erteilen haben, wogegen er sich bei ihr für seine geschäftlichen Arbeiten Rats erholen könne. Leopold bezeigte der Baronin seine Dankbarkeit für dieses Aner-

bieten und versprach, sich ganz nach ihren Wünschen zu benehmen.

Die Vermählung Karls mit Elvira fand zu einer Vormittagsstunde in der Votivkirche statt. Der Andrang des Publikums war außerordentlich stark. Den Ordnern gelang es erst nach großen Anstrengungen, der von Frau Jordan ursprünglich entworfenen Sitzordnung, nach welcher die distinguierten Christen die Ehrenplätze einnehmen sollten, Respekt zu verschaffen. Bei Eröffnung der Kirche herrschte das vollständigste Chaos. Jeder wählte sich seinen Platz nach Gefallen: in den Vordergrund gelangten naturgemäß jene, welche sich am besten vorzudrängen wußten. So konnte es geschehen, daß die ganze Mitte der Kirche von wenig vornehmen Juden überflutet war; in der Nähe des Altars sah man fast nur Gestalten à la Jakob Weintraub. Glücklicherweise ermangelte Frau Jordan nicht, die Ordner zu energischem Einschreiten zu veranlassen. Ihre Strenge in diesen Dingen war naturgemäß um so größer, als ihr Heimatsrecht in der katholischen Kirche noch ganz neu war. Hatte sie doch erst vor wenigen Wochen mit der schwererrungenen Zustimmung ihres Gatten den Übertritt vollzogen.

Die Zeremonie ging mit allem Glanz vonstatten. Fritzi und ihr Bräutigam, die sich ein wenig verspätet hatten, konnten in die gefüllte Kirche nicht mehr eintreten. An der Tür stehend, warteten sie, bis der Hochzeitszug an ihnen vorüber kam. Fritzi bemerkte das beschränkt-würdevolle Beamtengesicht ihres Onkels, des Sektionschefs, und daneben das süß-schlaue ihrer Tante.

Dann zeigte ihr Leopold seinen Chef, Herrn Jordan, den sie noch nicht kannte. Wie er da mit seiner Tochter Konstanze einherging, sah er recht gedrückt aus, als ob er sich nicht an seiner richtigen Stelle fühlte. Als er in die Nähe einiger älterer Glaubensgenossen kam, umdrängten sie ihn mit herzlichen Freundschaftsbezeugungen. Sie wußten, wie wenig einverstanden er mit dem von Modesucht und Eitelkeit diktierten Abfall seiner Familie vom Judentum war. Dafür brachten sie ihm eine Ovation, der er sich aber rasch entzog. Jetzt kam das junge Ehepaar an Fritzi vorüber, und Karl sah seine Cousine prüfend an. Zuerst lächelte er ihr nur ein klein wenig zu, dann aber, als auch ihre Lippen sich kräuselten, so vertraulich wie früher. Es war eine gegenseitige vollständige Aussöhnung. Die Kirche leerte sich rasch.

Etwa vierzehn Tage später heirateten Leopold und Fritzi in derselben Kirche.

XII.

Nach der Verheiratung Elviras wurde es im Hause Jordan sehr still. Die Neuvermählten lebten auf einem herrschaftlichen Gute in Böhmen, welches die junge Frau von ihrem Vater als Mitgift erhalten hatte. Der Ankauf dieser Besitzung, zu der auch ein Schloß aus der Feudalzeit gehörte, war hauptsächlich auf Betreiben der Frau Jordan erfolgt. Sie hoffte, dort einen Teil des Jahres mit ihren Kindern zu verleben, und zugleich mit den aristokratischen Gutsnachbarn intime Beziehungen zu pflegen. Elvira stimmte wie immer ihrer Mutter zu und Karl fand den Plan gleichfalls in seinem Interesse. Er rechnete darauf, daß er von dem Gute sehr oft allein nach Wien werde fahren können, um sich hier ohne Kontrolle zu amüsieren.

Jordan bewohnte jetzt das große Haus nur mit Konstanze. Egon war, wie er es angekündigt hatte, in eine eigene Wohnung übersiedelt. Sein Verhältnis zum Vater, mit dem er nur noch in längeren Zwischenräumen verkehrte, war allmählich ein recht unfreundliches geworden. Egon hielt sich jetzt ganz zu einer Gruppe ehrgeiziger Staatsbeamter und wirtschaftlicher Theoretiker, die der

Großindustrie feindlich gesinnt, sich besonders die Kartelle zum Angriffsobjekt ausersehen hatten. Da aber Jordan an der Spitze der wichtigsten Kartelle stand, konnte es nicht fehlen, daß viele Hiebe auch für ihn abfielen. Hiedurch entwickelte sich eine immer steigende Verstimmung zwischen Jordan und seinem Sohn, die noch dadurch verstärkt wurde, daß dieser bei jedem Besuche die Liquidation der väterlichen Firma gewissermaßen als ein ihm gebührendes Zugeständnis forderte. Denn wie er zu erklären nicht müde wurde, machte ihm des Vaters Tätigkeit seine eigene Entwicklung als national-ökonomischer Reformator unmöglich. Wie könne das Publikum noch glauben, daß er es mit dem Kampf gegen Kartelle und andere Mißstände aufrichtig meine, wenn der eigene Vater aus ihnen den größten Nutzen ziehe. Sie gerieten aus diesem Anlaß sehr heftig aneinander. Jordan war empört über den Egoismus Egons, der nur an sich dachte, auf ihn hingegen und sein Bedürfnis, sich mit dem Leben auseinanderzusetzen, nicht die mindeste Rücksicht nahm. Er sah doch, wie er lebte, wie er fast jeder Familienfreude, jeder Erheiterung beraubt war. Sollte er nun auch auf die Arbeit verzichten, die allein noch seinem Dasein einen Zweck gab? So nahmen denn diese Unterredungen allmählich einen immer peinlicheren Charakter an, so daß Vater und Sohn ein Beisammensein eher vermieden, als herbeizuführen suchten.

Die fast vollständige Loslösung von seiner Frau und älteren Tochter, die Kälte und der Undank Egons taten Jordan sehr weh, aber noch blieb ihm Konstanze, und den eigentlichen Stoß ins Herz fürchtete er erst von ihr

zu erhalten. Er wußte, daß sie fest entschlossen war, aus seinem Hause und aus ihren bisherigen Lebensverhältnissen zu scheiden und sich unter dem arbeitenden Volke eine selbständige Existenz zu gründen. Oft schon hatte er in stundenlangen Unterredungen mit dem Verstand, dem Gefühl und der Erfahrung gegen diesen Vorsatz anzukämpfen gesucht, ihn aber nicht erschüttern können. Konstanze hatte die starren Augen, die unbeugsame Stirn der Fanatikerin. Jordan erkannte schließlich, daß er nichts bei ihr auszurichten vermochte. Sein Schicksal war entschieden, er werde allein bleiben.

Indessen schob Konstanze den Termin ihrer Abreise aus freiem Antriebe hinaus. Ursprünglich hatte sie gleich nach der Hochzeit ihrer Schwester fortgehen wollen, aber seither waren schon mehrere Monate verstrichen. Ohne daß sie sich's selbst recht gestand, war es doch nur die Sorge um den Vater, die sie zurückhielt. Seit sie so unmittelbar an seiner Seite lebte, hatte sie ihn erst recht kennen und mit ihm fühlen gelernt. Sie waren jetzt zusammen wie zwei gute Kameraden. Darum wollte sie ihn nicht früher verlassen, als bis er sich von den Nachwehen der jüngsten Aufregungen erholt hätte. Konstanze wußte, daß die Heirat Elviras in Verbindung mit ihrem Glaubenswechsel und jenem der Mutter, sowie die Zwistigkeiten mit Egon für den Vater eine Quelle großen Kummers waren. Auch seine Gesundheit hatte unter diesen Vorfällen anscheinend sehr gelitten. Zweimal rasch nacheinander war er wieder von jenem heftigen Brustkrampf befallen worden, der ihn schon früher einmal heimgesucht hatte. Zwar waren die Anfälle glücklicherweise auch dies-

mal, ohne merkliche Spuren zu hinterlassen, vorübergegangen, aber Konstanze fühlte sich in ihrem Herzen doch verpflichtet, dem Vater, soweit es auf sie ankam, jede neue Gemütsbewegung zu ersparen.

Sie zeigte sich jetzt sehr herzlich und aufmerksam gegen ihn, sichtlich bestrebt, ihm die Zeit ihres letzten Beisammenseins so angenehm als möglich zu machen. Wenn er von seinem Bureau nach Hause kam, fand er sie schon ihn erwartend. Dann verbrachten sie den Abend gemeinschaftlich in seinem Zimmer, er im Fauteuil, sie ganz in seiner Nähe auf dem Puff, der schon als Kind ihr Lieblingsplatz gewesen war, und den Jordan noch heute „Krausköpfls Puff" nannte. Sie plauderten wie gute Freunde über alles, was ihnen am Herzen lag. Zu ihren früher so heftigen Auseinandersetzungen über den Sozialismus kam es aber jetzt nie, denn Jordan würdigte den großen Ernst, mit dem Konstanze diesen Ideen anhing, und auch sie hatte längst erkannt, daß der Vater kein „Ausbeuter" im gewöhnlichen Sinne war, sondern so gut und menschenfreundlich, wie es ein kapitalistischer Unternehmer nach der Natur der Dinge überhaupt sein kann. Häufig sprachen sie über die Wohlfahrtseinrichtungen in seinen Bergwerken und Fabriken, die, wie er an der Hand von Ziffern nachweisen konnte, reicher dotiert waren als die meisten ähnlichen Institutionen bei anderen großen Unternehmungen. Und als Konstanze bei einer solchen Gelegenheit die Schaffung eines neuen Fonds vorschlug, mit dessen Hilfe den Arbeitern in ihren Erholungsstunden geistige Anregung und Belehrung geboten werden sollte, ging Jor-

dan bereitwillig auf diesen Gedanken ein, obwohl der zur Ausführung erforderliche Geldbetrag sehr bedeutend war. Er dankte ihr sogar aufrichtig, daß sie ihm diesen nützlichen Wink gegeben habe und überraschte sie schon wenige Tage später mit der ganz in ihrem Sinne abgefaßten Widmungsurkunde, durch die die neue Einrichtung sichergestellt wurde. „Bist Du zufrieden, Krausköpfl?“ fragte er lächelnd, als sie ihm das Blatt, nachdem sie es sehr aufmerksam gelesen hatte, zurückgab, „und glaubst Du nicht, daß Du auf Deinem jetzigen Platz mehr Gutes wirken könntest als irgendwo da draußen in der Welt?“

Aber sie schüttelte bloß den Kopf und meinte, von ihrer Seite sei doch kein Verdienst dabei, weil sie das Ganze ja nur ein Wort gekostet habe.

Abend für Abend waren so Vater und Tochter allein. Niemand störte sie. Der Strom der christlichen Besucher war seit der Abreise der Hausfrau vollständig versiegt und die jüdischen hatte sie ja schon längst vorher systematisch hinausgeekelt. Was Konstanze betrifft, so hatte auch sie sich von ihren einstigen Freundinnen, mit denen sie in nichts mehr übereinstimmte, vollständig zurückgezogen. Die beiden Menschen lebten im Zentrum der geräuschvollen Stadt so einsam wie zwei Einsiedler in einem Walde.

Aber Jordan war weit entfernt, sich zu beklagen. So friedlich-schöne Abendstunden wie jetzt, hatte er lange nicht erlebt. Zuweilen war's ihm, als fühlte er einen schwachen Abglanz jener Vergangenheit, wo er stolz und glücklich wie ein König im Kreise seiner ganzen Familie

gethront hatte. Damit war es nun freilich vorbei! Aber er war bereit, sich in sein Schicksal zu fügen, wenn es ihm nur wenigstens „Krausköpfl" ließe. Wohl hatte er noch keinen Anlaß, ihren Entschluß für schwankend zu halten, aber die bloße Tatsache, daß sie dessen Verwirklichung immer wieder aufschob, belebte ihn schon mit einer schwachen Hoffnung.

Und diese Hoffnung genügte, seine Wangen höher zu färben und seinen Gang elastischer zu machen. Ja, eines Morgens erwachte er in so übermütiger Laune, daß er sogar Konstanze vorschlug, den Abend mit ihm außer dem Hause zu verbringen. Sie würden zuerst einen Spaziergang machen und dann in einem Restaurant speisen. Er versprach, sie nach Schluß seiner gewöhnlichen Bureauzeit, vom Hause abzuholen.

Aber die Ungeduld, das erwartete Vergnügen zu genießen, ließ ihn schon eine Stunde früher kommen. Der Abend war sehr schön, und die breite Ringstraße voll schwatzender und lachender Menschen. Jordan hatte seinen Arm in den der Tochter gelegt und schritt mit ihr im dichtesten Gewühl dahin. Lange schon hatte er sich nicht so unter heiteren und geputzten Leuten bewegt, und er fühlte den Reflex ihrer mächtigen Lebenslust. Mehr und mehr schwand alles Dunkle, Sorgenvolle, das ihn so lang bedrückt hatte, aus seinem Gemüt. Ihm war, als habe er sich bisher Konstanzens wegen ganz unnötig geängstigt. Es war ja nicht möglich, es konnte ja nicht sein, daß sie ihn verließe. Von heut an werde sie täglich so mit ihm durch die frohbelebten, lichtstrahlenden Straßen gehen. Und er drückte ihren Arm fester an sich, wie um

unwiderruflich von ihr Besitz zu ergreifen. Zugleich sah er alle Vorübergehenden so freundlich lächelnd an, als ob er zu ihnen sagen wollte: „Ihr wißt, daß Krausköpfl und ich beisammen bleiben und wir werden uns nun öfters hier treffen."

Beinahe zwei Stunden spazierten sie so miteinander. Dann machten sie bei einer kleinen Weinstube in der Inneren Stadt halt, die, wie Jordan aus älterer Erfahrung wußte, um diese Tageszeit nur schwach besucht war. Tatsächlich trafen sie auch dort bloß zwei still beim Wein sitzende Trinker. Es war eine sehr vornehme Weinstube, aber älteren Stils, und daher ohne den ein wenig aufdringlichen Luxus solcher modernen Lokale. Aber man saß sehr behaglich in dem kleinen dunkelgetäfelten Raum. Nach eingehendem Studium der Speisekarte gab Jordan seine Aufträge. Das bestellte Menu war wohl nicht allzu umfangreich, enthielt aber anderseits manches vom Arzt verpönte Gericht. Zu Hause befolgte Jordan die Vorschrift ziemlich gewissenhaft, aber im Restaurant betrachtete er sie, wie er zu Konstanze lachend sagte, als unverbindlich. Auch Wein ließ er bringen, dessen Genuß ihm seit seiner letzten Erkrankung besonders streng verboten war. Und als Konstanze ihm deshalb ernstliche Vorstellungen machte, zuckte er bloß die Achseln und sagte: „Ich versichere Dich, es schadet mir nichts, wenigstens im Verhältnis zu anderen schädlichen Einwirkungen nichts. Wenn ich immer so froh wäre wie heut, könnte ich alles ohne Schaden genießen."

In jedem Falle ließ er sich die guten Dinge als sie kamen ohne Gewissensbisse schmecken und wollte, daß auch

Konstanze ihnen tüchtig zuspreche. Aber sie war von Natur eine schwache Esserin und hatte überdies nicht die mindeste Vorliebe für Leckerbissen. Beinahe mitleidig schüttelte Jordan den Kopf, als sie eine Gänseleberpastete, die ihr der Kellner servieren wollte, ablehnte. Dann fiel ihm auf, daß sie von ihrem Wein noch nicht einmal genippt hatte.

„Die Pastete ist vortrefflich", sagte er nachdrücklich. „Schade, daß Dir der Sinn dafür fehlt. Und Deinen Wein hast Du nicht berührt, bist Du vielleicht prinzipielle Antialkoholikerin?"

Und als Konstanze dies bejahte, sagte er: „Die Enthaltsamkeitsanhänger sind in der heutigen Jugend sehr zahlreich, besonders in der jüdischen. Das wäre nun freilich nicht das Schlimmste, aber auch sonst haben viele, die sich in dieser glücklichen Lebensperiode befinden, eine verzweifelte Ähnlichkeit mit jenem gewissen im „Faust" näher bezeichneten Tier auf der dürren Haide . . ."

Er unterbrach sich, weil eben ein neues Gericht — kleine Hammelkotelettes mit Zuckererbsen — aufgetragen wurde. So lange er damit beschäftigt war, sprach er kein Wort. Erst nachdem er Messer und Gabel auf den Teller gelegt und noch einen Schluck Bordeaux genommen hatte, hub er wieder an: „Nein, Ihr habt keine Spur von Lebensbehagen . . . Von Dir, Krausköpfl, will ich gar nicht reden, Du bist sozusagen eine Ausnahme, aber nehmen wir nur Egon. Er ist doch ein junger Baum, so recht im ersten Saft. Grünt er, blüht er, singen die Vögel in seinen Zweigen? Keine Spur. Daß dies ein Mensch im Frühling ist, verrät sich durch nichts.

Er lacht nicht, er spricht oder begeht nie eine Dummheit, er hat noch keine Viertelstunde damit vergeudet, an ein paar blaue oder braune Augen zu denken . . . Und so wie er sind viele andere. Ja, es ist mir schon aufgefallen, daß besonders in unserer jüdischen jeunesse dorée dies mißmutige Wesen so häufig ist."

Eine neue Gesprächspause wurde durch das Erscheinen eines französischen Poulards mit italienischem Salat verursacht. Auch dieses edle Paar erfreute sich Jordans ungeteilter Aufmerksamkeit und ehrenvollster Aufnahme. Aber nach seiner Verabschiedung fuhr er lebhaft fort: „Dies mißmutige Wesen rührt, wie ich glaube, bei Egon und vielen anderen hauptsächlich daher, daß sie ihre wahre Natur gewaltsam verleugnen. Abkömmlinge einer langen Reihe von Kaufleuten, wie die meisten doch sind, verziehen sie den Mund, wenn in ihrer Gegenwart nur das Wort „Geschäft" oder „Erwerb" ausgesprochen wird. Ein Sohn aus reichem jüdischen Haus hält nur drei Berufsgattungen für seiner würdig: Künstler, Gelehrter oder Staatsbeamter. Aber als Beamter kommt er schon seiner jüdischen Abstammung wegen kaum vorwärts und zum Künstler und Gelehrten ist doch nicht jeder geschaffen. So vergeuden viele ihre besten Kräfte in einem unfruchtbaren Kampf, den sie aber mit solcher Erbitterung führen, daß sie für die Reize des Lebens blind und taub sind. Denn diese jungen Millionenerben haben sehr oft einen brennenden Ehrgeiz, lechzen danach, sich einen angesehenen Namen zu machen. Und könnten ihn doch so leicht haben und daneben noch Macht, Einfluß und wirkliche Bedeutung, wenn sie einfach fortsetzten, was ihre Väter begonnen haben."

Er sprach noch lange in dieser Weise fort, wobei er sich an seinen Worten selbst erhitzte. Seine früher so gute Stimmung schwand dahin. Denn es bedurfte immer nur eines geringen Anlasses, um seine Gedanken auf Egons ihm so unerfreuliche Art zu lenken. Dies war eine Wunde, die ihn tief im Verborgenen quälte, daß sein Sohn die großen Unternehmungen nicht fortführen werde, die er durch ein Menschenalter geschaffen. Seine Geschäfte wuchsen jetzt von Tag zu Tag, verliehen ihm ein immer größeres Übergewicht auf den Handelsmärkten. Unerwartet glänzende Konjunkturen hatten seinen Besitz in den letzten Jahren ins Riesenhafte gesteigert, er gehörte heute unstreitig zu den reichsten Männern des Landes. Seine Eisenwerkstätten versorgten ganze Provinzen mit ihren Produkten, auf seiner Besitzung Rohrbach, die den Umfang eines kleinen Herzogtumes hatte, drängte sich eine Fabrik an die andere. Und dies alles sollte nach seinem Tode zersplittert werden, in fremde Hände übergehen! Es bereitete ihm einen wahren Schmerz, wenn er daran dachte.

Ein Vergleich seiner Lage mit der eines anderen, zu dem ihn vor kurzem die Umstände genötigt hatten, trug noch dazu bei, seine Mißstimmung zu erhöhen. Jordan hatte nur einen ihm einigermaßen ebenbürtigen Rivalen, den Großindustriellen Baron Möller, dessen Eisenhütten und Kohlengruben an die seinen stießen. Zwischen diesen beiden Eigentümern war nun in jüngster Zeit vereinbart worden, daß der eine wie der andere seinen Besitz an eine von ihnen gemeinschaftlich gegründete Aktiengesellschaft übertrage. Die Gründung dieser Aktiengesellschaft, von

der er sich große Vorteile erhoffte, war ein alter Lieblingsplan Jordans und er triumphierte an dem Tage, da ihm seine Ausführung gelang. Aber seine Freude wurde durch etwas, das mit der geschäftlichen Angelegenheit nicht zusammenhing, getrübt. Baron Möller hatte drei Söhne, die alle an seiner Seite arbeiteten. Jordan lernte sie gelegentlich seiner Konferenz mit dem Vater kennen, und war sehr überrascht, wie klug, temperamentvoll und hartnäckig diese jungen Leute die Interessen ihrer Firma vertraten. Alle drei waren Geschäftsleute vom Wirbel bis zur Sohle, man merkte ihnen an, daß sie in ihrem Beruf aufgingen und sehr stolz auf ihn waren. Jordan konnte sie nicht ohne ein Gefühl des Neides betrachten. Wie glücklich war doch dieser Möller mit solchen Söhnen. *Sie* würden alles aufbieten, das väterliche Erbe zu erhalten und zu vermehren, denn *ihnen*, die einer urchristlichen Familie entstammten, waren ja Ansichten, wie sie Egon hegte, völlig fremd. Jordan sah voraus, daß die Möller dereinst seine eigenen Unternehmungen mit Haut und Haaren verschlingen würden. Und ähnlich wie ihm werde es auch anderen ergehen, wenn der jüdische Nachwuchs fortführe, Geschäft und Erwerb als etwas Entehrendes zu betrachten.

Allen diesen Empfindungen, die ihn erst kürzlich schwer bedrückt hatten, gab Jordan jetzt Ausdruck. Er sprach eigentlich viel mehr zu sich als zu Konstanze, es war ihm ein Herzensbedürfnis, über sein Schicksal zu klagen. Sie waren jetzt in der Weinstube ganz allein, denn die beiden fremden Gäste hatten sich längst entfernt, und auch die Kellner, nachdem sie abserviert hatten, sich

zurückgezogen. Zu der vorgerückten Stunde vernahm man auch von der Straße kaum einen Laut mehr. Jordan sprach in der großen Stille, die ihn umgab, mit steigender Lebhaftigkeit fort. Ganz von seinen weittragenden geschäftlichen Plänen erfüllt, schilderte er mit einem Gemisch von Stolz und Kummer, welche beispiellose Prosperität die Zukunft seinem Hause hätte bereiten können, und zu welcher weltbeherrschenden Kapitalsmacht es vielleicht emporgewachsen sein würde, wenn ihm das Schicksal eine von seinem Geiste beseelte Nachkommenschaft gegönnt hätte. Hiebei merkte er kaum, daß ihm Konstanze nichts antwortete. Sie saß mit gefurchter Stirn und zusammengepreßten Lippen da. Des Vaters Worte erregten sie sehr, doch hielt sie ihren Widerspruch lange zurück. Endlich aber konnte sie ihr Gefühl nicht bemeistern und rief ganz unvermittelt aus: „Es ist furchtbar! Man wird es in späteren Zeiten vielleicht gar nicht begreifen können, daß ein kluger und guter Mensch so denken und urteilen konnte wie Du."

„Was willst Du damit sagen? Ich verstehe Dich nicht", fragte Jordan sehr betroffen.

„Aber, so überlege, bedenke doch nur einen Augenblick, was Dein Ziel und Deine Sehnsucht ist: heute mehr zu besitzen als gestern und morgen mehr als heute und immer mehr, mehr, noch mehr, ganz ohne Grenzen. Und den erworbenen Besitz auf Kinder und Enkel mit der Zuversicht zu vererben, daß auch sie unablässig an seiner Vergrößerung arbeiten würden. Eine Vermögensanhäufung also ohne Grenzen! Du würdest ja empört sein, wenn man Dir für Dein heutiges oder künftiges Ver-

mögen eine Grenze und wäre sie noch so hoch, ziehen wollte; was Dich begeistert ist doch eben, daß es dafür keine Grenze gibt, daß Du Dir vorstellen kannst, Du oder Deine Nachkommen würden einst alles besitzen, alles, was auf der Oberfläche der Erde ist und in ihrem Schoß sich birgt, alles, alles — Du allein Besitzer der Welt und die anderen entrechtet."

Konstanze hatte diese Worte, die ihr schon längst wie eine schwere Masse die Brust zu bedrücken schienen, mit fieberhafter Hast hervorgesprudelt. Jetzt atmete sie erleichtert auf und blickte den Vater erwartungsvoll an. Aber der lächelte nur wie zu einem komischen Einfall.

„Das sind Phantasien, mein liebes Kind", sagte er dann, „es ist schon dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen!"

„Aber schon das Streben nach diesem Ziel ist doch furchtbar, Vater, begreifst Du das nicht? Und die Bäume! Wer kann wissen, wie hoch die noch wachsen! Wer kann wissen, ob es nicht in hundert Jahren einen Trust von einem Dutzend Milliardären gibt, dem einfach die Erdkugel gehört!"

Sie verstummte einen Augenblick, wie um neue Kräfte zu sammeln, fuhr aber gleich wieder fort: „Es wäre eigentlich nur die logische Entwicklung des Kapitalismus, dessen verheerende Wirkungen wir heute schon sehen . . . Als ich Dich eben sprechen hörte, Vater, da begriff ich, daß eine Befreiung von diesem Übel auf friedlichem Wege nicht möglich ist. Gott! Wenn auch die guten Menschen so denken! Wenn es nicht nur habgierige Schurken sind, die dem Geld nachjagen, sondern auch

edlere Naturen sich förmlich dafür begeistern können, tote Güter durch Generationen anzuhäufen — dann wird dieses System nie freiwillig geändert werden. Es ist wie ein höllischer Trug, daß auch Menschen wie Du, Vater, solche Handlungen im Licht einer schönen Pflichterfüllung sehen können . . . Nein, jetzt versteh' ich besser als je, daß jedes Mittel, auch das furchtbarste, berechtigt ist, wenn es dazu dienen kann, diese Gesellschaftsordnung zu zertrümmern!"

Konstanze hatte in ihrer leidenschaftlichen Erregung jede Rücksicht, die sie sonst auf den Vater zu nehmen pflegte, vollständig vergessen. Es war ein wilder Ausbruch ihres Herzens, das sich in grenzenlosem Mitgefühl für die Leidenden und Bedrückten verzehrte. Jordan erblaßte, als er ihr in die weitgeöffneten, flammensprühenden Augen sah. „Du wärst imstande, selbst eine Bombe zu schleudern", murmelte er.

Sie erwiderte nichts. Langsam löste sich die tiefe Spannung ihres Wesens. Eine Träne glänzte in ihren Augen, der blonde Kopf mit den kindlichen Zügen, in denen es noch zuweilen zuckte und bebte, war vornübergeneigt. Auch Jordan fand in seiner tiefen Niedergeschlagenheit kein Wort. So saßen sie lange, ganz in sich versunken, beieinander. Endlich raffte Jordan sich auf und rief nach der Rechnung.

Auch auf dem Heimweg wollte kein Gespräch in Fluß kommen. Sie gingen dieselbe Straße, auf der sie gekommen waren. Jordan erinnerte sich seines überschäumenden Glücksgefühles der eben verflossenen Stunden und wie sicher er sich damals Konstanzens gefühlt hatte. Dies

fügte zu seinem Kummer noch bitteren Verdruß hinzu, denn törichterweise verzeiht sich der Mensch nichts weniger, als wenn er sich grundlos gefreut hat. Zu Hause angelangt, wollte er gleich auf sein Zimmer, aber Konstanze bat ihn noch um einige Minuten Gehör.

Sie war inzwischen mit sich zu Rate gegangen und sah ein, daß sie durch ihre Heftigkeit in dem Vater die ärgsten Besorgnisse geweckt hatte. Diese wollte sie nach Kräften beschwichtigen, ihn wenigstens von der Angst befreien, daß sie vielleicht als Revolutionärin auf dem Schafott enden werde. Aber anderseits stand bei Konstanze auch fest, daß sie nicht länger zu Hause bleiben dürfe. Das Opfer, das sie dem Vater durch ihr Verweilen brachte, verfehlte, wie sie sich jetzt überzeugt hatte, seinen Zweck vollständig. Anstatt ihm wohlzutun, wie es doch ihre Absicht war, bereitete sie ihm nur neues Ungemach. Menschen von so diametral entgegengesetzter Weltanschauung wie sie beide konnten nicht dauernd in Frieden leben, und die Wunden, die sie sich notwendigerweise schlagen mußten, schmerzten nur um so heftiger, je größer ihre gegenseitige Zuneigung war. Gewiß, dem Vater werde ihre Entfernung zuerst großen Kummer verursachen, aber für seine Ruhe werde sie schließlich doch einen Gewinn bedeuten. Und was sie selbst betraf, so strebte sie aus allen Kräften hinaus. Sie brannte vor Verlangen, auf eigenen Füßen zu stehen und an dem Werk der sozialen Befreiung mitzuarbeiten. Wohl hatte sie noch keinen bestimmten Plan gefaßt, wie sie sich betätigen wollte. Ihr schwebte zunächst bloß vor, nach London zu reisen, wo, wie sie wußte, nicht nur der größte Arbeitsmarkt war, sondern auch alle ge=

waltigen Zeitströmungen brandeten. Sie war entschlossen, in London in die große, für die Zukunft streitende Arbeiterarmee als überzeugte Kämpferin einzutreten.

Dies waren vorläufig ihre Absichten, aber dem Vater sagte sie bloß, daß sie eine Studienreise nach London machen wolle. Und sie versprach, nachdem sie dort ihren Gesichtskreis erweitert hätte, zu ihm zurückzukehren, um dann erst gemeinschaftlich mit ihm über ihre weitere Zukunft zu beschließen. So, hoffte sie, werde er sie ohne Sorge ziehen lassen. Aber in ihm war jede Illusion, daß er jetzt oder später auf sie werde einwirken können, erloschen. Er wußte jetzt, daß sie zu jenen Naturen gehörte, die wohl oder übel das über sie verhängte Schicksal erfüllen müssen. Daher versuchte er auch kein Wort des Widerspruches. Müde und hoffnungslos nickte er zu allem, was sie sagte, mit dem Kopfe. Es wurde beschlossen, daß Konstanze schon in der nächsten Woche abreisen solle.

Die Nacht, die Jordan nach diesem Gespräch verbrachte, war eine der bittersten seines Lebens. Von den seelischen Aufregungen müde und zerschlagen, hatte er kaum die Kraft, sich im Bette umzuwenden. Aber trotz dieser Erschöpfung fand er keinen Augenblick des Schlafes. Denn während sein Körper wie gelähmt war, jagten sich in seinem Geist die Bilder. Er durchlebte jetzt sein ganzes bisheriges Leben, zog sozusagen dessen Bilanz. Dies hatte er also erreicht! Dies war das Resultat unermüdlicher Kämpfe, eines beispiellosen Energieaufwandes! Wahrhaftig, um so unglücklich zu werden, hätte er sich viel Mühe ersparen können! Und er grübelte angestrengt darüber nach, inwiefern ihn selbst eine Schuld an seinem

Mißgeschick treffe. Hatte er seine Frau und Kinder nicht richtig zu behandeln gewußt? War es unrecht von ihm gewesen, große Reichtümer anzusammeln, die vielleicht auf ihre Gemüter verwirrend gewirkt hatten? Wären sie alle glücklicher geworden, wenn er arm geblieben wäre? Er fand keine Antwort auf diese Fragen, aber es schien ihm, daß eine rastlose Tätigkeit wie die seine niemals tadelnswert sein könne, sowie er sich auch selbst das Zeugnis eines liebevollen Gatten und gewissenhaften Vaters ausstellen durfte. Aber vielleicht lag doch in jedem Reichtum, auch in dem ehrlichst erworbenen, ein Fluch, der sich rächen mußte? Bei diesem Gedanken drängte sich Jordans geistigem Auge das Bild seines ersten Chefs, des Großhändlers Sternheim, auf, in dessen Dienste er vor vierzig Jahren als blutjunger Mensch getreten war. Er sah die ganze Familie Sternheim wieder deutlich vor sich: den Vater, die Mutter, die Söhne und Töchter. Wenn es einen Fluch des Reichtums gab, so hatten sie wenigstens nicht darunter gelitten, denn in ihrem Kreise hatte er zum erstenmal das echte Familienglück gesehen. Meinungsverschiedenheiten über Lebensanschauungen, sogar sehr heftige, hatte es wohl auch in dieser Familie gegeben, aber sie waren dort nie bis zu einer Spaltung oder einem Bruch gediehen. Denn über allen Prinzipien- und Meinungsstreit siegte der unzerstörbare Familienzusammenhang. Alle fühlten sich solidarisch, weil sich alle als Juden fühlten, die ein patriarchalisches Familienband umschlang. Wo ist das heute hingeraten? fragte sich Jordan voll Bitterkeit. Was wohl der alte Sternheim sagen würde, wenn er mich im Kreise m e i n e r Familie sehen könnte,

wo jeder Einzelne im Denken wie im Handeln im schärfsten Gegensatz zu mir steht: die Frau als bigotte Katholikin, der Sohn als Staatssozialist, die Tochter als Revolutionärin . . .

Schon in den nächsten Tagen traf Konstanze ihre Reisevorbereitungen. Nach ihrer Beendigung fuhr sie auf das Gut zu ihrer Mutter und Schwester, um von ihnen Abschied zu nehmen. So lernte Jordan schon jetzt sich an die Einsamkeit seines Zimmers gewöhnen. Aber eines Abends überraschte ihn dort die Baronin Hebenstreit und leistete ihm ziemlich ausdauernd Gesellschaft. Seit ihrer Verschwägerung mit ihm war sie schon oft, aber immer nur zu kurzem Besuch gekommen, weil, wie es schien, die Anwesenheit Konstanzens ihr einigen Zwang auferlegte. Darum trachtete sie heute, wo sie Jordan allein fand, das Versäumte nachzuholen, indem sie sich in dem teilnahmsvollen Ton einer nahen Verwandten sehr angelegentlich nach allem, was ihn betraf, erkundigte.

Zuerst wollte sie wissen, wie er mit seinem neuen Geschäftsführer zufrieden sei. Jordan sprach von Leopold mit Worten hohen Lobes. Allem Anschein nach sei er ein sehr uneigennütziger Charakter, denn er verschmähe es, im Gegensatz zu manchen seiner Kollegen, sich an Privatspekulationen zu bereichern. Um ihn nun in dieser löblichen Gesinnung zu bestärken, habe er seinen Gewinnanteil an den Geschäften der Firma beträchtlich erhöht. „Denn", meinte Jordan, „ein Mann, der die großen Gewinne anderer durch seine Hände gehen sieht, wird auch bald selbst an das Leben höhere Ansprüche stellen, und sollte er sich auch persönlich bescheiden wollen, so wird es

doch seine Frau nicht tun." Er lächelte ein wenig bei diesen Worten, woraus die Baronin schloß, daß er schon einigen Einblick in die Familienverhältnisse seines Prokuristen gewonnen hatte.

Sie brachte dann das Gespräch auf andere Dinge und erwähnte wie beiläufig, daß sie jüngst in den Zeitungen von der durch ihn und Baron Möller gegründeten großen Bergbaugesellschaft auf Aktien gelesen habe. Wenn es kein Geheimnis sei, würde sie wohl gern etwas näheres darüber erfahren, sie interessiere sich aus reiner Wißbegierde für groß angelegte Finanzgeschäfte.

Es wurde ihr nicht schwer, Jordan zum Sprechen zu bringen. Ihm machte es stets Freude, sich der Geschichte seiner Unternehmungen zu erinnern und so gewissermaßen den ganzen Weg von der Entstehung eines Projektes in seinem Geiste bis zu dessen endlicher Ausführung nochmals zu durchwandern. So gab er ihr denn zuerst ein ziemlich genaues Bild seines Montanbesitzes in der betreffenden Gegend sowie desjenigen seines früheren Gegners und nunmehrigen Verbündeten Baron Möller. Dann erzählte er, daß er lange schon eine Vereinigung der beiden Betriebe behufs Verringerung der Herstellungskosten geplant hatte und welche Schwierigkeiten bis zur Erreichung dieses Zieles zu überwinden waren. Er wurde sehr ausführlich, berührte auch viele auf die Eisenfabrikation bezügliche Einzelheiten, welche die Baronin nicht allzu sehr interessierten, obgleich sie große Aufmerksamkeit heuchelte. Endlich aber fragte sie: „Die Aktien werden wohl ein sehr bedeutendes Erträgnis abwerfen, nicht wahr?"

„Allerdings", antwortete Jordan, „es steht schon für

das erste Jahr eine zwanzigperzentige Dividende in Aussicht."

„Ah!" rief die Baronin. „Und zu welchem Preise dürfte wohl eine Anzahl von Aktien erhältlich sein?"

Jordan schüttelte den Kopf. „Weder ich noch Baron Möller denken daran, auch nur eine einzige zu veräußern. Jeder von uns hängt an seinem Besitz, dessen Wert sich in Zukunft noch bedeutend erhöhen wird. Mit der Bildung der Aktiengesellschaft verfolgten wir ja lediglich den Zweck, eine geeignete Form für die Vereinigung unserer beiden Besitztümer zu schaffen."

„Ach so!" sagte die Baronin, und die Enttäuschung, die sie empfand, wurde gegen ihren Willen in diesem Ausruf vernehmlich. Nach einer Weile fragte sie: „Besitzen Sie und Baron Möller die gleiche Anzahl Aktien?"

„Nur beinahe die gleiche", antwortete Jordan. „Ich besitze zehn Aktien mehr als er."

„Nun", meinte sie lachend, „das ist kein großer Unterschied."

„Er ist viel bedeutender, als es scheint. Hauptsächlich dieser zehn Aktien wegen, die ich nicht missen wollte, ist es zwischen Baron Möller und mir so lange zu keiner Verständigung gekommen, und ich mußte sie ihm, als er sie mir endlich doch überließ, im Verhältnis zu ihrem wahren Werte vielfach überzahlen."

„Aber das ist höchst merkwürdig", sagte die Baronin sehr erstaunt. „Warum kaprizierten Sie sich so sehr auf diese zehn Aktien?"

„Weil sie es sind", antwortete Jordan, „die mir die Macht über die ganze Aktiengesellschaft verleihen. Mit

ihrer Hilfe verfüge ich in der Generalversammlung über eine Stimme mehr als Baron Möller und kann daher von ihm nie überstimmt werden."

„Das ist wahr", sagte die Baronin nachdenklich. „Aber welchen Vorteil gewährt Ihnen diese Macht?"

„Sie schützt mich in jedem Fall vor Nachteilen. Durch sie bin ich der Gefahr entrückt, daß Baron Möller gegen meinen Willen mit unserem gemeinsamen Besitztum schalten könnte."

„Aber", wendete die Baronin ein, „er würde doch sicherlich nichts gegen dessen Interesse unternehmen, da er ja damit zugleich sich selbst schädigen würde."

„Allerdings", sagte Jordan, „doch wäre immerhin der Fall denkbar, daß sein Interesse nach einer anderen Seite noch stärker engagiert wäre. Ich könnte mir manche geschäftliche Kombination vorstellen, die ihm so großen Vorteil brächte, daß dieser ihn sogar für den Ruin unserer Bergbaugesellschaft reichlich zu entschädigen vermöchte. Ob einer sich nun gegebenenfalls auf eine solche Kombination einläßt oder nicht, ist lediglich eine Frage seiner geschäftlichen Moral. Natürlich bin ich weit entfernt, die geschäftliche Moral Baron Möllers, den ich persönlich nicht näher kenne, anzuzweifeln. Indem ich mich aber der Majorität der Aktien versicherte, habe ich mich für alle Fälle gegen illoyale Handlungen geschützt."

„Das war gewiß sehr klug", sagte die Baronin, die Jordan mit großer Spannung zugehört hatte. „Wie steht es aber nun mit Baron Möller? Er ist doch eigentlich jetzt ganz in Ihrer Hand? Denn indem er Ihnen jene zehn Aktien überließ, wodurch er Ihrem Besitz den ver-

langten Schutz gewährte, hat er Ihnen zugleich den seinigen auf Gnade und Ungnade ausgeliefert. Ist's nicht so?"

„Ich werde sein Vertrauen gewiß nicht täuschen", erwiderte Jordan ernst.

„Davon bin ich überzeugt", bemerkte sie. Sie dachte eine Weile nach und sagte dann, während es in ihren Augen seltsam aufleuchtete: „Trotzdem glaube ich, daß Möller die zehn Aktien sehr gern haben würde."

„Natürlich, aber es kann doch nur einer das Heft in Händen haben, und ich habe ja auch dafür entsprechend gezahlt."

Noch andere Geschäfte Jordans wurden, bevor ihn die Baronin verließ, teils ausführlich erörtert, teils im Fluge berührt. Bei jedem ihrer Besuche bemühte sie sich, einen möglichst genauen Überblick über seine Operationen zu gewinnen. Und sie prüfte und ergänzte die Mitteilungen, die er ihr machte, in ihren regelmäßigen Konferenzen mit Leopold, der auf seinem Rückwege vom Bureau täglich bei ihr vorsprach. Natürlich hatte Leopold längst herausgefunden, daß das große Interesse seiner Gönnerin für finanzielle Neuigkeiten zum Teil auch darin seinen Grund hatte, daß sie an der Börse spekulierte. Sie ging hiebei mit großer Vorsicht zu Werke und wagte nur dann einen Coup, wenn alle ihre Nachrichten ihr das Gelingen so gut wie verbürgten. Aber wenn auch Leopold diese Jobberei einer Frau beklagte, die ihm einst so hoch und rein wie ein Stern erschienen war, so wendete er sich trotzdem nicht von ihr ab. Für ihn war und blieb sie nun einmal die Christin aus der vornehmen Klasse, in welcher Eigenschaft für ihn ein undefinierbarer Zauber lag. Und

er kam täglich, um ihr mit größter Gewissenhaftigkeit den erwarteten Rapport zu erstatten.

Viel geringer als der seine war hingegen Fritzis Respekt vor der Baronin. Ja, seit sie sich mit ihrer Hilfe verheiratet hatte, machte sie aus ihren wenig freundlichen Gefühlen für sie kaum mehr ein Hehl. Fritzi war eifersüchtig auf die Vorteile, welche die Tante durch ihre Intimität mit Jordan genoß. Besonders reizte es sie, daß sie noch immer die schöne, mit blauer Seide ausgeschlagene Familienequipage benützen durfte. Zwar bediente sich jetzt auch Fritzi bei ihren Kommissionen eines Fiakers und fuhr sogar stundenlang ganz zwecklos umher, weil sie sich in der echt vornehmen Lässigkeit, mit der sie im Wagen zu sitzen glaubte, unendlich gefiel. Aber sie war überzeugt, daß sie in der Equipage eine noch bessere Figur machen würde. Und es erbitterte sie aufs höchste, daß die Tante eine Sache in Beschlag nahm, auf die sie ein viel größeres Recht zu haben glaubte.

Schon bei ihrer Verlobung hatte sich Fritzi höchst merkwürdige Vorstellungen von der Natur ihrer Rechte gemacht, die sich seither in ihren Augen durch eine Art optischer Täuschung noch vergrößert hatten. Und nicht bloß sie verfiel in diesen Irrtum, sondern die ganze Residentenfamilie. Die Hebenstreits waren sukzessive zu der Überzeugung gelangt, daß sie auf Jordans Vermögen eigentlich ebenso viel Anspruch hätten wie er und seine Familie. Und indem sie nun deren äußere Lage mit der ihrigen verglichen, erschienen sie sich schmählich verkürzt. Wohl hatte Fritzi heute eine sehr elegante Wohnung, trug die schönsten Kleider und lebte überhaupt in einem Wohl-

stande, den sie sich nie hätte träumen lassen. Aber sie verachtete alle diese Glücksgüter, seit ihr Karl bei seinem ersten Besuche nach seiner Verheiratung in sehr schwungvollen Worten sein fürstliches Schloß mit dem dazu gehörigen Park samt Wiesen, Feldern und Teichen geschildert hatte. Fritzi wollte absolut nicht begreifen, warum sie in irgend einem Punkte hinter Karl und dessen Frau zurückstehen sollte. Vermögen war doch in solchem Überfluß vorhanden, daß alle, die mit Jordan in naher Beziehung standen, in dem gleichen Glanze leben konnten. Und auch die Revidentin ereiferte sich sehr heftig, wenn Leopold Fritzi einmal wegen einer besonders extravaganten Ausgabe Vorstellungen machte. „Da hört si alles auf, jetzt soll ma si a no einschränken, und der Jud, der Jordan, hat seine achtzig Millionen!"

Auch der Revident war mit Jordan sehr unzufrieden, weil er ihm angeblich für die Ausführung des Luftschiffprojektes zu geringe Beträge zur Verfügung stellte. Tatsächlich floß aber alles, was er bekam, aus Leopolds Tasche, der es nicht gewagt hatte, seinem Schwiegervater mitzuteilen, daß das Projekt von den Fachmännern Jordans für ganz unbrauchbar erklärt worden war, und ihm nun im Namen seines Chefs von Zeit zu Zeit kleinere Summen übergab. Wenn aber Leopold gehofft hatte, durch diese persönlichen Opfer den Revidenten zu besänftigen, so sah er sich bald getäuscht. Dessen Klagen über jüdische Engherzigkeit und Beschränktheit wurden im Gegenteil immer heftiger.

Die Revidentenfamilie schien überhaupt ihre Lebensaufgabe darin zu erblicken, auf Jordan zu schimpfen. Sie

tat beinahe den ganzen Tag nichts anderes. Frau Hebenstreit hatte einen förmlichen Überwachungsdienst für sein Haus eingerichtet. Ihre Aufsichtsorgane waren die Portiersfrau sowie einige kleine Geschäftsleute aus der Umgebung. Jetzt kam ihr die große Technik sehr zu statten, die sie sich schon früher bei der Überwachung der eigenen Nachbarn erworben hatte. Die Revidentin wußte bald haarklein, was in der Familie Jordan geschah. Sie erfuhr von jedem Brief, der von dem Gut hereinkam, ihr blieb keiner der unangenehmen Auftritte zwischen Egon und seinem Vater verborgen, und als Konstanze ihre Vorbereitungen zur Abreise traf, wurde es ihr sofort durch einen eigenen Eilboten gemeldet. Und jedesmal, wenn sie genug Rohmaterial gesammelt hatte, verarbeitete sie es zu Hause in der von ihr längst erprobten und bewährten Weise.

„Die jüngere Tochter, die Konstanze, lauft jetzt vom Haus weg", berichtete sie, „nach London geht s', dös muß a saubers Früchtl sein, no jo, i sog's jo immer, kane Spur von aner Moral is bei die reichen Juden . . ."

Einer der Herzenswünsche der Revidentin war, der Abreise Konstanzens persönlich beizuwohnen, bei welcher Gelegenheit sie allerlei Skandalöses auszuspionieren hoffte. Ihre Organe hatten ihr auch rechtzeitige Bekanntgabe des Abfahrtsortes wie der Zeit versprochen. Nun wagte sie sich kaum mehr aus dem Hause, immer eines Rufes gewärtig. Da traf sie aber wie ein Donnerschlag die Nachricht, daß Konstanze schon über alle Berge sei. Ohne die Portiersfrau auch nur im mindesten in ihre Intentionen einzuweihen, sei sie ganz plötzlich abgereist.

„Na ja, von so aner Person war ja auch nix anders zu erwarten", sagte die Revidentin giftig, nachdem sie sich von ihrer Bestürzung ein wenig erholt hatte.

Wirklich hatte Konstanze eines Abends den raschen Entschluß gefaßt, ihre Reise, für die noch kein bestimmter Tag festgesetzt war, sogleich anzutreten. Sie hatte dann ihren Koffer selbst gepackt, ihn auf einen Wagen laden lassen und war zu ihrem Vater, der sich noch in seinem Bureau befand, gefahren. Dort teilte sie ihm mit, daß sie schon mit dem in einer halben Stunde abgehenden Zuge fort wolle. Jordan erschrak sehr heftig, willigte aber sogleich ein. Er begriff, daß Konstanze mit dieser überstürzten Abreise sich und ihm die Qual der bangen Stunden vor der Trennung abkürzen wollte. Schon ihre letzten gemeinsam verlebten Abende waren schrecklich gewesen, zumeist hatten sie schweigend beieinander gesessen. Wohl hatte Konstanze den Vater mit dem wiederholten Versprechen beruhigen wollen, daß sie schon bald zurückkehren werde, aber alle ihre Worte waren bei ihm auf eine fast undurchdringliche Mauer von Zweifel und Unglauben gestoßen. Seit er an jenem Abend die wilde Flamme in ihrem Blick gesehen, hielt er sie unter Umständen auch einer politischen Schreckenstat für fähig, und seine Phantasie war, wenn er an sie dachte, von grauenhaften Vorstellungen erfüllt.

Auch auf dem Wege zum Bahnhof sprachen Vater und Tochter nur wenig, Jordan zitterte zuweilen leise wie im Fieber. Als sie ankamen, stand der Zug schon zur Abfahrt bereit, die meisten Reisenden waren in ihren Kupees schon untergebracht, nur einige standen noch vor den ge-

öffneten Waggontüren. Auch Konstanze blieb auf dem Bahnsteig neben dem Vater, das Abfahrtszeichen erwartend. Er sah jetzt alles wie im Traum. Der Anblick der Bahnhalle mit ihren oft gesehenen Bildern brachte ihm andere Reisen in Erinnerung, eine besonders, eine Sommerreise, die er vor vielen Jahren mit Frau und Kindern gemacht hatte. Und ihm war, als sähe er hinter den Fensterscheiben des Kupees, vor dem er eben stand, seine Frau sitzen, mit den beiden älteren Kindern ihr zur Seite, während das vierjährige Krausköpfl wie eine Wilde auf den Polstern herumsprang. Diese Fiebervorstellungen jagten mit schmerzhafter Schnelligkeit durch seinen Kopf. Indem ertönte das Abfahrtssignal, und Jordan empfing nur mit halbem Bewußtsein die Umarmung Konstanzens. Sie stieg rasch in den Zug, der sich auch sogleich in Bewegung setzte. Mechanisch blickte Jordan ihm nach, dann ging er ebenso fort und setzte sich, ohne eines klaren Gedankens fähig zu sein, in seine draußen wartende Equipage, die ihn nach Hause brachte. Als der Portier seinem Herrn den Wagenschlag öffnete, merkte er an seiner Haltung nichts Auffälliges, er sah ihn auch scheinbar ganz ruhig die ersten Stufen der Treppe hinaufsteigen, dann aber plötzlich schwanken und zusammenbrechen.

Im Hause herrschte angesichts dieses Anfalles zuerst die größte Verwirrung, endlich brachte die Dienerschaft Jordan zu Bett, Ärzte wurden geholt, die ein schweres Herzleiden konstatierten und sogar die Besorgnis äußerten, daß der Kranke die Nacht nicht überleben werde. Indessen besserte sich sein Zustand gegen Morgen ein wenig.

Aber die Gefahr war auch in den nächsten Tagen noch

nicht beseitigt. Gattin und Tochter waren auf die Nachricht der Erkrankung vom Gut in die Stadt gekommen, durften aber nur wenig um den Kranken sein, da ihn ihre Gegenwart zu erregen schien. So wurde seine Wartung fast ganz einer bezahlten Pflegerin überlassen.

Leopold kam täglich mehreremal, sich nach dem Befinden seines Chefs zu erkundigen. Sein Leiden flößte ihm tiefe Teilnahme ein, denn er liebte und bewunderte diesen Mann. Einmal traf er im Vorzimmer die Baronin, die sich angelegentlich mit den Ärzten besprach. Nach ihrer Entfernung sagte sie zu ihm: „Es steht schlecht um unseren armen Freund. Die Ärzte erklären, er werde nie wieder arbeitsfähig sein. Nur absolute Ruhe kann sein Leben noch einige Zeit fristen. Sobald es möglich ist, wird er nach dem Süden gebracht werden."

Sie gingen im Gespräch miteinander fort und trafen auf der Treppe Egon, der auch nach dem Kranken sehen wollte. Da er und Leopold sich persönlich noch nicht kannten, stellte sie die Baronin einander vor. Sie sprach dann sehr warm und herzlich mit Egon, worauf er zwar höflich, aber mit deutlicher Zurückhaltung antwortete. An Leopold, der neben ihm stand, richtete er überhaupt nicht das Wort. Als jener sich endlich mit der Baronin entfernte, fing er zufällig einen Blick Egons auf, der auf ihm und ihr voll tiefen Mißtrauens ruhte. Mit diesem Blick vereinigte er sie beide gleichsam, klassifizierte sie als gegen ihn verbündete Feinde. Und so wenig sich auch Leopold dieses seltsame Betragen deuten konnte, erweckte es in ihm doch ein höchst peinliches Gefühl.

XII.

„Wissen Sie schon das Neueste? Kleopatra hat sich verlobt!"

Mit diesen Worten empfing Lotti Gschmeidler, bevor sie noch seinen Gruß erwidert hatte. Er war an einem Sonntagnachmittag etwas früher als gewöhnlich in die Wohnstube gekommen und hatte die Familie noch allein getroffen.

„Nochmals guten Abend", sagte Gschmeidler. „Also Kleopatra verlobt! Das freut mich für das arme Mädchen von Herzen."

„Und sie macht sogar eine sehr gute Partie, guten Abend, Herr Gschmeidler", sprudelte Lotti, die vor freudiger Aufregung ganz aus dem Häuschen war, atemlos hervor. „Er ist ein schlanker, großer Mensch mit einem braunen Schnurrbart, der sie schon heute riesig gern hat."

„Und er hat auch ein gutes Geschäft", fiel jetzt der Hausherr ein, „die Firma geht Moritz Rotholz, Gemischtwarenhandlung. Ich hab' mich genau erkundigt: der Mann macht einen sehr schönen Umsatz."

„Was mich besonders für den jungen Mann einnimmt", erklärte Frau Kastner, „ist sein schönes Verhältnis zu seiner Mutter. Sie ist Witwe, er ihr einziges

Kind. Wirklich rührend, wie er an der alten Frau hängt und für sie sorgt!"

„Das ist ja prachtvoll", sagte Gschmeidler. „Hoffentlich ist auch Fräulein Kleopatra sehr zufrieden?"

„O, sie ist im siebenten Himmel!" rief Lotti. „Sie traut sich gar nicht an ihr Glück zu glauben."

„Und die Mutter?" fragte Gschmeidler weiter. „Wie groß muß erst ihre Wonne sein? Wenn man bedenkt, daß sie immer voll Angst war, ihre Tochter werde überhaupt keinen Mann finden!"

Eine kleine Pause entstand, dann sagte Frau Kastner, ein wenig verlegen lächelnd: „Sie ist ein bißchen sonderbar, die liebe Frau Margulies . . ."

„O", fuhr Lotti auf, „man könnte noch schmückendere Bezeichnungen für sie gebrauchen als sonderbar." Und sie erzählte Gschmeidler, daß Kleopatra und Rotholz sich auf Veranlassung und unter dem Schutz ihrer Mutter während der Abwesenheit der Frau Margulies kennen gelernt hätten. Bei deren Rückkehr von ihrer Reise sei dann Frau Kastner mit den jungen Leuten auf dem Bahnhof erschienen, um die Freundin zu begrüßen und ihr in solenner Weise ihren künftigen Schwiegersohn vorzustellen. Aber der bei diesem Anlasse mit großer Bestimmtheit erwartete Freudenausbruch, begleitet von Tränen und Umarmungen, habe leider nicht stattgefunden. Frau Margulies' einzige Gefühlsäußerung, nachdem sie einen Blick auf den Erwählten ihrer Tochter geworfen, seien die lakonischen Worte gewesen: „Ordinär sieht er aus." — Der Rest war Schweigen, wenigstens insoweit Rotholz in Be-

tracht kam, den Frau Margulies an diesem Abend überhaupt keiner Ansprache gewürdigt hatte.

„Na, na", meinte Gschmeidler lachend, „Sie malen sie vielleicht doch ein wenig zu schwarz."

„Geduld!" sagte Lotti, „Sie werden bald selbst urteilen können, denn Frau Margulies kommt heute mit dem Brautpaar hieher."

Man befand sich noch in Erwartung dieses großen Ereignisses, als Jakob und beinahe gleichzeitig mit ihm Sigmund und Fränzchen eintraten. Dann folgten in kurzen Zwischenpausen das Ehepaar James Löwy sowie Richelieu mit Frau und Töchtern. Da nun der Grundstock der Gäste vorhanden und fünf Uhr auch schon vorüber war, reklamierte Jakob sehr energisch „seinen Kaffee" und war höchst ungehalten, als ihn die Schwester auf dessen Erscheinen bis zur Ankunft des Brautpaares vertrösten wollte, weil die heutige Jause gewissermaßen diesem zu Ehren gegeben werde.

Frau Kastner hatte nämlich für diesen Abend eine besonders lukullische Jause mit noch reichhaltigerem Backwerk als gewöhnlich und besonders fein belegten Brötchen vorbereitet. Zu diesem ungewöhnlichen Aufwand hatte sie übrigens nicht bloß die Rücksicht auf das Brautpaar, sondern auch auf ihre eigene Schwiegertochter bestimmt. War es doch seit deren Verheiratung das erstemal, daß Fritzi eine Einladung der Schwiegereltern zur Sonntagsjause angenommen hatte, und Frau Kastner glaubte sich dafür gar nicht genug erkenntlich zeigen zu können. Sie war überhaupt gegen Fritzi, besonders seit diese Mutterfreuden entgegensah, von einer

geradezu rührenden Hingebung und Aufmerksamkeit. Ihre Freude über das Glück, das sie von ihr erwartete, kam in hundert geleisteten kleinen Diensten zum Ausdruck. Wo es immer nur anging, war sie um sie bemüht, stets voll Sorge, ihr eine mögliche Anstrengung oder Unbequemlichkeit zu ersparen. Sie hätte sie nicht ängstlicher behüten können, wenn sie von Glas gewesen wäre. Aber Fritzi wußte solche Zartheiten nur wenig zu schätzen, ihr war es im Gegenteil sehr unlieb, an ihren Zustand, der sie keineswegs mit besonderer Genugtuung erfüllte, beständig erinnert zu werden.

Man wußte schon, daß sie kommen werde, und erwartete sie mit Ungeduld. Es herrschte eine gewisse Neugierde, wie sie sich wohl seit ihrer Heirat entwickelt habe. Als sie endlich mit Leopold eintrat, gingen ihr alle entgegen, nur Jakob blieb mit einem lauten Gebrumme über die „Unpünktlichkeit mancher Leute" auf seinem Platze am Kaffeetisch. Fritzi sah noch viel stattlicher und hübscher aus als früher, wozu allerdings ihre jetzige sehr kostbare Kleidung nicht wenig beitrug. Freilich paßte diese, allenfalls für eine Monstresoiree geeignete ziemlich exzentrische Toilette in keiner Weise für die bescheidene Jausengesellschaft. Auch mit Juwelen war Fritzi reich geschmückt. In ihren Ohren glänzten prachtvolle Brillantboutons und an ihren Fingern kostbare Ringe. Aber dieser etwas deplacierte Prunk störte nur wenige. Am entzücktesten war Richelieu. Er betrachtete die junge Frau mit einer Art Kennermiene und flüsterte dann Jakob zu: „Eine echt arische Erscheinung!"

Jakob zuckte die Achseln. „Wann a Jüdin solche — wie

haßt man's? — in de Ohren hätt' und überhaupt e so aufgetakelt wär', sageten Sie: echt jüdisch!"

Frau Kastner hatte Fritzi aufs Kanapee genötigt und schob ihr jetzt eilfertig ein Kissen hinter den Rücken. Dann lief sie selbst, eine Fußbank für sie zu holen, die sie ihr auch diensteifrig zurechtstellte. Und als Fritzi ziemlich ärgerlich gegen dieses Übermaß von Sorgfalt protestieren wollte, sagte sie leise in flehendem Tone: „Du mußt in Deinem jetzigen Zustand recht acht auf Dich geben, mein teures Kind, sei nur vorsichtig, um Gottes willen vorsichtig."

Nachdem Frau Kastner ihre Schwiegertochter versorgt hatte, wendete sie ihre Aufmerksamkeit dem Sohne zu. Er schien ihr blaß und angegriffen, weshalb sie ihn ängstlich fragte, ob er nicht leidend sei. Aber Leopold erwiderte, ihm fehle nichts, nur die Aufregung über die schwere Erkrankung seines Chefs habe ihn nervös gemacht. Und die Mutter sagte, daß auch sie dieses Unglück im tiefsten Herzen betrübe. Wie sei es doch vom Schicksal besonders grausam, gerade diesen Mann heimzusuchen, der so Großes geleistet, so viele Wohltaten um sich verbreitet und sich auch gegen ihren Leopold höchst edelmütig betragen habe. Bei diesen letzten Worten konnte sich Fritzi nicht enthalten, eine kleine spöttische Grimasse zu schneiden.

Das Gespräch über Jordan wurde allgemein. Auch die anderen nahmen daran teil. Leopold berichtete, daß er vor kurzem in Begleitung seines Arztes und seiner Pflegerin nach dem Süden abgereist sei. Seine Gemahlin solle ihm später nachfolgen. Und die meisten erör-

terten, was wohl die Zukunft für diese Familie bringen möge. Fritzi aber, augenscheinlich nur von einem Gedanken beherrscht, rief plötzlich, daß von nun an ihr Vetter Karl mit seiner Frau das Jordansche Palais bewohnen werde. Und in beinahe leidenschaftlichem Tone schilderte sie das ganze Haus, wie sie es erst jetzt genau kennen gelernt hatte, in allen Einzelheiten, wobei sie neben den Loggien und marmornen Freitreppen, den Prunksälen, Galerien und Wintergärten auch die allerverschwiegensten kleinen Kämmerchen nicht unerwähnt ließ, sofern auch sie durch einen besonderen Luxus ihre Phantasie erregt hatten. Deutlich offenbarte sich dabei ihr Neid auf jene, die alle diese Herrlichkeiten und diesen Komfort besaßen, ihr geradezu wildes Verlangen nach eigenem großen Reichtum und schrankenlosem Lebensgenuß.

Auch Jakob begehrte in diesem Augenblick nach Lebensgenuß, wenn er sich für ihn auch nur in der bescheidenen Gestalt einer Jause darstellte. Darum hielt er sich aber für berechtigt, ihn keine Minute länger entbehren zu müssen. Um nun die Schwester in geeigneter Form auf seinen legitimen Anspruch aufmerksam zu machen, trommelte er mit allen zehn Fingern auf dem Jausentisch so heftig Generalmarsch, daß die Teller und Tassen tanzten und klirrten. In dieser peinlichen Situation dünkte der armen Hausfrau sogar die Unheilsmiene der Frau Margulies, als sie nun endlich am Horizont erschien, ein rettendes Engelsgesicht. Herzlicher als je begrüßte sie die Freundin sowie das mit ihr erschienene Brautpaar, beide nochmals beglückwünschend. Die anderen folgten ihrem Beispiel.

Aber Frau Margulies wehrte die Beglückwünschungen sehr heftig ab.

„Ein schönes Glück!“ sagte sie geringschätzig. Und sich speziell an das Ehepaar Kastner wendend, fügte sie hinzu: „Die Erbschaft kommt mich teuer zu stehen. Wär' ich dagewesen, nie hätt' sich die Mad so wegwerfen dürfen!“

„Wegwerfen?“ rief Kastner sehr ärgerlich. „Ich begreif' Sie gar nicht. Rotholz ist doch ein braver Mensch aus guter Familie, der ein sehr einträgliches Gemischtwarengeschäft hat.“

„Gemischtwaren!“ wiederholte Frau Margulies verächtlich. „Ein Greisler! Meine Tochter heiratet einen Greisler! Alles kommt mir zu.“

Kleopatra war im Gegensatz zu ihrer Mutter in geradezu strahlender Laune. Die Freude, daß sie einen Mann gewonnen hatte, schien sie förmlich verwandelt zu haben. Und sie zeigte sich voll liebenswürdiger Aufmerksamkeit für ihren Bräutigam, der seinerseits an ihr offenbar großes Gefallen fand. Er war ein hübscher Mensch mit einem frischen, gutmütigen Gesicht.

Bei Tisch saß Frau Margulies den jungen Leuten gerade gegenüber, wobei sie beharrlich eine Profilstellung einnahm, um an ihrem künftigen Schwiegersohn vorbeizusehen. Auch würdigte sie ihn nie einer direkten Ansprache und reagierte auf seine Bemerkungen in der Regel nur mit allgemeinen, sehr bitteren Sentenzen. Das Brautpaar sprach von seinem künftigen Heim, und Rotholz erzählte, er habe schon eine passende Wohnung in der Inneren Stadt in Aussicht, die unter anderem auch sich dadurch empfehle, daß sie sich in der Nähe seines Geschäftes befinde.

Frau Margulies erhob sofort kampflustig das Haupt.

„Bessere Leut' wohnen heutzutag nicht mehr in der Stadt", erklärte sie. „In der Stadt hat man keine Luft und kein Licht. Aber mancher, der heiraten will, glaubt, daß er nur auf sich Rücksicht zu nehmen braucht." Sie würgte einige Augenblicke an ihrer gerechten Entrüstung und bemerkte dann halblaut zu der neben ihr sitzenden Frau Kastner: „Wie gefallt Ihnen das? Sie soll in einem Loch wohnen, damit er nicht weit zu seiner Greislerei hat."

„Aber, Mama, ich wohne sehr gern in der Stadt", rief Kleopatra.

„Sei still!" entgegnete die Mutter zornig. „Dir kann man alles weismachen."

„Ich bitte, Mama", sagte jetzt Rotholz, „wenn es Ihnen lieber ist, können wir auch in den Cottage ziehen."

Frau Margulies blickte mit der Miene einer schwergeprüften Dulderin zu Decke empor. „Manche Leut' haben merkwürdige Ansichten", sagte sie dann.

„Aber warum?" fragte er ein wenig pikiert, „man wohnt doch im Cottage ganz angenehm."

„Man wohnt auch in Klosterneuburg angenehm. Überall kann man angenehm wohnen. Aber was für den einen paßt, paßt nicht für den anderen."

In dieser liebenswürdigen Manier unterhielt sich Frau Margulies auch ferner mit Rotholz. Und obwohl er, wenn auch sichtlich mit einiger Anstrengung ihr gegenüber höflich blieb, verlor Kleopatra doch ihre ganze Munterkeit und ließ wieder, wie einst, den Kopf hängen.

Das Brautpaar, dem sich auch die anderen jüngeren

Leute anschlossen, beeilte sich, als die Jause beendet war, vom Tische aufzustehen. Auch die Herren zogen sich zu ihrer Spielpartie ins Nebenzimmer zurück. In Frau Margulies Gesellschaft verblieben jetzt nur die beiden älteren Damen. Sie war nach ihrer heftigen Erregung in ein stilles Brüten versunken, nur ihre Lippen bewegten sich langsam. Gschmeidler, der sie aus der Ferne beobachtete, glaubte zu bemerken, daß sie unhörbar das Wort „Greisler" aussprach. Aber kaum minder mißgestimmt als sie war Frau Kastner. Sie zitterte, daß der Preis so vieler Bemühungen, für Kleopatra einen Mann zu finden, durch die Launenhaftigkeit der Mutter verloren gehen könnte. Und unterstützt von Frau Richelieu, stellte sie ihr sehr eindringlich vor, wie unrecht sie habe, Rotholz, der eine sehr gute Partie sei, so abstoßend zu behandeln.

„Gute Partie!" ächzte Frau Margulies. „Meine Kleopatra hätt' Anspruch auf ganz andere Partien! So ein wohlerzogenes, gemütvolles, feingebildetes Mädel wie sie! Warum soll sie nicht wie andere, die viel weniger als sie wert sind, einen großen Advokaten heiraten oder einen berühmten Doktor oder einen reichen Bankier? Wahrhaftig, keinem Minister möcht' sie Schand' machen, keinem Gesandten! Sie spricht zwei fremde Sprachen und ist musikalisch. Soll einem nicht das Herz weh tun, daß so ein ungewöhnlich talentvolles Kind nicht Besseres erreicht als einen Greisler? . . ."

Und sie warf grimmige Blicke nach dem anderen Ende des Zimmers hinüber, wo der von ihr gehaßte Greisler friedlich neben seiner Braut auf einem Kanapee saß.

Dann hüllte sich Frau Margulies für den Rest des Abends in Schweigen. Sie trug die unversöhnliche Haltung einer Aristokratin zur Schau, die durch die Mesalliance ihrer Tochter bis auf den Tod verwundet ist. Versuche der Freundinnen, sie für die Heirat milder zu stimmen, wehrte sie mit einer Miene ab, welche besagte, daß jene auch beim besten Willen ihre Gefühle nicht verstehen könnten. Und um ihre glänzende Vereinsamung noch stärker zum Ausdruck zu bringen, brach sie früher als alle anderen aus der Gesellschaft auf. Demonstrativ ihre Tochter herbeiwinkend, verließ sie mit ihr hochaufgerichtet das Gemach, ohne Rotholz, der sich gleichfalls genähert hatte, zur Begleitung aufzufordern. So ließ sie ihn noch einmal die ungeheure soziale Kluft empfinden, die ihn nach ihrer Meinung von ihr trennte. Verzweifelt blickte Frau Kastner den Abgehenden nach. „Wenn ich nur wüßt' was sie will! Zwei junge Leut' die so gut zusammengepaßt hätten! Arme Kleopatra!"

Nicht lange nachher entfernten sich auch Leopold und Fritzi, die heute noch eine andere Gesellschaft besuchen und den Abend in einem Kabarett beschließen wollten. Das junge Paar lebte jetzt in einem beständigen Wirbel von Zerstreuungen. Fritzis erste Sorge an jedem Morgen war, das Vergnügungsprogramm für den Abend zu entwerfen und der Tag, an dem sie vor zwei Uhr früh nach Hause kam, erschien ihr als ein verlorener. Ihre Tagesstunden wurden hauptsächlich durch Besuche in den Kaufläden und Modesalons ausgefüllt. Mit unruhigen Blikken spähte sie dort nach allem, was etwa je in ihrer Mädchenzeit ihre Begierde gereizt haben mochte, fest ent-

schlossen, sich für jeden einst versagten Wunsch nun ausgiebig schadlos zu halten. Und sie war oft buchstäblich verzweifelt, daß die eine Laune mit der anderen im Widerspruch stand, ein Verzicht also auch heute unausweichlich war. Auf diesem Gebiet vollzogen sich eigentlich ihre stärksten Seelenkämpfe.

Seit ihr Vetter Karl mit seiner Frau wieder ständig in Wien wohnte, waren die beiden jungen Ehepaare sehr viel beisammen. Auch heute hatten sie sich für das Kabarett verabredet und Karl, der hier Stammgast war, hatte die Besorgung der Loge übernommen. Als Leopold und Fritzi mit einer kleinen Verspätung, erst nach Beginn der Produktion erschienen, fanden sie die beiden anderen schon in der Proszeniumsloge, hart an der Bühne installiert, die Karl immer bevorzugte. Und er lag beinahe mit dem halben Oberkörper über die Logenbrüstung geneigt, sehr andächtig einem der weiblichen Stars des Etablissements lauschend, der eben seine Couplets vortrug. Bei Fritzis Anblick winkte er sie eifrig herbei, damit auch sie keinen Ton oder keine Geste verliere. Sie setzte sich dann zu den beiden anderen an die Logenbrüstung, während Leopold im Hintergrunde blieb.

Nach Karls Behauptung sollten die heute zu erwartenden Darbietungen von besonderem Reiz sein. Aber, wie sie nun allmählich zum Vorschein kamen, wußte sie Leopold kaum von anderen, früher gesehenen zu unterscheiden. Er hatte freilich auch wenig Sinn für dieses Genre. Nach und nach erlosch seine Aufmerksamkeit vollständig und die zuerst ziellos umherschweifenden Gedanken kehrten wie von selbst zu seiner anstrengenden und verantwortungsvollen Tagesarbeit zurück.

Allerdings nahm ihn diese heute mehr als je in Anspruch. Seit Jordans Erkrankung war er tatsächlich der oberste Leiter der großen Firma. Noch vor einem halben Jahre würde er jeden für toll erklärt haben, der bei ihm die Fähigkeit oder den Willen vorausgesetzt hätte, ein solches Wagnis zu unternehmen. Aber der Verlauf der Dinge hatte ihm gezeigt, wie wenig er über sich selbst im Klaren gewesen war. Nur zögernd, ja widerwillig hatte er anfänglich die ihm von Jordan zugewiesenen Arbeiten, obgleich sie nur ein geringes Maß von Selbständigkeit erforderten, übernommen. Ihm bangte davor, in diese ewig brandende Flut der Geschäfte zu tauchen, überzeugt, daß ihn die erste Welle an den Strand werfen werde. Doch, von der Strömung ergriffen, merkte er zu seiner nicht geringen Verwunderung, daß es ihm nicht völlig an Kraft und Geschicklichkeit gegen sie anzukämpfen, gebrach. Nun reizte es ihn, diese neue, nie bei sich vermutete Fähigkeit ernstlich auf die Probe zu stellen, womit er den Wünschen seines Chefs begegnete, der ihn gleichfalls zur Selbständigkeit zu erziehen suchte. Aber da kam plötzlich Jordans Erkrankung und damit wälzte sich auf ihn als seinen Adlatus unvermittelt dessen ungeheure Arbeitslast und Verantwortung. Kein Wunder, daß er vor ihnen entsetzt zurückschrak. Denn was war alles, was er bisher in einem beschränkten Wirkungskreis geleistet, gegen die Leitung und Beherrschung des riesigen Ganzen? Wie sollte er, der sich gestern noch kaum die Fähigkeit zugetraut, den komplizierten Mechanismus dieser gewaltigen Arbeitsmaschine klar zu begreifen, sie heute mit seinem Atem beseelen

und befeuern können? Ihm war als müßte schon bei dem bloßen Versuche das ganze Werk über ihn zusammenstürzen und ihn zermalmen. Indessen blieb ihm glücklicherweise nicht viel Zeit zur Überlegung, denn die Notwendigkeiten der gegenwärtigen Stunde machten sich unaufschiebbar geltend. Um eine Stockung oder Verwirrung der Geschäfte zu verhüten, mußte er, trotz seines heftigen inneren Widerstrebens, die unerläßlich dringendsten Anordnungen treffen. Zuerst sorgte er immer nur für den nächsten Tag, dann aber, als ihn die Erfahrung lehrte, daß sich viele seiner Verfügungen als zweckmäßig erwiesen, schon mit mehr Selbstvertrauen auch für eine spätere Zukunft. Und so erlebte er denn zum zweitenmal die Überraschung, sich sozusagen neu zu entdecken, da er sogar einen Mann wie Jordan bis zu einem gewissen Grade zu ersetzen vermochte. Natürlich nur soweit es sich um die Fortführung der von diesem bereits eingeleiteten Geschäfte handelte, denn im Gegensatz zu dem genialen Kaufmann, der immer Neues und Großes schuf, enthielt sich Leopold vorsichtigerweise jeder eigenen Initiative. Aber auch diese eingeschränktere Tätigkeit bereitete ihm noch Sorge genug und so manchesmal hielt ihn der Zweifel, ob er das ihm anvertraute Fahrzeug auch richtig steuere, die Nacht hindurch wach.

Eine solche Anspannung aller geistigen Kräfte mußte naturgemäß sein ganzes Wesen beeinflussen. Tatsächlich war er seit einiger Zeit ein ganz anderer geworden oder richtiger gesagt, der bisher von Modetorheiten und Vorurteilen überwucherte tüchtige Kern seiner Natur kam erst jetzt zum Vorschein.

Viele Jahre hindurch hatte er bloß mit den Augen anderer gesehen und ihre Schlagworte nachgebetet, jetzt hatte ihn das Leben und seine Tätigkeit eigene Gedanken und Anschauungen gelehrt.

Punkt für Punkt berichtigte er nun eine Reihe von Irrtümern, unter ihnen viele, auf denen seine antisemitische Weltanschauung beruhte. Mit seiner heutigen Lebenserfahrung war diese überhaupt nur schwer in Einklang zu bringen. Jemand, der wie er durch einen großen, vielverzweigten Geschäftsverkehr mit Christen und Juden gleichmäßig in Berührung kam, jeden Einzelnen in seiner Geschäftspolitik wie bei Verteidigung seines Vorteiles kennen lernte, konnte der so beliebten Legende, wonach die eine Rasse von höherer Sittlichkeit erfüllt sei als die andere, überhaupt keinen Glauben mehr schenken. Wenn man ihm nach seiner heutigen Erfahrung ein Urteil über die größere oder geringere Moralität der beiden Rassen abverlangt hätte, würde er wahrscheinlich gesagt haben, daß es bei der einen wie bei der anderen bevorzugte Persönlichkeiten gäbe, daß sie aber in der Mehrzahl ihrer Angehörigen, wie es ja bei Kindern desselben Landes natürlich sei, auf ungefähr derselben kulturellen und ethischen Stufe ständen und voneinander im Laufe der Zeit viel mehr angenommen hätten, als sie selbst wüßten.

Auch manche Personen seiner nächsten Umgebung beurteilte jetzt Leopold mit offenen Augen. Und wenn er trotzdem darein willigte, sich von ihnen auch weiter ausbeuten zu lassen, so geschah es wenigstens nicht aus Unkenntnis des Sachverhaltes. Dies bezog sich besonders

auf seine Schwiegereltern, die sich in seinem Hause förmlich eingenistet hatten und ihn brandschatzten. Die Revidentin hatte ihre Lebensweise auf beinahe ebenso großem Fuß wie ihre Tochter eingerichtet und das Luftschiff ihres Gatten kostete Leopold bereits beträchtliche Summen. Der Titel aber, auf den beide ihre großen Geldforderungen gründeten, war seltsamerweise noch immer der Reichtum Jordans, den sie bei jeder abschlägigen Antwort des Schwiegersohnes als letztes unwiderlegliches Argument ins Treffen führten. Sie schätzten das Jordansche Vermögen wie eine Steuerkommission, so oft es ihnen dienlich schien, frisch ein, und zwar immer in steigender Progression. Dann wiesen sie darauf hin, wie lächerlich gering die Forderung, die sie stellten, im Vergleich mit jenem Riesenvermögen sei. Wenn also zum Beispiel die Revidentin von Leopold einen Geldbetrag verlangte, den er ihr nicht gleich geben wollte, zürnte sie: „No, dös is do lächerlich, über so an Schmarrn nur a Wort zu verlieren, wo hundertzwanzig Millionen in der Kassa san.“ In ähnlicher Weise ereiferte sich auch der Revident: „Meine armseligen Fünftausend Kronen, die i no für d' Maschin' brauch', werd's am End do no aufbringen können, ohne Euch zu ruinieren, a bißl was wird Euch wohl no überbleiben von Eure hundertfufzig Millionen! Oder glaubst net?“ Es nützte Leopold gar nichts, wenn er darauf hinwies, daß doch in keinem Falle die hundertzwanzig, respektive hundertfünfzig Millionen ihm persönlich gehörten, die Hebenstreits gingen über solche Einwendungen, die sie als faule Ausreden bezeichneten, achselzuckend hinweg.

Aber Leopold, als junger, verliebter Ehemann, scheute kaum ein Opfer, um mit den Schwiegereltern in Frieden zu leben. Nach einigem Sträuben bewilligte er ihnen stets alles, was sie verlangten, auf die Gefahr hin, selbst in finanzielle Schwierigkeiten zu geraten. Tatsächlich deckte sein heutiges Einkommen, so glänzend es war, kaum mehr die riesigen Ausgaben. Denn am schlimmsten wirtschaftete natürlich Fritzi, die einfach alles kaufte und bestellte, was ihr in die Augen stach. Pochte doch auch sie, noch mehr als ihre Eltern, darauf, daß ihr ein fast unerschöpflicher Fonds zur Verfügung stehe.

Sie war gegen Leopold fügsam, aufmerksam und zärtlich, so lange er ohne Widerrede ihre Rechnungen bezahlte. Dagegen erregte schon seine bescheidenste Bemerkung, ob nicht diese oder jene Ausgabe hätte vermieden werden können, sogleich ihren heftigsten Unwillen. Tatsächlich hatte sie das Gefühl, als ob er gegen sie eine Art Vertragsbruch beginge, wenn er ihr irgend etwas verweigerte. Er müsse sich doch selbst sagen, dachte sie, daß sie sich nur in der Voraussetzung, alle ihre Wünsche erfüllt zu sehen, zur Ehe mit einem Juden entschlossen habe.

Auf diese Anschauungsweise basierte Fritzi allmählich ein von ihr selbstverfaßtes, höchst merkwürdiges Eherecht. Paragraph eins desselben lautete, daß sie ihrem Manne nur so lange Treue schuldig sei, als er anstandslos für sie bezahle. Bei der ersten Geldverweigerung habe er sich die Folgen selbst zuzuschreiben. Fritzi tat sich im stillen nicht wenig darauf zugute, daß sie seit ihrer Verheiratung allzu weit getrie-

bene Galanterien ihres Vetters Karl, trotz ihrer lebhaften Sympathie für ihn, zurückgewiesen hatte. Für so etwas, dachte sie, sei ein Gatte doch Dank schuldig, und wenn die Frau dem Manne ihre Neigung opfere, müsse sie der Mann wenigstens durch eine unbegrenzte Freigebigkeit entschädigen.

Von dieser Art Fritzis, die Dinge zu betrachten, hatte Leopold vorläufig nicht die leiseste Ahnung. Die Liebkosungen, mit welchen sie ihn, wenn sie bei guter Laune war, höchst freigebig bedachte, hielt er für Zeichen eines aufrichtigen Gefühles. Und er schätzte ihre Neigung nach der seinigen, die mit jedem Tage mehr erstarkte. Besonders seit er wußte, daß sie ihm ein Kind gebären werde, hegte er für sie die tiefste Zärtlichkeit. Gern überredete er sich, daß diese ganze maßlose Begierde nach Putz und Tand bei ihr nur eine Folge ihres jetzigen Zustandes sei. und mit ihm verschwinden werde. Die Güte und Nachsicht, welche er ihr stets bewies, standen denn auch ganz mit dieser Auffassung im Einklang.

Aber so versöhnlich er sich auch bei allen Meinungsverschiedenheiten zwischen ihnen zeigte, gelang es ihm doch nicht, mit Fritzi in Frieden zu leben. Auch heute war sie über seine notgedrungene Weigerung, sie mit horrend teueren Spitzen zu beschenken, in helle Wut geraten. Und alle seine Versicherungen, daß er sich Ausgaben von solcher Höhe nicht leisten könne, hatten gar nichts gefruchtet. Wenn er „nein" sagte, war das für sie immer nur ein Zeichen seines bösen Willens. Demgemäß hatte sie schon den ganzen Nachmittag mit ihm geschmollt und hielt sich auch jetzt in der Loge beharrlich

von ihm abgewendet. Um so freundlicher behandelte sie dagegen Karl, mit dem sie schon antizipativ im Geiste ein klein wenig sündigte. Schließlich mußte sie doch vom Leben irgend etwas haben! Und wenn sie keine Spitzen bekam, war sie eben gezwungen, sich auf andere Weise zu entschädigen.

Den Schluß der ersten Abteilung des Kabarettprogrammes machten die Produktionen einer sehr bekannten Tanzsängerin, welche Karl schon im voraus als einen Glanzpunkt des Abends bezeichnet hatte. Er war auch jetzt von diesen Leistungen riesig begeistert und sang eines der Couplets mit dem Refrain: „So was is mir z'wider" laut mit. Als der Vortrag beendet war, erhob er sich in seiner ganzen beträchtlichen Länge und klatschte der sich verneigenden Künstlerin mit wahrer Leidenschaft Beifall. Selbst nachdem sich im übrigen Publikum keine Hand mehr rührte, applaudierte er allein noch eine ganze Weile weiter. „Die Leut' verstehen das nämlich nicht" bemerkte er wie zur Erklärung, „sie haben gar keine Ahnung wie großartig das ist."

Inzwischen hatte der Kellner das schon früher bestellte Souper in dem an die Logen anstoßenden Korridor serviert, der jetzt in der großen Pause von Besuchern überfüllt war. Fritzi war voll Interesse für jede sehr elegante und geschmückte Dame, die in ihren Gesichtskreis kam. Ihr besonderes Wohlgefallen erregten aber die Kokotten, deren es glücklicherweise in diesem Lokal von allen Gattungen und zu allen Preisen eine stattliche Anzahl gab. Als eine, durch auffallende Erscheinung und Toilette besonders hervorragende, auftauchte, blieb ihr vor Aufre-

gung und Bewunderung beinahe der Bissen im Munde stecken. „Wer ist die?" fragte sie Karl atemlos und folgte ihr mit den Blicken, so lange sie konnte.

Karl gab genaue Auskunft. In dieser Wissenschaft war er besser als in jeder anderen bewandert. So nannte er nicht bloß den Namen der Dame, sondern gab auch einen gedrängten Überblick über ihren bisherigen Lebenslauf. „Zuerst war's eine Choristin in Venedig im Prater, von dort hat's ein Börsianer weggeheiratet, sich aber schon nach ein' Jahr von ihr scheiden lassen, nachher hat's ein Verhältnis mit'n Grafen Bobitzl g'habt und jetzt hat's überhaupt nix fixes, sondern nimmt, was sich gerad trifft, natürlich nur, wenn's einer zahlen kann: fünfhundert Kronen oder tausend, manchmal auch noch mehr, denn sie is stark in der Mod'!"

Fritzi hörte mit leuchtenden Augen zu. Diese Schilderung weckte in ihrer Phantasie reizende Bilder. Beneidenswerte Kokotten! Sie tauschten für jede Liebkosung Goldstücke ein, und für die Goldstücke alles, was ihnen gefiel. Diese, nach ihrer Ansicht wahrlich nicht hübschere Person als sie, trug eine mit den herrlichsten Spitzen besetzte Toilette und Boutons, mit denen sich die ihrigen auch nicht entfernt messen konnten. Und sie bezahlte das alles aus eigenen Mitteln und genoß es in vollster Unabhängigkeit und Freiheit, ohne sich wie andere wegen jedes Lappens zehnmal herumstreiten zu müssen. „Man ist wirklich zu dumm, wenn man anständig ist", dachte Fritzi, „eine anständige Frau wird nur ausgebeutet." Und sie warf ihrem Gatten entrüstete Blicke zu.

Auch während der übrigen Zeit ihres Beisammen-

seins unterhielt sich Fritzi fast ausschließlich mit ihrem Vetter, zu dem sie sich heute mehr als je hingezogen fühlte und dessen Gesprächsthemata ihr stets am besten gefielen. Nicht minder verschwendete Karl seine Aufmerksamkeiten bloß an Fritzi, gegen seine Frau benahm er sich kalt und mürrisch. Die arme Elvira durchlebte schon in den Flitterwochen ihrer Ehe eine große Enttäuschung. Und sie machte sich heute die bittersten Vorwürfe, daß sie einst so blind auf die Worte ihrer Mutter vertraut habe. „Nur keinen Juden heiraten, mein Kind!“ war deren ihr hundertmal eingeschärfte Lebensmaxime gewesen. Tatsächlich hatte Elvira bis zu ihrer Verheiratung fest geglaubt, die glückliche oder unglückliche Zukunft eines Mädchens hinge einzig und allein von der Rassenabstammung ihres künftigen Gatten ab. Glücklich allein jene, die ein Christ sich erkoren — ihr war der große Wurf gelungen.

Heute, wo die junge Frau gewissermaßen ernüchtert an die Vergangenheit zurückdachte, fielen ihr freilich auch viele Äußerungen ihres Vaters ein, die im strikten Gegensatz zu jenen der Mutter immer sehr skeptisch über Mischehen zwischen Christen und Juden gelautet hatten. Oft hatte er gesagt, daß besonders jene der vornehmen Kreise nur selten zum Glück führten. Aber damals, als Elvira diese Worte hörte, waren sie ihr als für ihre eigene Person bedeutungslos erschienen. Hegte sie doch die feste Überzeugung, daß weder in ihrem Äußeren, noch in ihrem Wesen die geringste Spur einer jüdischen Eigentümlichkeit vorhanden sei. Ihre Gestalt und ihr Gesicht, die sie oft aufmerksam im Spiegel prüfte, verrieten in nichts den jüdischen Ursprung. War sie doch schlank und groß, hatte

blondes Haar, blaue Augen, eine gerade, kleine Nase und schmale Lippen. Ebensowenig war in ihrer Art, zu denken, zu fühlen und sich zu betragen etwas, was an gewisse typische Charaktereigenschaften der Juden oder ihre vielverspotteten Unarten erinnerte. Überhaupt war das Jüdische Elvira seit jeher, wohl hauptsächlich infolge der mütterlichen Erziehung, als das Fremde erschienen, während ihr das Christliche und Wienerische vertraut dünkte. In dem Begriff „jüdisch" war für sie nur Trübes, Unzufriedenes, Verdrossenes enthalten, in dem Begriff „christlich" dagegen lauter Helles und Liebenswürdiges. Und weil auch sie in ihrem Herzen immer viel Sehnsucht nach dem Leichten und Heiteren gefühlt, hatte sie sich für eine den Christen wesensverwandte Natur gehalten, worin sie von der Mutter eifrigst bestärkt wurde. Stets hatte sie dafür geschwärmt, unter echten Wienern voll sorgloser, herzensfröhlicher Laune zu leben. Daher ihr Glaube, sie werde als Frau eines Christen glücklich werden und ihn glücklich machen.

Aber es schien keines von beiden zutreffen zu wollen. Schon heute, wenige Monate kaum nach ihrer Verheiratung, fühlte sich Elvira aus ihren Illusionen gerissen, enttäuscht und unzufrieden. Was war der Grund? An dem Leichten und Heiteren, das sie so sehr ersehnt, litt Karl doch anscheinend keinen Mangel. Im Gegenteil, für ihn war das Leben ein beständiges Fest, eine einzige Kette von Zerstreuungen. Aber seine Lustbarkeiten, die ihr in der Phantasie bezaubernd erschienen waren, enttäuschten sie gründlich in der Wirklichkeit. Vor allem vermißte sie bei ihnen den Humor, die ungebundene Fröh-

lichkeit der Teilnehmer, die ihnen allein hätte Reiz verleihen können. Karl sowie die meisten seiner Freunde waren bei ihren Vergnügungspartien trockener und verdrießlicher als andere Leute bei ihren Geschäften. Mit schwerem Ernst und sorgenvoller Wichtigkeit stritten sie über die größere oder geringere Beliebtheit einer Coupletsängerin oder über den Wert einer Champagnermarke. Wo blieb da das flotte Temperament, der harmlose Sinn, die fidele Gemütlichkeit des Wienertums? Elvira fand von alledem keine Spur und Karls Amüsements wurden für sie eine Quelle der größten Langweile. Auf die Dauer fühlte sie sich auch von seiner geistigen Gehaltlosigkeit geradezu abgestoßen. Sie begriff nicht, daß sich ein Mann so vollständig wie er es tat, jedem höheren Streben verschließen könne. Nicht nur, daß keine Frage des öffentlichen Lebens, kein Gebiet der Wissenschaft oder Kunst auch nur im mindesten seine Teilnahme weckte, war er sogar den gewöhnlichen Vergnügungen abhold, sofern auch sie einigermaßen an den Verstand oder das Gefühl appellierten. Kaum daß man ihn bewegen konnte, ein Theater oder Konzert zu besuchen. Für ihn existierten nur Pferde- und Automobilsport, Hasardspiel sowie das Kabarett in seinen sämtlichen Schattierungen.

Die Erledigung ihres täglichen Abendprogrammes, welches in dem Besuch einer ganzen Reihe von minderen Vergnügungslokalitäten bestand, wurde für Elvira zu einer drückenden Last. Man fuhr manchmal allein, manchmal in größerer Gesellschaft von einem Kabarett zum andern und, so oft ein neues ähnliches Etablissement in Schwung kam, unweigerlich auch zu diesem, denn

in allem, was sich auf das „Brettl" bezog, durfte man sich doch um Himmels willen nicht rückständig zeigen. Und fast überall die gleiche Art künstlerischer Genüsse und im Publikum dasselbe Bild: süße Mädel mit ihren Freunden, Demimonde, Gecken und so weiter, das ganze von unechtem Temperament und forcierter Lustigkeit. Freilich, dies sah Elvira heute schon ein, der alte Wiener Humor und die Wiener Gemütlichkeit, für die sie aus Schilderungen aufrichtig geschwärmt hatte, waren längst tot und begraben. Was sich jetzt hinter diesem Namen barg, war zum Teil Imitation, zum Teil ein Erzeugnis fremden Ursprunges. Aber auch diese Surrogate zogen, wie Elvira die jeden Abend vollgepfropften Säle bewiesen, noch Verehrer genug an. Nur sie fühlte sich inmitten der allgemeinen Fröhlichkeit seltsam unbehaglich und vereinsamt, weil sie vieles platt und öde, ja sogar abstoßend fand, was die anderen belachten und bejubelten. Und da kam ihr abermals ein Wort des Vaters in den Sinn, das er kurz vor ihrer Verlobung zu ihr gesagt hatte: „Täusch' Dich nicht über Dich, mein Kind, Du bist im Grunde eine zu ernste Natur, um Dich in einer ewigen Juchhestimmung wohl zu fühlen."

Sie selbst war jetzt immer geneigter, dieses Urteil des Vaters zu bestätigen. Regte sich doch in ihr zuweilen eine wahre Sehnsucht nach anderen Menschen, mochten sie übrigens sein, wie sie wollten, wenn sie nur nicht das einzige Ziel hatten, die Zeit auf geschmacklose Art totzuschlagen. Darum stand ihr auch in ihrem ganzen Kreise Leopold am nächsten, obgleich in seiner Persönlichkeit kaum etwas lag, was sie besonders fesselte oder anzog.

Aber er war doch wenigstens ein tätiger Mensch, sein Sinn war, wie man ihm dies oft genug anmerken konnte, auch auf Ernsthaftes und Wichtiges gerichtet. Und es wollte Elvira, wenn sie so Leopold mit den anderen verglich, scheinen, daß es auch nur die Ernsten und Arbeitsamen seien, die ihre Gefühle frisch und lebendig erhielten, während die der Müßiggänger unrettbar verkümmerten. Wenigstens war er der einzige, der ihren Kummer und ihre Vereinsamung oft durch ein tröstendes Wort zu mildern suchte. Sie dankte ihm auch von ganzem Herzen dafür. Ihr war ja wirklich oft recht bang zu Mute. Von Kindheit auf durch ihres Vaters große Zärtlichkeit verwöhnt, hatte sie das stete Bedürfnis, ein wenig verhätschelt und, wenn sie das kleinste Leid traf, getröstet zu werden. Karl jedoch befleißigte sich prinzipiell gegen Frauen eines ziemlich rüden Tones, dessen sich nach seiner Meinung ein Sportsmann, der auch viel mit Pferden verkehrte, unbedingt bedienen mußte. Und bei der eigenen Frau glaubte er an Unzartheit noch ein übriges tun zu müssen. Dazu kam noch, daß er ihr ihren Mangel an Bereitwilligkeit sehr verübelte, ihm bei Begleichung seiner leichtsinnig eingegangenen Schulden beizustehen. Er hatte verlangt, sie solle ihren Vater für ihn in Kontribution setzen, was sie aber schon mit Rücksicht auf dessen leidenden Zustand verweigert hatte. So bestand schon seit einiger Zeit eine starke Spannung zwischen ihnen.

Gerade jetzt erschien Elvira ihr Los besonders beklagenswert. Sie war schwanger und fühlte in diesem Zustand doppelt den Mangel an Teilnahme und Zärtlichkeit bei ihrem Gatten. Auch litt sie durch häufig auf-

tretende Unpäßlichkeiten körperlich unter den Folgen der Schwangerschaft. Aber Karl wollte diese Leiden trotz ihrer nur allzu deutlichen Wahrnehmbarkeit nie gelten lassen. Wenn Elvira Schonung verlangte, sprach er nur von Wehleidigkeit und „Zetzerei". Und er wies demonstrativ auf Fritzi hin, die, obgleich sie in der gleichen Lage war, sich stets frisch und munter fühle.

Auch heute sah Elvira recht blaß und angegriffen aus. Sie wäre viel lieber zu Hause geblieben, wenn sie nicht Karls höchst unliebsame Glossen gefürchtet hätte. So hatte sie sich mit Anstrengung aufgerafft. In der Loge war es ihr übrigens noch leidlich gegangen, aber bei Tische erregten der Anblick und der starke Geruch der Speisen ihr heftigstes Mißbehagen. Trotzdem nahm sie sich aufs äußerste zusammen, um ihrer Tischgenossen Aufmerksamkeit nicht auf sich zu lenken. Bei ihrem Gatten gelang ihr das auch leicht genug, aber Leopold, der neben ihr saß und sie längst beobachtet hatte, sagte teilnehmend: „Ihnen ist nicht wohl, gnädige Frau!"

Sie schüttelte mit einem schwachen Lächeln den Kopf: „Es ist nichts, es geht schon vorüber."

In dem ziemlich schmalen Korridor, in dem sie speisten, herrschte eine geradezu erstickende Hitze. So nahe standen die Tischchen beisammen, daß ein Gast sich auf seinem Stuhl kaum bewegen konnte, ohne mit dem Nachbarn am Nebentisch zusammenzustoßen. Und wenn da oder dort zwischen den Tischen doch eine kleine Lücke offen blieb, so schlüpften die Kellner mit eidechsenartiger Behendigkeit hindurch. Schrecklich war auch der Lärm, den die vielen durcheinanderschreienden Stimmen, das Ge-

klirr der Schüsseln und Teller, das Geklapper von Messern und Gabeln verursachten. Und die Luft in dem engen Raume war dick und feucht von Speisendunst und Zigarrendampf.

Aber alle diese für Elvira fast unerträglichen Erscheinungen fochten Fritzi durchaus nicht an. Im Gegenteil, sie fühlte sich hier so wohl wie ein Fisch im Wasser. Der ohrenbetäubende Lärm ergötzte sie und die verdorbene Luft zog sie jeder anderen vor. Geradezu entzückt war sie aber, daß sie in solche Enge eingekeilt war, weil sie so die Vorgänge an den Nebentischen um so besser beobachten konnte. In ihrer unmittelbaren Nähe hatte sich die schon vorhin von ihr bemerkte Kokotte in Gesellschaft eines Herrn niedergelassen. Fritzi benützte jetzt die günstige Gelegenheit, um sie in jedem Zuge ihres Gesichtes und in jeder Einzelheit ihrer Toilette förmlich wissenschaftlich zu durchforschen. Dann konzentrierte sie ihre weitere Aufmerksamkeit auf den eleganten und anscheinend reichen Begleiter. Aus bloßer Neugierde sandte ihm Fritzi einige verheißungsvolle Blicke zu, um nämlich zu erproben, ob sie ihn wohl der Kokotte abspenstig machen könnte. Der schon in reiferen Jahren stehende Herr wollte es anfangs gar nicht glauben, daß die Blicke der jungen verheirateten Frau ihm gälten, doch sobald ihm das nicht mehr zweifelhaft sein konnte, erwiderte er sie natürlich mit dem gebührenden Feuer. Und Fritzi fühlte sich ganz außerordentlich in ihrer Selbstachtung durch den Gedanken gehoben, daß auch sie, wenn sie nur wollte, ein sehr einträgliches Verhältnis haben könnte.

Aber während dieser Zeit führte die arme Elvira

einen wahren Verzweiflungskampf gegen ihr immer mehr überhandnehmendes Unwohlsein. Sie sah jetzt alles nur wie durch einen Schleier; Tische, Stühle und Menschen schienen sich um sie im Kreise zu drehen und ihre Stirn war mit kaltem Schweiß bedeckt. Trotzdem hielt sie sich mit dem Aufgebot ihrer ganzen Willenskraft aufrecht. Aber Leopold, der wohl merkte, wie es um sie stand, nötigte sie, sich aus ihrer peinlichen Situation zu retten. „Kommen Sie, gnädige Frau", sagte er energisch, „einige Minuten in besserer Luft werden Sie wieder herstellen." Und indem er ihr vom Stuhle aufhalf, führte er sie sorglich an den sich drängenden und lärmenden Menschen vorbei ins Vestibül, wo er sie auf einer Bank neben dem geöffneten Fenster Platz nehmen ließ. Sie erholte sich dort auch wirklich rasch.

Karl war sehr ärgerlich, als er seine Frau sich entfernen sah. „Schon wieder diese Faxen!" brummte er. „Aber das hat man davon, wenn man eine Jüdin heiratet. Es gibt nichts Verweichlichteres und Verzezteres als die Jüdinnen!" Er murmelte einiges Unverständliche und schloß mit der Bemerkung: „Überhaupt ist man in allem der Gefoppte!"

Fritzi machte eine Miene, als ob sie ihm beistimmen wollte. „Wenn die Juden nur nicht so geizig wären!" seufzte sie.

„Ja", lachte Karl bitter, „davon könnt' ich auch ein Liedel singen. Der jüdische Geiz und Schmutz sind ja nicht zu glauben. Bis über die Ohren sitzen s' im Geld, aber sie verrecken eher, als daß sie eins hergeben. Nicht einmal für die notwendigsten Bedürfnisse."

Sie waren noch im besten Zuge, als Elvira und Leopold an den Tisch zurückkehrten. Bald nachher nahmen alle ihre Plätze in der Loge wieder ein, wo sie bis zum letzten Fallen des Vorhanges verblieben. Und dann bestand Karl noch darauf, daß man ein dem Kabarett benachbartes Kaffeehaus besuche, in das die meisten Künstler nach der Vorstellung kamen. So war es schon sehr spät, als sie endlich gemeinschaftlich nach Hause fuhren. Karl saß Fritzi gegenüber. Zuerst füßelte er nur sozusagen versuchsweise mit ihr, dann aber, als er über Erwarten freundlichen Bescheid bekam, nach allen Kunstregeln. Und beide wurden durch dieses Spiel so animiert und lustig, daß sie die eben gehörten Couplets und Chansons mit lauter Stimme zum Wagenfenster hinaussangen.

Leopold hatte den ganzen Abend sehr unter Fritzis Groll gegen ihn gelitten. Aufrichtig und herzlich, wie er ihr zugetan war, sehnte er sich danach, daß sie seine Liebe auch erkennen möge. Als die beiden nach ihrer Heimkehr endlich allein waren, wollte Leopold seine Frau in einem unwiderstehlichen Bedürfnis nach Versöhnung in die Arme schließen. Aber sie entzog sich ihm sehr unfreundlich. „Geh, umarm' Dei' Geld!" sagte sie mit bitterer Ironie. „Du hast ja nur ein Herz für Dei' Geld!"

XIV.

Seither war beinahe ein Jahr verstrichen, ohne daß die äußeren Verhältnisse der hier handelnden Personen eine wesentliche Veränderung erfahren hätten. Jordan siechte noch immer im Süden dahin, seine Frau lebte einen kleineren Teil der Zeit bei ihm und den größeren auf ihrem Gute. Die schwere Last der zu führenden Geschäfte lag noch immer ausschließlich auf Leopold, der aber in ihrer Bewältigung eine steigende Geschicklichkeit bewies. Einige wesentliche von ihm errungene Erfolge bereiteten ihm eine sehr lebhafte Genugtuung. Er bedurfte freilich auch dieses Trostes, um sein durch häusliches Ungemach arg gekränktes Selbstgefühl wieder aufzurichten. Erlebte er doch das Bitterste, was einem Mann begegnen kann, von der eigenen Frau verachtet zu werden. Und dazu kam noch, daß er nicht einmal hoffen durfte, diese Verachtung je anders als zeitweise zu besiegen. Das kostbare Gut von Fritzis Achtung dauernd zu besitzen, reichten nämlich seine Mittel nicht hin. Demgemäß mußte er sich damit abfinden, die Rechte und Würden eines Ehemannes nur an seinen zahlungsfähigen Tagen zu genießen, an allen anderen dagegen von ihr als „filziger Jud“ behandelt zu werden, der sie getäuscht und betrogen habe, wie ja die Juden immer die Christen betrögen.

Und die andere Ehe zwischen Karl und Elvira war ein würdiges Seitenstück zu dieser. Sie glichen sich wahrlich wie Zwillingsgeschwister. Hier wie dort dieselben Dissonanzen, hervorgerufen durch dieselben Ursachen. War es in der einen Ehe die Frau, die sich erboste, daß ihr der Goldstrom nicht reichlich genug floß, so war es in der anderen aus ganz dem nämlichen Grunde der Mann. In beiden Ehen ertönte ein fast unaufhörlicher Wutschrei nach Geld.

Die Intimität zwischen Fritzi und Karl wurde durch ihr gemeinschaftliches Schicksal noch erhöht. Beide steckten tief in Schulden und fanden nur noch schwer neuen Kredit. In dieser Verlegenheit war es ihre einzige Erleichterung, auf die Juden im allgemeinen und auf Jordan und Leopold im besonderen zu schimpfen. Am meisten tobte Karl gegen seinen Schwiegervater, weil er ihm statt der erhofften unbeschränkten Hilfsmittel bloß ein bestimmtes Jahrgeld zur Verfügung stellte. Wie kam er dazu, sich bei jeder Ausgabe dieses verwünschte Jahrgeld vor Augen zu halten? Er konnte nicht rechnen und knausern wie ein Jud. Wenn er in Schulden geraten war, so traf dafür nur Jordan die Verantwortung, und wenn am Ende seine Gläubiger ihr Geld nicht wieder bekamen, so waren sie einfach von Jordan betrogen. Aufrichtig bedauerte er schon im voraus jene armen Leute, die wie so viele andere der jüdischen Habgier und Hinterlist zum Opfer fallen würden. Damit war er allerdings für seine Person mit ihnen fertig und dachte nicht weiter an sie. Das Unangenehme war nur, daß, wie schon erwähnt, seine Borgquellen zu versiegen anfingen und er daher zuweilen

ganz auf dem Trockenen saß. Seine einzige Zuflucht war in der letzten Zeit Leopold gewesen, der ihm, von Fritzi gedrängt, auf noch nicht fällige Raten des Jahresgeldes Vorschüsse gewährt hatte. Aber begreiflicherweise wollte Leopold schon mit Rücksicht auf seine persönliche Verantwortung eine so wenig einwandfreie Handlung nicht mehr wiederholen. Dies gab den beiden Schuldenmachern Veranlassung, ihn ebenso heftig wie Jordan zu verdammen.

Sowohl Fritzi wie Elvira waren in diesem Jahre Mutter geworden. Für Fritzi hatte dieses Ereignis nicht mehr bedeutet als eine zeitweilige Verhinderung, die Modesalons zu besuchen. Das Schicksal hatte ihr eine außergewöhnlich leichte Schwangerschaft und Entbindung gewährt, so daß das Erlebnis der Mutterschaft, dessen seelische Wirkung auf sie ohnehin gleich Null war, sich ihr nicht einmal durch die sonst mit ihm verknüpften körperlichen Leiden eingeprägt hatte. Das Ganze war für sie nicht mehr als eine flüchtige Episode. Schon einige Wochen nach der Geburt des Kindes nahm sie ihre frühere Lebensweise wieder auf.

Wie anders dagegen war es mit Elvira bestellt. Für sie bedeutete die Geburt eines Kindes gleichsam die eigene Wiedergeburt, denn die ihr daraus erwachsenden Pflichten und Freuden füllten ihr schon ganz verarmtes Leben wieder mit neuem Inhalt. Unbedenklich machte sie sich jetzt von jeder Teilnahme an den mannigfachen Lustpartien ihres Gatten los und blieb bei ihrem Kinde. Es immer um sich zu haben, sich ihm ganz zu widmen, war ihr höchstes Glück, das sie mit niemandem teilen wollte. Darum wies sie auch bei seiner Wartung und Pflege,

mochten dieselben auch zuweilen ihre Kräfte erschöpfen, jeden Beistand zurück, schon von Eifersucht geplagt, wenn sich ein fremdes Wesen ihrem Kinde nur nähern wollte. Wieviele Stunden verbrachte sie so mit ihm allein, ohne andere Beschäftigung oder Zerstreuung, als seine Atemzüge zu belauschen oder es liebevoll zu betrachten. In solchen Stunden mußte sie immer voll tiefer Wehmut ihres kranken Vaters gedenken, der nun schon so lang von seinen Kindern geschieden war. Wie schwer mußte gerade ihm die Trennung fallen, denn wenn einer das Glück, Vater zu sein, voll empfunden hatte, so war sicherlich er es. Immer wieder stand ihr sein Bild aus der Kinderzeit vor Augen, wie er nach jeder kurzen Abwesenheit vom Hause förmlich mit der Ungeduld eines leidenschaftlichen Liebhabers ins Kinderzimmer gestürmt war. Glich sie ihm denn auch in dieser unendlichen Elternliebe, von der ihre Mutter stets geringschätzig als einer jüdischen Vergötterung des eigenen Fleisches und Blutes gesprochen hatte? Tatsache war, daß sie sich jetzt selbst immer mehr zu dem Glauben an ihre „jüdische" Veranlagung bekehrte. „Gott", dachte sie im stillen lächelnd, „wie hätte ich mich noch vor einem Jahre bei einer ähnlichen Behauptung eines anderen entrüstet!"

Karl als Vater war ein würdiges Seitenstück zu Fritzi als Mutter, während Leopold, so viel er konnte, sich seines Kindes annahm. Dies war freilich um so nötiger, als dem armen Kinde die mütterliche Obhut vollständig fehlte. Und er wäre bei seiner leicht erregbaren Natur gewiß oft verzweifelt, wenn ihm nicht wenigstens seine Mutter bei der Pflege des Kindes hilfreich zur Seite gestanden wäre.

Fritzi war jetzt oft den ganzen Tag nicht zu Hause, sie nahm an vielen sportlichen Übungen teil, die, wie sie behauptete, zur Wiederherstellung ihrer erschütterten Gesundheit nötig seien. Dabei verhehlte sie übrigens gar nicht, daß sie sich beständig in Gesellschaft ihres Vetters Karl befand. Bald machte sie mit ihm allein, bald mit ihm und anderen Freunden große Bergtouren oder weite Partien zu Rad oder Automobil. Kam sie von solchen Ausflügen müde heim, so zog sie sich gewöhnlich gleich in ihr Zimmer zurück, ohne Leopold auch nur ein Wort zu gönnen.

Aber so schnöde sie ihn auch behandelte, verlor er den Glauben an sie doch nicht ganz. Im stillen hoffte er immer noch, sich in ihr eine gute Ehefrau zu gewinnen. Alle möglichen Erklärungsgründe zog er herbei, um Fritzis Betragen gegen ihn zu rechtfertigen. So meinte er, sie sei wohl infolge der Entbindung nervös überreizt oder sie könne sich noch nicht recht in ihre neue Lage als Gattin und Mutter schicken. Oft äußerte er sich so zu seiner Mutter, die ihn schweigend anhörte. Was hätte sie ihm auch erwidern können? In ihren Augen war Fritzi zwar längst gerichtet, aber noch fehlte ihr der Mut, ihm die seinen zu öffnen.

Jeden Augenblick, den die alte Frau ihrer eigenen Haushaltung oder dem Geschäfte entziehen konnte, widmete sie jetzt dem Hauswesen Leopolds. Sie mühte sich nach Kräften, es in geregeltem Gang zu erhalten, damit ihr Sohn die gewohnte Bequemlichkeit nicht vermisse und das Kindchen gut versorgt sei. Leute, die Frau Kastner mehrmals des Tages zu ihrem Sohn eilen sahen, glaub-

ten, die freudige Ungeduld treibe sie hin und sie könne sich an dem Anblick seines Glückes gar nicht genug erlaben. Statt dessen war sie immer unsäglich traurig, wenn sie das palastartige Haus, das er bewohnte, betrat. Da fand sie ihn, den ihr so unendlich Teueren, müde und sorgenvoll bei einer einsamen Mahlzeit, die er kaum berührte, und drinnen im Kinderzimmer das arme Kind, das bloß den Dienstleuten überlassen war. Auch ihr hausfrauliches Gewissen empörte sich gegen die Mißwirtschaft, der sie allenthalben bei der Schwiegertochter begegnete. Kein Schrank in der ganzen Wohnung war verschlossen, in der Wäsche herrschte die greulichste Unordnung, und als Frau Kastner Stück für Stück revidierte, entdeckte sie einen wahren Überfluß von zwecklosen Prunksachen, während es gerade an dem Notwendigsten fehlte. Dies war überhaupt das charakteristische Merkmal der ganzen Häuslichkeit. An das Nützliche und Brauchbare schien nirgends gedacht zu sein, dagegen verriet jedes Ding eine fast krankhafte Sucht nach dem Kostbaren und Prunkvollen, das aber, wenn einmal vorhanden, sorglos seinem Schicksal überlassen wurde. Im Zusammenhang damit konnte es natürlich nicht fehlen, daß oft die teuersten Gegenstände spurlos verschwanden, sehr zum Leidwesen der Frau Kastner, die übrigens die einzige war, die den Verlust zu bemerken schien. Sie wußte, wenn auch Leopold es ihr nie eingestehen wollte, daß er nur mit dem ganzen Aufgebot seiner Energie und Arbeitskraft Fritzis maßloses Luxusbedürfnis befriedigen konnte. Begreiflich war daher ihre Bitterkeit, daß das von ihm mit solcher Anstrengung Errungene leichtsinnig gehütet wurde.

Das Schicksal ihres Sohnes schmerzte die arme Frau Kastner um so tiefer, als ihr auch jener sonst so gern hervorgeholte Trost fehlte, daß es nicht vorherzusehen gewesen war. Gerade sie hatte es ja im Gegenteil, wie sie sich jetzt hundertmal mit bitterer Genugtuung wiederholte, ganz deutlich vorhergesehen. Alles war doch so gekommen, wie sie es prophezeit hatte. Ach, wenn Leopold doch damals auf sie gehört hätte! Sie hatte ja gewußt, daß er mit einer „Goite" unglücklich werden müsse. Dies Vorgefühl war stets so stark in ihr gewesen, daß es sie unmöglich hatte täuschen können. Wenn sie sich auch in der ersten Zeit, als Fritzi noch die Gute und Fügsame spielte, schier gewaltsam überredet hatte, daß sich alles doch zum Guten wenden werde, so war es nur geschehen, um ihre innere Angst zu übertäuben. Denn in ihrem tiefsten Herzen war diese Angst nie von ihr gewichen. Niemals hatte sie in diesem letzten Jahre Leopolds, auch solange dessen Ehe scheinbar ungetrübt war, anders als mit Bangen gedacht. „Da haust er jetzt, der arme Kerl", hatte sie zu sich gesagt, „mit seiner eiskalten Goite." Tatsächlich hatte sich Frau Kastner ihren Leopold, seit er verheiratet war, nie anders vorstellen können, als gleichsam vor innerer Kälte frierend und zitternd.

Wenn sie jetzt von ihren so häufigen Besuchen bei ihm zurückkehrte, war sie außerstande, ihren Kummer vor Mann und Tochter zu verheimlichen. Lautes Jammern lag sonst gar nicht in ihrer Art und sie trug so manches Ungemach tapfer allein, aber hier versagte ihre Selbstbeherrschung. Oft überströmte sie daher jetzt von Klagen, die sich auf Leopolds freudloses Schicksal und die

Verlassenheit ihres Enkelkindes bezogen. Besonders um das Kind bangte sie sich fortwährend. „Könnt ich den armen Wurm doch nur immer bei mir haben“, lamentierte sie, „wenn ich fort von ihm bin, hab ich keine ruhige Minute. Mir ist angst und bang, daß ihm — Gott behüt' — was zustoßen kann bei dem Leichtsinn und der Unverläßlichkeit der Dienstleute.“ Ihr Mann suchte sie zu beruhigen. „Das Kind ist nicht in schlechten Händen“, sagte er, „seine Bonne scheint mir sogar eine ganz verläßliche Person zu sein.“ Aber die Frau protestierte heftig: „Laß mich aus, eine Goite ist wie die andere, sie haben alle kein Gewissen!“

Frau Kastner schien wirklich ganz verwandelt, ihr bisher so schönes seelisches Gleichgewicht war dahin. Ihr sanftes Herz, das auch für den Verbrecher kein anderes Gefühl als Mitleid empfunden hatte, entbrannte jetzt, weil ihr Sohn durch eine Christin unglücklich wurde, in wildem Christenhaß. Alles was christlich war oder nur so genannt wurde, erregte ihr plötzlich den heftigsten Widerwillen, ihr Haß erstreckte sich ebenso auf die Christen unter ihren Augen, wie auf jene in den fernsten Himmelsstrichen, auf christliche Sitten, Gebräuche, Anschauungen und Gewohnheiten, weil sie in der Leidenschaftlichkeit und Beschränktheit ihres armen Mutterherzens diesen ganzen Komplex für mitschuldig an dem Leid ihres Sohnes betrachtete.

Dieses krankhafte Mißtrauen war in ihr so stark, daß es sogar Gschmeidler nicht verschonte. Seit Jahren war er ihr treuer Sonntagsgast, den sie schmerzlich vermißte, wenn er einmal zur bestimmten Stunde nicht kam. Zwi-

schen ihnen hatte stets eine aufrichtige Sympathie bestanden, die ebenso auf ihrem gegenseitigen persönlichen Wohlgefallen wie auf dem Respekt, den eines dem Charakter des anderen zollte, gegründet war. Und trotzdem zog sich jetzt Frau Kastner von ihrem alten Freunde zurück und bezeigte ihm nicht mehr das frühere Wohlwollen. Denn in ihrem Herzen stand jetzt fest, daß jeder Christ der natürliche Feind des Juden sei. „Das wahre Unglück der Juden stammt doch immer nur von den Gojim“, wiederholte sie sich unzähligemal, „wenn es diese schrecklichen Gojim nicht gäbe, würde mein armer Poldi jetzt nicht sein ganzes Lebensglück verscherzt haben.“

„Was hat Ihre Frau Mutter nur gegen mich?“ fragte Gschmeidler eines Sonntags Lotti, als er zufällig mit ihr allein war. „Sie ist so eigentümlich. Sollte ich sie unwissentlich beleidigt haben?“

„Gewiß nicht“, antwortete Lotti, „die Mutter ist jetzt überhaupt mißgestimmt. Leider hat sie auch Ursache dazu.“

Und sie erzählte ihm, daß die Ehe ihres Bruders keine glückliche sei. Gschmeidler hörte es mit aufrichtiger Teilnahme. „Ich kann mir denken“, sagte er, „wie hart das Ihre arme Mutter trifft.“ Er schwieg einige Augenblicke, meinte aber dann: „Immerhin versteh' ich nicht recht, warum sie gerade gegen mich unfreundlicher als gegen andere ist. Und dann hat sie eine besondere Art, mich anzusehen. Gewissermaßen vorwurfsvoll. Als ob auch ich an ihrem Unglück schuld wär'.“

„Was fällt Ihnen ein?“ sagte Lotti, „wie käme sie auf diese Idee?“

„Ja, das wüßte ich auch nicht", antwortete er. „Aber, daß sie mir grollt, seh ich. Na, ich werde sie bei Gelegenheit um den Grund fragen."

Er hatte dies aber gar nicht nötig, denn Frau Kastner verriet ihre wahre Herzensmeinung sehr bald selbst. Sie war jetzt gegen alles „Christliche" so eingenommen, daß schon ein einziges zu dessen Gunsten gesprochenes Wort auf sie wie ein in ein Pulverfaß geworfener Funke wirkte. Nun traf es sich, daß Richelieu, als man beim Kaffee saß, in irgend einem Zusammenhange die Ordnungsliebe der Christen begeistert rühmte. Und auch Jakob stimmte ihm mit den Worten zu: „Jo, was wohr is, is wohr, beim Goi is Ordnung!"

Aber Frau Kastner fuhr in die Höhe wie von einer Viper gestochen.

„Hört mir auf mit Eurer gojischen Ordnungslieb'!" schrie sie blutrot vor Zorn. „Ich hab' sie kennen gelernt, ich weiß jetzt, wie's mit ihr steht . . . der letzte jüdische Hausierer möcht' sich oft schämen, wenn bei ihm so ein' Ordnung wär' wie bei mancher gojischen Hausfrau . . . Und überhaupt, was haben wir für einen Grund, die Gojim zu verhimmeln?! Kommt uns vielleicht gar so viel Gutes von ihnen? . . . Man muß sie nur kennen, wie ich sie jetzt kenn' . . . Sie sind's, die uns unglücklich machen . . . sie . . . nur sie . . . sie . . . sie . . ."

Sie brachte nur mehr abgerissene Laute hervor und ihr Gesicht war von furchtbarer Erregung ganz verzerrt. Noch einige Augenblicke focht sie atemringend mit den Händen in der Luft herum, dann machte sich ihre unerträgliche Spannung glücklicherweise in einem Tränen-

strom Luft. Und sie lief, sich das Gesicht mit den Händen bedeckend, aus dem Zimmer.

Die Zurückbleibenden waren eine Weile ganz bestürzt. Sie wußten nicht, ob sie ihren Ohren trauen durften. Ein so wildes Sichgehenlassen hätte niemand von dieser sanften, beinahe schüchternen Frau erwartet. Man fragte sich, was wohl der Grund ihres ebenso plötzlichen wie vehementen Christenhasses sein möge. Einige errieten die Wahrheit. Über Leopolds unglückliche Ehe hatte doch schon so manches verlautet.

Lotti war gleich der Mutter nachgeeilt. Die anderen blickten neugierig auf Gschmeidler, als ob sie von ihm, dem einzigen Christen in der Gesellschaft, das erste Wort erwarteten. Doch Gschmeidler sagte gar nichts. Auch seine Miene verriet nicht die bei ihm vermutete Entrüstung, er sah nur ziemlich niedergeschlagen aus.

Der Hausherr, dem der ganze Zwischenfall natürlich peinlich war, gab sich Mühe, die Aufmerksamkeit von ihm abzulenken. Er bat dringend, die Spieltische nicht länger unbenützt zu lassen und wußte so geschickt zu manövrieren, daß ihm die ganze Gesellschaft ins Nebenzimmer folgte. So fand Frau Kastner das Wohnzimmer, als sie nach einiger Zeit dahin zurückkehrte, zu ihrer großen Herzenserleichterung leer. Seit sie wieder ruhiger geworden war, quälte sie die Scham, daß sie sich in Gegenwart Fremder, und besonders eines Christen, so weit vergessen hatte, und daraus entsprang bei ihr natürlich der Wunsch, vorläufig niemandem Red' und Antwort zu geben. Still nahm sie ihren gewohnten Platz ein und trocknete sich die noch immer feuchten Augen. Indessen

wurde sie, ohne daß sie es merkte, durch die halb offene Tür des Nebenzimmers von Gschmeidler beobachtet, der, so bald es, ohne die Aufmerksamkeit der anderen zu erregen, geschehen konnte, bei ihr eintrat, während er die Tür vorsichtig hinter sich schloß. Bei seinem unerwarteten Erscheinen sah ihn die erschrockene Frau mit einem so schuldbewußten und zugleich um Verzeihung flehenden Blick an, daß er ganz gerührt wurde. „Sein's mir nicht bös, Herr von Gschmeidler", stammelte sie, „wegen meiner dummen Plauscherei von vorhin ... ich brauch' Ihnen doch nicht zu versichern, daß ich gewiß nichts gegen Sie persönlich hab' sagen wollen ..."

„Aber, aber", unterbrach er sie, indem er einen Stuhl nahm und sich zu ihr setzte, „wie kämen Sie dazu, sich bei mir zu entschuldigen! Mir ist nur schrecklich leid, daß Sie, wie ich höre, jetzt viel Trübes in Ihrer Familie erleben ... Aber vielleicht sehen Sie auch die Sache ärger an als sie in Wirklichkeit ist?"

Sie seufzte tief. „Du lieber Gott! Sie könnt wirklich kaum ärger sein."

„So kann sie vielleicht wieder besser werden", meinte er.

Aber sie schüttelte mit einem bitteren Lächeln den Kopf: „Da gibt's leider keine Besserung, der Schaden liegt zu tief ... übrigens so traurig es gekommen ist, überrascht hat's mich nicht, ich hab's ja vorausgesagt. Ein Jud und eine Christin, das gibt keine richtige Ehe. So eine Ehe tut im Leben kein gut." Und schmerzlich wiederholte sie: „Es tut kein gut, es kann kein gut tun!"

Eine Pause entstand, dann sagte Gschmeidler: „Liebe Frau von Kastner, verrennen Sie sich doch nicht gar so in Ihre schrecklichen Vorurteile!“

Aber sie rief sehr empfindlich: „Es sind keine Vorurteile! Mein armes Kind erfährt es leider zu seinem Schaden, daß es keine sind.“ Und ruhiger setzte sie hinzu: „Wir und die Christen sind nun einmal von Natur zu verschieden. Als Freunde oder Bekannte können wir ja oft ganz gut mit ihnen auskommen, aber nicht als Eheleut'. In dem, was uns das Höchste ist, verstehen sie uns nicht. Wir sind nicht aus demselben Stoff gemacht.“

Gschmeidler lachte. „Na, das wär' noch schöner! . . . Aber, wenn ich mir jetzt eine recht indiskrete Frag' erlauben dürft', Sie wissen ja, ich kenn Ihre Frau Schwiegertochter gar nicht: Was machen Sie ihr eigentlich zum Vorwurf?“

Frau Kastner zuckte resigniert die Achseln. „Was? Ich kann Ihnen nur das eine sagen: nach meinem Begriff ist sie überhaupt keine Frau und keine Mutter.“ Sie schwieg, in trübe Gedanken versunken, dann hub sie wieder an: „Aber vielleicht tu ich ihr unrecht. Das ist ja das Unglück, wenn eines das andere nicht versteht. Sie ist eine Christin und ich leg' an sie den Maßstab einer jüdischen Frau und Mutter an. Vielleicht möcht' eine christliche Schwiegermutter nicht so streng wie ich urteilen. Du lieber Gott, es kann ja sein, daß die Forderungen, die man bei uns Juden an die Frauen stellt, übertrieben sind, aber für mich ist die keine Gattin, die nur auf eigene Faust lebt, an den Sorgen ihres Mannes gar

keinen Anteil nimmt und sich seiner überhaupt nur erinnert, wenn sie Geld braucht . . ."

„Aber da stimm' ich Ihnen ja vollkommen bei", rief Gschmeidler.

„. . . Und noch weniger ist die für mich eine Mutter", fuhr Frau Kastner, ohne die Unterbrechung zu beachten, fort, „die ihr hilfloses kleines Kind, das die mütterliche Pfleg' und Aufsicht noch jede Stund' nötig hat, gewissenlos den Dienstboten überläßt . . ."

Wie immer, wenn Frau Kastner sich an das Kind erinnerte, schmolz sie gleich in Rührung. „Es ist ein goldenes Kind", sagte sie mit freudestrahlendem Gesicht, während ihr doch zugleich die Tränen über die Wangen herabliefen, „ein goldenes Kind, wie's die Mutter wirklich nicht verdient. Sie können sich gar nicht vorstellen, wie lieb und herzig das Kind ist und wie geduldig und anspruchslos, rein als ob es schon wüßt', daß es nicht wie andere Kinder eine zärtliche Mutter hat . . . Stundenlang liegt es in seinem Korb und rührt sich nicht, schaut nur mit seinen großen blauen Augen so gescheit um sich . . . Eine jüdische Mutter würde Gott jede Stund' auf den Knien danken für so ein Kind . . ."

„So manche christliche sicher auch!" rief Gschmeidler. „Sagen Sie mir nur um Himmels willen eines: Wie können Sie, eine sonst so kluge Frau, glauben, daß Christen und Juden in diesen Dingen verschieden denken? Was läßt Sie annehmen, daß eine respektable christliche Schwiegermutter die schweren Pflichtverletzungen, die Sie aufgezählt haben, billigen würde?"

„O nein, das glaube ich ja auch gar nicht", antwortete

Frau Kastner, „aber sie würde sie doch vielleicht milder, nachsichtiger als ich beurteilen. Und der Grund ist, daß solche Frauen und Mütter bei Ihnen doch zuweilen vorkommen, bei uns aber nicht. Für uns Juden sind sie etwas ganz Unverständliches."

„Wirklich?" fragte Gschmeidler mit sehr zweifelhafter Miene.

„Eine wirklich schlechte Mutter gibt's bei uns Juden überhaupt nicht", rief Frau Kastner im Ton der tiefsten Überzeugung.

„Einst mögen schlechte jüdische Mütter selten gewesen sein", sagte er nachdenklich, „aber heute?" Er stand auf und machte einige Schritte durchs Zimmer, dann wieder vor ihr stehen bleibend, sagte er: „Es ist vielleicht undelikat von mir, aber ich kann's doch nicht unerwähnt lassen. Zählen Sie auch Ihre Schwägerin, Frau Fränzchen, zu den sorgsamen Müttern? Wer weiß, was aus deren Kindern geworden wäre, wenn Sie sich nicht ihrer angenommen hätten?"

Sie wurde rot und sagte verlegen: „Fränzchen ist nicht gar so arg . . . freilich eine echt jüdische Mutter ist sie nicht . . . übrigens ist sie eine Ausnahme."

„Da haben wir's", sagte er lachend, „dieselbe Geschichte bei Jud und Christ. Die Schlechtigkeit im eigenen Lager ist immer eine Ausnahme, die im fremden ein Rassenfehler."

Aber Frau Kastner, wieder ganz mit der Betrachtung und Zergliederung ihres Unglückes beschäftigt, hörte gar nicht mehr was er sagte. Starr vor sich hinblickend, klagte und jammerte sie aus der Tiefe ihres schwer

verwundeten Herzens. Wenn ihr Sohn gestorben wäre, hätte sie ihn auch nicht tiefer bemitleiden können. Und in der Tat war sein Leben nach ihrer Meinung zerstört und gebrochen. Denn die unglückliche Ehe eines Menschen erschien ihr als beinahe mit seiner Vernichtung gleichbedeutend.

„Gerad' ihn hat das Unglück treffen müssen", klagte sie, „gerad' ihn, den armen Kerl, der ein so weiches, zärtliches Gemüt hat . . . der sich so nach Lieb' sehnt und Lieb' so nötig hat wie eine Pflanze das Wasser . . . grad' ihn, grad' ihn . . . tausend andere heiraten und werden glücklich, haben brave, gute Frauen, die sie hegen und pflegen und ihnen jeden Wunsch von den Augen ablesen . . . Mein armes, gutes Kind! Wie glücklich wär' er mit einer jüdischen Frau geworden! Und wie hätt' ihn eine Jüdin verehrt, wie hätt' sie erkannt, was für einen Schatz sie an ihm hat . . . So eine ausgefallene Lad! Hat uns das Unglück gerad die Nachbarschaft bescheren müssen! . . . Aber ich bin auch schuld, ich am meisten. Warum hab' ich die Augen nicht aufgemacht als es noch Zeit war! . . . O Gott, o Gott, Du strafst mich hart!"

So jammerte Frau Kastner in ihrer Verzweiflung. Gschmeidler saß ihr ratlos gegenüber. Er fühlte, daß bei ihrer Denkungsweise jeder Trost, der von ihm, dem Christen käme, sein Ziel verfehlen, ihr vielleicht gar wie eine Verspottung erscheinen würde. Möglich, daß schon seine bloße Gegenwart sie unangenehm berührte. So drückte er ihr schweigend die Hand und verließ das Zimmer.

Im Vorzimmer traf er Lotti, die auf ihn gewartet zu haben schien. Ihre Augen waren gerötet, als ob auch sie geweint hätte. Aber er, so wenig heiter ihm auch selbst zumute war, redete sie scherzhaft an: „Na, Lotterl, unsere Heiratsaktien stehen heut nicht einmal gar so hoch!"

Sie lächelte traurig. „Sehen Sie nun, daß ich mit meinem von Ihnen so oft gescholtenen Pessimismus leider doch recht behalte."

„Inwiefern behalten Sie recht?" entgegnete er. „Es ist doch noch nichts entschieden. Oder geben Sie vielleicht das Projekt, daß wir uns heiraten sollen, freiwillig auf?"

„Es wird mir ja doch nichts anderes übrig bleiben", bemerkte sie resigniert.

Er wurde ärgerlich. „Wirklich? Auf die Art können Sie freilich leicht Pessimistin sein. Man kann leicht prophezeien, daß man die Schlacht verlieren wird, wenn man entschlossen ist, beim ersten Schuß davonzulaufen."

Sie standen einander wieder wie damals, als er um sie geworben hatte, in dem schmalen Zwischenraum, den die Garderobeschränke auf der einen Seite und die Kleiderrechen auf der anderen offen ließen, gegenüber. Seither war fast ein Jahr vergangen, in dem er nichts getan hatte, sie zu einer Entscheidung zu drängen. Er wollte, daß sie aus eigener Kraft ihre seltsamen Rassenvorurteile überwinde und die Wahlverwandtschaft, die sie offenkundig mit ihm verband, höher schätzen lerne als alle Stammesgemeinschaft. Und wirklich schien sie, wie er zu seiner unendlichen Freude bemerkte, diese Art menschlicher Zusammengehörigkeit immer mehr als die einzig

wahre zu begreifen, neigte sie sich ihm immer vertrauensvoller zu, leuchteten ihm ihre Augen in einem Glanze, wie er sonst niemandem gegönnt war. Es hatte in diesem letzten Jahre Augenblicke gegeben, in welchen er gehofft hatte, sie werde sich ihm, ohne ihre freiwillige Hingabe auch nur durch ein Wort abzuschwächen, einfach an die Brust werfen, um für immer bei ihm zu bleiben. Aber auf solche Augenblicke waren andere, voll angelernter kleinlicher Zweifel, Sorgen und Bedenklichkeiten, gefolgt. Besonders in letzterer Zeit war sie förmlich kleinmütig geworden und hatte jede Hoffnungsfreudigkeit eingebüßt. Dies kam daher, daß, wie Gschmeidler jetzt begriff, die traurigen Eheerlebnisse des Bruders auch auf ihre Stimmung abgefärbt hatten und sie überdies befürchten mußte, daß die Mutter jetzt weniger als je in ihre Heirat mit einem Christen willigen werde.

Gschmeidler betrachtete kopfschüttelnd das gebeugt und mutlos vor ihm stehende Mädchen. „Merkwürdig", sagte er, „Sie, sonst so resolut und energisch, sind kleinlaut, wo es sich um Ihr ganzes Lebensglück handelt? Oder sind Sie etwa nicht überzeugt, daß in unserer Heirat Ihr Lebensglück liegt?"

Lotti sah ihn vertrauensvoll an: „O doch, heute bin ich's . . . Es ist ja wahr, daß es mir schwer geworden ist, die Angst zu überwinden . . ."

„Welche Angst?" fragte er.

„Die Angst, mich einem Christen anzuvertrauen", antwortete sie freimütig. „Sie dürfen mir das nicht übel nehmen, die Angst liegt uns einmal so im Blut, mir

und der Mutter . . . Leider ist die Mutter jetzt durch das Unglück vom Leopold noch mehr kopfscheu geworden, sie wird uns um keinen Preis ihre Einwilligung geben."

„So müssen wir eben ohne ihre Einwilligung heiraten", rief er hitzig, und als sie darauf nichts erwiderte, sondern nur den Kopf noch tiefer sinken ließ, fuhr er sanfter, in überredendem Tone fort: „Schau, Lotterl, die Mutter wird sich mit der vollzogenen Tatsache bald abfinden. Persönlich hat sie ja nichts gegen mich, mir stehen bei ihr nur die Vorurteile entgegen. Aber wenn sie sehen wird, wie glücklich wir miteinander leben, und das werden wir doch sicher, Lotterl, nicht wahr? . . ." Er hob ihr das Kinn empor, sie nötigend, ihm ins Gesicht zu sehen. „Also abgemacht! Wir heiraten, ob schön ob Regen, das heißt, wenn irgend möglich, mit der Zustimmung der Mutter, aber im Notfall auch ohne sie. Gib mir darauf ein Busserl."

Er wollte sie küssen, aber sie wich ein wenig zurück und, indem sie ihn mit Augen ansah, in denen zärtliche Liebe noch mit einem Rest der früheren Angst kämpfte, sagte sie leise und zögernd: „Ich möcht' aber doch auch einen so entscheidenden Schritt nicht gern ganz allein auf eigene Verantwortung tun."

Gschmeidler lachte laut. „Ah, die Angst vor der eigenen Verantwortung! Die ist auch echt jüdisch! Kein Volk denkt vor jeder Tat so viel an die mögliche spätere Reue wie das jüdische. Darum will auch jeder Jude, wenn er etwas unternimmt, immer zehn haben, die mit ihm einverstanden sind und ihn so gewissermaßen gegen die von ihm am meisten gefürchteten Selbstvorwürfe assekurieren."

„Lieber Herr Gschmeidler", bat Lotti mit gefalteten Händen, „sagen Sie doch nicht bei jeder Gelegenheit: das ist echt jüdisch . . . Sie ahnen gar nicht, wie weh mir das tut."

„Diese Überempfindlichkeit ist auch echt jüdisch", bemerkte Gschmeidler trocken.

„O, Sie sind abscheulich", rief Lotti.

„Aber warum denn?" fragte er. „Ich sage echt jüdisch, wie man echt wienerisch oder echt berlinerisch sagt — weder tadelnd noch lobend, sondern einfach, um ein charakteristisches Merkmal hervorzuheben. Aber in dem Punkt sind die Juden auch sehr merkwürdig. Auf Beschimpfungen reagieren sie schon längst nicht mehr, aber wenn einer einmal ausnahmsweise das Wort jüdisch *ohne* beleidigende Absicht ausspricht, sind sie entrüstet. Offenbar, weil sie daran nicht gewöhnt sind."

Aber Lotti schmollte noch immer. „Mich kränkt das Wort jüdisch und nun gar aus Ihrem Munde. Ich krieg' dann gleich eine Höllenangst vor der Zukunft. Um so mehr, als ohnehin viele Leut' behaupten, es gebe gar keinen Christen, der nicht im Herzen Antisemit sei."

„O, Lotterl, Dummerl!" rief Gschmeidler. Fröhlich lachend nahm er ihren Kopf zwischen seine Hände und sah ihr tief in die Augen. Ihre ungewöhnlich großen, gescheiten Augen hatten es ihm von jeher am meisten angetan. Im Scherz hatte er oft gesagt, solchen Augen könne gar nichts verborgen bleiben, sie seien befähigt, in den Seelen der anderen zu lesen. Aber heute widerrief er dieses Kompliment feierlich. „Nein, wie hab' ich mich in Euch geirrt", sagte er lachend zu den Augen. „Euer

ganzes Gescheittun ist ja der reinste Schwindel! Wäre nur je ein Strahl von Euch in mein Herz gedrungen, so wüßtet Ihr längst, daß es auch nicht das kleinste antisemitische Fleckerl hat. O, wie dumm, wie dumm seid Ihr, meine lieben, gescheiten Augen!" Und so sprechend, küßte er die Gescholtenen.

Jetzt lächelte Lotti wieder ganz versöhnt. „Von nun an will ich Ihnen auch nichts mehr übelnehmen was Sie sagen, denn ein lieber Mensch sind Sie doch."

„Endlich ein wahres Wort!" rief er entzückt und ergriff ihre Hände. „Darf ich mir das so auslegen, daß Sie es doch auf eigene Verantwortung mit mir wagen?"

Lotti sagte „Ja" und lächelte ihm glücklich zu, worauf er sie stürmisch umarmte und küßte. Dann sagte er: „Gestatten Sie, daß ich Ihnen zu Ihrer Verlobung gratuliere, Sie haben eine ausgezeichnete Wahl getroffen . . . Aber komm' jetzt, Lotterl, laß uns auch den Eltern gratulieren."

„Jetzt?" rief Lotti erschrocken, „um Himmelswillen nein, die Mutter möcht' zu dem Glückwunsch schöne Augen machen. Gott behüt', daß ich ihr in ihrer jetzigen Verfassung das antu'."

Er sah sie bestürzt an. „Aber wer weiß, wann die Mutter anderen Sinnes wird? Da können wir vielleicht sehr lang warten."

„Laß uns trotzdem noch warten", bat sie, und als er ärgerlich den Kopf schüttelte, bestürmte sie ihn noch stärker: „O, bitte, bitte, tu mir's zulieb', schau, heut' gehör' ich doch noch der Mutter, aber später, wenn ich Deine Frau bin, werde ich ganz Dir gehören. Dann werde ich

zuerst Frau und dann erst Tochter sein. Das ist auch echt jüdisch“, schloß sie mit einem schelmischen Lächeln.

„Na, schön, so warten wir also“, sagte Gschmeidler mit komischem Verdruß, „das hat man davon, wenn man sich mit Euch Juden einläßt! Ich seh’ schon voraus, daß ich noch viel durchzumachen haben werd’, ehe ich ans Ziel komm’. Außer den Eltern werden ja auch noch die Onkel dreinreden und die Tanten und die Cousinen und die ganze übrige Verwandtschaft. Und ein jedes wird, indem es das andere überschreit, gute Ratschläge erteilen, wichtige Bedenken geltend machen, vor neuen nur ihm bekannten Gefahren warnen, so daß unsere Hochzeit um mindestens fünf Jahr’ wird aufgeschoben werden müssen, bis alle Ratschläge befolgt, alle Einwendungen widerlegt, alle Skrupel beschwichtigt sein werden. Wahrscheinlich . . .“

„Geh, geh, hör’ auf“, bat Lotti, zärtlich an ihn gelehnt.

„Unterbrich mich nicht“, sagte er würdevoll, „denn ich bin eben im Begriff, eine neue Beobachtung an den Juden zu machen, die in eine große Wahrheit ausklingen soll. Diese Beobachtung besteht darin, daß jeder, der zu einem Juden in Beziehung tritt, es sogleich auch mit allen zu tun hat, daher man, und das ist die große Wahrheit, mit einem Juden eigentlich nie fertig werden kann . . . Außerdem ist noch bei Euch der andere Übelstand, daß man sich nie auskennt. So weiß ich jetzt zum Beispiel wirklich nicht, sind wir verlobt oder sind wir’s nicht?“

„O, gewiß“, rief Lotti „sind wir’s, nur . . .“

„Nur daß sich unsere Brautschaft fürs erste aufs Vor-

zimmer beschränkt", ergänzte er. „Für bescheidene Bedürfnisse genügt übrigens auch das", fügte er nach einem Augenblick der Überlegung lachend hinzu, indem er Lotti in die Arme schloß und so lang küßte, bis ihm und ihr der Atem ausging.

XV.

Seit der Erkrankung Jordans war es der Baronin Hebenstreit endlich gelungen, den von ihr längst ersehnten Einblick in die Geschäfte der Firma zu erlangen. Wohl hatte sie auch früher schon bei ihren häufigen Unterhaltungen mit Jordan manches erfahren, anderes glücklich kombiniert, ohne aber ihre große Wißbegierde vollständig befriedigen zu können. Immerhin verdankte sie diesen Gesprächen eine ziemliche Kenntnis von geschäftlichen Namen und Daten, mit deren Hilfe sie sich vor Leopold den Anschein geben konnte, als wäre sie von jeher in alle Geschäftsgeheimnisse des Hauses eingeweiht. Sie erzählte ihm auch in sehr gerührtem Tone, daß ihr Jordan ein fast unbegrenztes Vertrauen geschenkt und sich über seine geschäftlichen Pläne mit niemandem lieber als mit ihr beraten habe. Natürlich glaubte nun auch Leopold hinter seinem Chef an Offenherzigkeit nicht zurückstehen zu dürfen. Er hätte übrigens wahrscheinlich auch sonst kein Geheimnis vor der Baronin bewahren können, denn ihre Macht über ihn war noch immer groß.

Dies war der Fall, obgleich er sonst in vielem ein anderer geworden war und auch so manche alte Gottheit abgeschworen hatte. Aber die Baronin war nun einmal die

erste vornehme Christin, die ihm scheinbar persönlich wohlgeneigt gewesen war. Christliche Huld hat für manches jüdische Herz einen Zauber, den es nie vergißt. Auch Leopold konnte nie ohne innere Bewegung an jenen ersten Gesellschaftsabend bei der Baronin zurückdenken, an dem sie ihn, den unbedeutenden Juden, beinahe geflissentlich vor ihren christlichen Gästen ausgezeichnet hatte. Damals und lange nachher noch war ihm das Ganze wie ein unwahrscheinlich schöner Traum erschienen. Wer aber je einmal ein so berauschendes Glücksgefühl empfunden hat, bleibt dem Urheber für immer verpflichtet.

Die Baronin erriet diese Gemütsstimmung ihres jungen Freundes und machte sie sich nach Kräften zunutze. Allmählich unterzog sie sich gar nicht mehr der Mühe, ihn über Geschäftsneuigkeiten auszuforschen, sondern ging einfach selbst zur Quelle, will sagen in sein Bureau, wo sie höchst ungeniert die eingelaufenen Briefe und Depeschen las. Diese gaben ihr sehr oft einen guten Fingerzeig für ihre Börsenspekulationen. Indessen waren es doch nicht sie zuerst, die sie zu dieser außergewöhnlichen Indiskretion veranlaßten, denn das Börsenspiel war eigentlich, wenn man so sagen darf, nur ihr Kleinbetrieb. Es brachte ihr auch nur geringfügige Gewinne, weil sie vor jedem wirklichen Wagnis zurückschrak. Tatsächlich war die Baronin nicht die Frau, sich auf das Ungewisse einzulassen, etwas von dem Ihrigen aufs Spiel zu setzen, sie strebte immer nur nach dem sicheren Vorteil, wollte erbeuten, erjagen, einen großen Schnitt auf ungefährliche Art machen. Für einen solchen Schnitt hatte sie auch jetzt ihren Plan schon ganz fertig, der aber zu seiner Ausfüh-

rung bei Leopold einen besonderen Grad von Willfährigkeit oder, richtiger gesagt, von Willensschwäche voraussetzte. Um nun den günstigen Augenblick bei ihm ja nicht zu verpassen, wie über alles, was auf ihre Absicht vielleicht Bezug haben könnte, stets unterrichtet zu sein, nistete sie sich im Bureau förmlich ein und ließ Leopold nicht mehr aus den Augen.

Das Objekt aber, an dem die Baronin ihren großen Schnitt machen wollte, waren die Aktien der unlängst von Jordan und Baron Möller errichteten Bergbaugesellschaft. Der Gedanke an sie war ihr zuerst gekommen, als ihr Jordan damals die Gründungsgeschichte dieses Unternehmens erzählt hatte. Diese Geschichte hatte sie sofort sehr interessiert. Da war ein großes Werk, das zwei Eigentümern zu gleichen Teilen gehörte. Nur ein winziges Besitztum von zehn Aktien gehörte dem einen noch extra. Und mit diesen zehn Aktien übte er die Herrschaft über das Ganze aus, in ihnen lag also die eigentliche Macht verborgen.

Die Baronin strebte danach, selbst in den Besitz dieser zehn Aktien zu gelangen, die, wie sie wohl wußte, bei der eigentümlichen Sachlage einen besonders großen Wert hatten. Und sie bot ihre ganze Beredsamkeit auf, damit ihr Leopold diese Papiere gegen Erstattung des Einzahlungspreises überließe. Sie hatte sogar die Stirn, zu behaupten, daß Jordan selbst den Verkauf an sie beabsichtigt habe, der nur durch seine Erkrankung unterblieben sei. „Er sah wohl ein", sagte sie zu Leopold, „wie mißlich es für ihn wäre, wenn er bei Meinungsverschiedenheiten mit Baron Möller keinen anderen Ausweg hätte, als ihn

mit Hilfe seines geringen Mehrbesitzes von zehn Aktien zu überstimmen. Ein solches Vorgehen müßte ja nach außenhin einen höchst unschönen Eindruck machen. Anders dagegen läge die Sache, wenn ein zuverlässiger Freund von ihm, auf dessen Unterstützung er jederzeit zählen könnte, die zehn Aktien für eigene Rechnung erworben hätte. In diesem Falle würden bei Uneinigkeiten zwischen den Großaktionären immer zwei Aktionäre gegen einen stimmen, wodurch der Schein bestens gewahrt wäre."

Gegen die Richtigkeit dieser Argumente war eigentlich nichts einzuwenden. Auch war die Möglichkeit wirklich nicht ausgeschlossen, daß sich Jordan einmal in dem angegebenen Sinn geäußert haben könnte. Fraglich war nur, ob er in die Verläßlichkeit und Treue der Baronin so unbedingtes Vertrauen setzte, um eventuell gerade sie zu seiner Partnerin zu wählen. Leopold war bei seiner eigenen vorteilhaften Meinung von dieser Frau allerdings geneigt, es zu glauben, trotzdem hielt er sich nicht für berechtigt, einen so wichtigen Schritt, wie es der Verkauf dieser Aktien war, ohne ausdrückliche Zustimmung seines Chefs zu tun. Er wies daher die Baronin, so oft sie ihn in dieser Angelegenheit bestürmte, an Jordan selbst, aber sie redete sich stets auf seinen leidenden Zustand aus, der sie verhindere, ihn mit Geschäftssachen zu behelligen.

In dieser Zeit hatten Leopolds häusliche Leiden ihren Höhepunkt erreicht. Er ging jetzt manchmal in einer Art dumpfer Betäubung umher, wie sie sich wohl eines Menschen, auf den unaufhörliche Schläge niedersausen, zu bemächtigen pflegt. Sein Zusammenleben mit Fritzi hatte einen ebenso traurigen wie beschämenden Charakter an-

genommen. Durch ihre Schuld folgte eine skandalöse Szene der anderen. Diese Frau hatte das Gefühl der Selbstachtung bis zu dem Grade verloren, daß sie ihren Mann selbst in Gegenwart der Dienstleute mit Insulten überhäufte. Und es waren eigentlich nur diese Beschimpfungen noch, worauf sich ihr Verkehr mit ihm beschränkte, in allem übrigen widmete sie sich ihrem Vetter Karl, den sie auch tagelang auf seinen Jagdausflügen begleitete. Aber so klar auch in dieser Beziehung der Augenschein sprach, wollte Leopold seltsamerweise doch nicht an einen eigentlichen Treubruch Fritzis glauben. Ihr Verhältnis zu Karl dünkte ihn noch unverfänglich, als schon längst alle Mitbewohner seines Hauses, vom Hausmeister angefangen, darüber spotteten und lachten.

Vielleicht kam dies auch daher, daß es ihm tatsächlich an Zeit fehlte, seine Gedanken zu sammeln. Wieviele Mühe und Sorge verursachten ihm nicht bloß Fritzis hochangewachsene Schulden durch die Notwendigkeit, sich mit ihren Gläubigern zu verständigen, Abschlagszahlungen zu leisten oder ihre Erstreckung zu erwirken und dergleichen mehr. Aber mehr noch als diese Schulden, deren allmähliche Tilgung aus seinen Einkünften er erhoffen durfte, beunruhigten ihn jene Karls, obgleich er ihr Ausmaß gar nicht kannte oder vielleicht gerade deshalb. Er ahnte nämlich, daß sie ins Riesenhafte gingen. Längst schon befürchtete Leopold eine Katastrophe, welche, sobald die Gläubiger Karls ihr Geld zurückforderten, unfehlbar über diesen hereinbrechen müßte. Wie sollte auch Karl imstande sein, seine Verpflichtungen zu erfüllen? Weder besaß er etwas, noch erhielt er von irgend wem mehr

neuen Kredit. Und was um Himmelswillen würden die Folgen seiner Zahlungsunfähigkeit sein?

Glücklicherweise täuschte sich aber Leopold, wie die Ereignisse bald bewiesen, ganz gewaltig, wenn er von Karls schlechter Finanzlage schreckliche Folgen für ihn befürchtete. Im Zusammenhang mit diesen Kalamitäten schwebte ihm immer gleich Blut und eine geladene Pistole vor. Diese Ausgeburten einer überhitzten Phantasie ließen sich vielleicht daraus erklären, daß Karl den Mund sehr voll zu nehmen liebte, wenn vom „Ehrbegriff" die Rede war. Oft schon hatte er in strenger Weise auf den starken Unterschied zwischen christlichem und jüdischem Ehrbegriff hingewiesen. Leopold sah daher Karl schon im Geist von dem grausamen christlichen Ehrbegriff zerfleischt.

Indessen verlief, als eines Tages riesige Wechselverpflichtungen Karls wirklich zur Zahlung vorgewiesen wurden, alles nicht nur ganz unblutig, sondern sogar vollkommen geräuschlos, man könnte sagen, recht eigentlich vornehm. Leopold freilich verlor angesichts des enormen Betrages beinahe die Fassung, wogegen Karl eine geradezu bewunderungswürdige Kaltblütigkeit zeigte. Auf Leopolds ängstliche Frage, was er denn nun eigentlich zu tun gedenke, antwortete er mit lächelnder Überlegenheit, daß er, um sich zwecklosen Belästigungen zu entziehen, auf die Jagd gehen werde. Inzwischen möge Leopold bezüglich der Wechsel nach Gutdünken verfahren, ihm sei es ja im Grunde gleichgültig, ob sie eingelöst würden oder nicht. Für die Firma Jordan freilich wäre die Nichteinlösung, darüber möge sich Leopold nur ja nicht

täuschen, eine ungeheure Blamage. Übrigens machte Karl auch diese letztere Bemerkung nur im Ton eines Menschen, der einem anderen ganz uneigennützig einen guten Rat gibt. Dann brach er das Gespräch mit der Bemerkung ab, daß ihm seine etwas umständlichen Jagdvorbereitungen leider keine Zeit mehr übrig ließen.

Als Leopold an diesem Tage in sein Bureau kam, fand er die Baronin dort vor, die es sich ihrer neuerlichen Gewohnheit gemäß vor seinem Schreibpult bequem gemacht hatte. Sie saß auf diesem Platze wie jemand, der zum Hause gehört, las die neu eingelaufenen Briefe und Depeschen, notierte sich sogar manches aus ihrem Inhalt. Zuerst glaubte Leopold, sie sei auch der unbezahlten Wechselschuld ihres Sohnes wegen gekommen, doch erwähnte sie diesen Gegenstand gar nicht, bis er selbst die Rede auf ihn brachte. Auch dann schien ihre Teilnahme an dem Ereignis nur gering. „Mein Sohn ist ein unverbesserlicher Mensch", meinte sie gleichmütig, „daran ist nun leider nichts zu ändern, und ich habe mich mit der Tatsache, so viel Kummer sie mir auch bereitet hat, endlich abfinden müssen." Sie seufzte ein wenig und fragte dann: „Wurde Ihnen schon der heutige Kupferkurs aus London gemeldet?"

Leopold war wirklich in großer Verlegenheit. Wie sollte er sich in dieser furchtbar peinlichen Affäre benehmen? Karls Gläubiger hatten sich, als keine Zahlung erfolgt war, an die Firma Jordan gewendet, welche nun erklären sollte, ob sie die Wechsel honorieren würde oder nicht. Leopold, der die Entscheidung treffen sollte, fühlte die große Verantwortung, die er in jedem Falle auf sich

nahm. Denn wenn er die Wechsel honorieren ließ, opferte er ohne Zustimmung seines Chefs eine riesige Summe. Anderseits war freilich seine Verantwortung kaum minder groß, wenn die Wechsel protestiert wurden und dadurch möglicherweise zum Nachteile der Familie Jordan ein arger Skandal entstand. In seiner Not wendete sich Leopold um Rat an die Baronin.

Sie als praktische Frau war mit ihrer Meinung auch sogleich im klaren. Natürlich müsse man die Wechsel aus der Welt schaffen, aber mit so geringen Kosten als nur möglich. Leopold möge doch die Sache einem geriebenen Advokaten übergeben, der die Gläubiger schon durch die Drohung, daß sie im Weigerungsfall gar nichts bekämen, zu einem zehn- bis zwanzigperzentigen Ausgleich ihrer Forderungen bewegen werde. Hierauf erwiderte aber Leopold, daß er es für unfair halte, den Gläubigern etwas abzuhandeln. Das wollte sie absolut nicht begreifen. Es wäre doch lächerlich, eine Ware teurer zu bezahlen, als man sie vom Verkäufer erhalten könne.

Leopold sah ein, daß seine und der Baronin Ansichten über diesen Punkt keine Verständigung erhoffen ließen. Nun faßte er den Entschluß, Jordan die Entscheidung anheimzustellen, verwarf ihn aber wieder, weil gerade in letzterer Zeit die Nachrichten über sein Befinden besonders schlecht gelautet hatten. Anderseits drängte die Zeit, denn die Gläubiger Karls hatten nur bis zum nächsten Morgen Frist gegeben. Und um das Maß des Übels voll zu machen, hatte Leopold gerade heute einen seiner stärksten Geschäftstage, der ihn geistig und körperlich vollständig in Beschlag nahm. Jeden Augenblick rief ihn die

Klingel zum Telephon oder es kamen Untergebene, die geschäftliche Weisungen von ihm verlangten. So war die Stunde des Kontorschlusses gekommen, ohne daß er inmitten dieser vielfachen Zerstreuungen und Ablenkungen Muße zur Überlegung und einen Ausweg aus seiner schwierigen Lage gefunden hätte.

Dies drückte sehr auf seine Nerven, auch fühlte er sich nach allem, was er heute bereits durchgemacht hatte, recht müde und abgespannt. Inzwischen war ihm die Baronin nicht von der Seite gewichen, hatte ihn auch im stillen genau beobachtet. Jetzt verwickelte sie ihn in ein Gespräch, in dessen Verlauf sie geschickt wieder die Angelegenheit der zehn Bergbauaktien erwähnte, die schon so lang ihren Appetit reizten. Und sie verfolgte ihr Ziel diesmal mit besonderer Energie, von dem richtigen Gefühl geleitet, daß Leopold in seiner sorgenvollen Stimmung kaum die für einen erfolgreichen Widerstand nötige Geistesfreiheit besitzen dürfte. Mit einer gewissen Bitterkeit warf sie ihm vor, daß er sie viel weniger freundschaftlich als Jordan behandle, welcher ihr an fast jedem Geschäft einen Anteil gegönnt habe. Doch geschehe es sicherlich nicht des etwa zu erhoffenden Vorteils halber, wenn sie heute abermals ihre schon öfter abgewiesene Bitte wegen dieser Aktien wiederhole. Nein, ihr sei es jetzt nur um eine moralische Genugtuung zu tun, weil sie sich durch die nur zu durchsichtigen Motive von Leopolds Weigerung, ihr die Aktien zu überlassen, auf das tiefste gekränkt und beleidigt fühle. Ob er ihr denn im Ernst die schwarze Verräterei zutraue, die Aktien, nachdem sie ihr Eigentum geworden, zum Nachteil der Firma Jordan zu

gebrauchen, mit ihnen gewissermaßen zum Feinde überzugehen? Es wäre doch schrecklich, wenn er sie einer solchen Schurkerei fähig hielte, und sie frage sich vergebens, wer ihm wohl eine so üble Meinung von ihr beigebracht haben könnte. Ihr Freund Jordan keinesfalls, denn er habe in den langen Jahren ihres innigen Verkehres nie an ihr gezweifelt, und sie möchte nur wünschen, daß er jetzt zur Stelle wäre, um Leopold durch die Bereitwilligkeit, mit der er ihre Bitte gewähren würde, ein wenig zu beschämen.

Auf diese Weise sprach die Baronin, und fast mehr noch als ihre Worte wirkten ihr gereizter Ton und ihre gekränkte Unschuldsmiene auf Leopold. Es ging ihm wie ein Stich durchs Herz, daß sie ihn indirekt der ärgsten Undankbarkeit zieh. War er denn nicht ihre Kreatur, hatte nicht sie allein ihn zu dem gemacht, was er war? Wenn er hier saß und herrschte, wenn er einer Frau wie der Baronin etwas gewähren oder verweigern konnte, war dies doch nur ihr Werk. Und sie sah jetzt in ihm, wie ihre große Empfindlichkeit deutlich verriet, einen rohen, undankbaren Menschen, der die Leiter, auf der er emporgeklommen war, mit dem Fuße wegstieß und seiner Wohltäterin sogar das abschlug, was er ihr leicht hätte bewilligen können. Für Leopold war der Gedanke, von der Baronin so beurteilt zu werden, einfach unerträglich, daher bot er seine ganze Beredsamkeit auf, um sich vor ihr zu rechtfertigen. Er schwur ihr zu, daß, wenn es bloß auf ihn ankäme, er ihr sofort die zehn Aktien ausliefern würde. Wie könne sie nur glauben, daß er ihr mißtraue, er, dessen ganzes Herz seit jeher von Verehrung und

Dankbarkeit für sie erfüllt sei. Neben ihrer Klugheit und Güte habe er stets auch ihre hohe Rechtlichkeit bewundert, die ihm genügend dafür bürge, daß sie nichts unternehmen werde, was den Interessen seines Hauses abträglich sei. Und Leopold erbot sich schließlich, in dieser Stunde noch an Jordan zu schreiben und ihm den Verkauf der zehn Aktien an die Baronin aufs dringendste zu empfehlen.

Aber diese schüttelte den Kopf. „Lassen wir den armen, kranken Mann in Ruhe", sagte sie. Dann Leopold sehr herzlich die Hand reichend, fuhr sie fort: „Verzeihen Sie, lieber Freund, daß ich Ihnen unrecht tat, aber ich bildete mir ein, Sie seien mir übelwollend gesinnt, was mich natürlich sehr schmerzte . . . Glauben Sie mir, der Verkauf dieser zehn Aktien an einen verläßlichen Dritten ist für Ihre Firma eine Notwendigkeit, das hat auch Jordan eingesehen. Sie wissen ja, daß man dem jüdischen Großkapital, wenn auch mit Unrecht, vorwirft, es mißbrauche bei Gelegenheit seinen großen Aktienbesitz zum Nachteil der kleineren Aktionäre. Die Klugheit gebietet daher in jedem Falle, diesen Schein zu meiden." Die Baronin schwieg einige Augenblicke, rief aber dann, als ob sie sich plötzlich auf etwas besänne: „Apropos! Die Jahresversammlung der Aktionäre der Bergbaugesellschaft findet ja, wenn ich nicht irre, schon demnächst statt. Es dürfte daher höchste Zeit sein, die Aktien auf meinen Namen zu überschreiben. Würden Sie, lieber Freund, so gut sein, das Erforderliche zu veranlassen?"

„Aber Frau Baronin", antwortete Leopold in höchster Verlegenheit, „wie dürfte ich das ohne Zustimmung meines Chefs tun? . . . Es wäre eine Überschreitung meiner

Vollmacht . . . Ich tät's ja so gern, aber bedenken Sie doch nur . . ."

Sie lachte kurz und schrill. „Nein, wie kindisch Sie sind! Wenn ich Ihnen doch sage, daß Jordan schon damit einverstanden war. Oder glauben Sie mir nicht?"

„Natürlich, Frau Baronin, glaube ich Ihnen", stammelte er, „wie können Sie daran zweifeln? . . . Aber es wäre doch möglich, daß Jordan inzwischen seine Meinung geändert hätte und mich dann bei seiner Rückkehr der Eigenmächtigkeit anklagte . . . Ich bin doch schließlich nur sein Bediensteter . . . sonst seien Sie überzeugt . . . für Sie selbstverständlich mit Freuden . . ."

Seine Widerrede verlor sich, eingeschüchtert, wie er von der Baronin war, in einem Gemurmel von zusammenhangslosen Beteuerungen. Sie saß noch immer an seinem großen Schreibtisch, der beinahe die halbe Breite des Zimmers einnahm, während er ihr gegenüberstand. Auch dies äußere Bild schien zu bekunden, daß sie eigentlich hier herrschte und nicht er. Und tatsächlich fühlte Leopold, wie alles, was er an Festigkeit und Widerstandskraft besaß, ihm dieser Frau gegenüber in seltsamer, beinahe unheimlicher Weise entschwand. Es war vor allem ihr Blick, der ihn ängstigte, lähmte und verwirrte. Wenn er ihn im Traum gesehen hätte, wäre er sicherlich entsetzt aus dem Schlummer aufgefahren. Freilich der Kontrast seiner bisherigen Baronin mit dem ewig süßen Lächeln und dem von Bonhommie leuchtenden Antlitz zu der Frau, die ihm augenblicklich gegenübersaß, war so gewaltig wie der zwischen Tag und Nacht. Und doch war ihm ihr Gesicht nie so wahr und beredsam wie jetzt er-

schienen, wo es diesen eigenartig bösen und gehässigen Ausdruck hatte. Er glaubte davon förmlich das Wort „Saujud" ablesen zu können. Kein Wunder, daß Leopold von dieser schrecklichen Metamorphose einer Frau, deren Freundschaft stets sein höchster Stolz gewesen war, so erschüttert wurde, daß er beinahe wie ein Kranker dachte und handelte.

Eine geraume Zeit schwiegen jetzt beide. Im Zimmer herrschte eine wahre Totenstille, doppelt bemerkbar nach den vielfachen und lebhaften Geräuschen von vorhin, die der Geschäftsbetrieb verursacht hatte. Jetzt aber regte sich auch in den angrenzenden Bureaus, wo die große Schar der Beamten ihre Arbeit verrichtet hatte, nichts mehr. Weder hörte man noch von dort den Schall einer menschlichen Stimme, noch Telephongeklingel, noch das sonst nie verstummende Geklapper der Schreibmaschinen. Der Arbeitstag war vorüber und die Angestellten hatten sich entfernt. Die Erkenntnis dieser Tatsache erhöhte noch Leopolds Unbehagen, weil sie ihm die letzte Hoffnung raubte, daß irgend ein geschäftlicher Zwischenfall das ihm unerwünschte Gespräch unterbrechen könnte.

„Um alle Ihre Skrupel und Bedenken mit einem Schlag zu beseitigen", hub die Baronin endlich mit ihrer hohen Stimme, die jetzt besonders scharf klang, wieder an, „will ich noch eine besondere Verpflichtung übernehmen, durch welche Sie jeder Verantwortung überhoben werden. Ich erkläre also mit meinem Ehrenwort, daß ich die Aktien sogleich zurückstellen werde, falls Herr Jordan nach seiner Heimkehr den Verkauf an mich nicht genehmigen sollte . . . Nun, was sagen Sie jetzt? Jetzt

sind Sie doch wohl beruhigt und unterschreiben getrost diesen kleinen Schlußbrief."

Und sie schob ihm einen Zettel zur Unterschrift hin, auf welchem sie, während sie die letzten Worte sprach, mit ein paar flüchtigen Zeilen den Geschäftsabschluß notiert hatte. Leopold zögerte, er wollte noch Einwendungen machen, einen Aufschub verlangen, brachte aber, beinahe hypnotisiert von ihren kleinen grünen Augen, die ihn feindselig anglitzerten, kein Wort hervor. Und er unterschrieb endlich, ohne recht zu wissen, was er tat.

Der Abend war schon sehr vorgerückt, als die Baronin endlich das Bureau verließ. Leopold wollte ihrem Beispiel folgen, war aber nach dem eben erlebten Auftritt zu erschöpft dazu. Er setzte sich an seinen Schreibtisch und versank in Nachdenken. Bestürzt fragte er sich, warum er wohl, was eben geschehen war, getan habe. Er hatte sich doch oft vorgenommen gehabt, es nicht zu tun. Sein Gewissen machte ihm jetzt ob dieser Tat bittere Vorwürfe, doch nicht, weil er etwa von ihr böse Folgen befürchtet hätte. Diese hielt er im Gegenteil für ganz ausgeschlossen. Denn heute so wenig wie früher traute er der Baronin etwas direkt Unanständiges, wie die Auslieferung ihrer Aktien an die Gegenpartei, zu. Nein, wenn Leopold das Geschehene bereute, so war es eigentlich nur, weil er etwas getan hatte, was er nicht hätte tun dürfen. Er hatte die stillschweigend bestimmten Grenzen seiner Vollmacht überschritten. Nach den allgemeinen Gebräuchen der großen Industrie- und Bankfirmen waren Geschäftsabschlüsse wie der heute von ihm vollzogene nur den Chefs vorbehalten. Leopold wußte dies wohl, und bisher hatte

er auch streng darüber gewacht, daß ihn bei seiner Geschäftsführung nie der Vorwurf der Eigenmächtigkeit treffen könnte. Warum war er nur gerade heute diesem Grundsatz untreu geworden?

Er grübelte angestrengt darüber nach, ohne jedoch über das eigentliche Motiv seiner Handlungsweise ins klare zu kommen. Gewiß, in dem Gemütszustande, in dem er sich eben noch befand, hatte es ihm geschienen, daß er unter einem unwiderstehlichen Zwang handle. Aber was war eigentlich, so fragte er sich jetzt, die Ursache dieses Zwanges?

Wenn er sich gewissenhaft prüfte und alles ruhig überlegte, mußte er erkennen, daß die wirkliche Ursache bloß die an Vergötterung grenzenden Gefühle waren, die er der Baronin von jeher geweiht hatte. In seinen Vorstellungen und Ideen hatte sie einen Platz eingenommen, wie er vielleicht überhaupt keinem sterblichen Wesen gebührte, sie war für ihn zum Mittelpunkt eines Kultus geworden, der Inbegriff alles Hohen und Erhabenen. Dies und nur dies war die Ursache seiner heutigen Unterwerfung unter ihren Willen. In der Verwirrung aller Gefühle, während seiner Unterredung mit ihr hatte es ihm freilich geschienen, als ob es nur seine Dankbarkeit sei, die ihn so unfähig zum Widerstand machte. Aber dies war, wie er jetzt klar erkannte, der reinste Selbstbetrug. Zur Begehung einer unerlaubten Handlung würde auch der dankbarste Mensch, wenn er nur sonst besonnen und vernünftig urteilte, sich nie verpflichtet fühlen. Nur Schwärmer und Fanatiker setzten sich über solche Rücksichten hinweg. Auch er hatte nur in einer Art fanati-

scher Selbstentäußerung der Baronin sein Pflichtgefühl, das sein Kostbarstes war, geopfert, wie Abraham das Teuerste, was er besaß, seinem Gotte opferte. Seine Handlung war der stärkste Ausdruck einer langwährenden Begeisterung für eine Person oder vielmehr für eine Rasse, die sich für ihn zufällig in dieser Person am herrlichsten verkörperte. Und, wie um auf das eben Gedachte eine entscheidende Probe zu machen, stellte er an sich plötzlich die Frage, ob er wohl auch ebenso gehandelt hätte, wie er es getan, wenn die Baronin Hebenstreit zufällig — Jüdin wäre. Seine aufrichtige Antwort konnte nicht anders als entschieden verneinend lauten. Niemals würde er eines Juden oder einer Jüdin wegen und wenn sie zehnmal seine Wohltäter und obendrein die Muster menschlicher Vollkommenheit wären, eine Pflichtverletzung begangen haben. Der unvernünftige Hang, den er von Jugend auf in sich gepflegt hatte, die Christen auf ein Piedestal zu stellen, war die Vorbedingung seiner törichten Tat. Und Leopold mußte sich sagen, daß der schwere Selbstvorwurf, unter dem er jetzt zu leiden hatte, nur die gerechte Strafe seiner blinden Rassenanbetung sei.

Schweren Herzens verließ er endlich sein Bureau. Auf der Treppe erinnerte er sich plötzlich wieder an Karls noch unbereinigte Wechselsache, die ihm durch die letzten Vorfälle ganz aus dem Gedächtnis gekommen war. Und seine alte Unentschlossenheit, wie er sich mit ihr wohl abfinden solle, wäre sicherlich gleichfalls erwacht, wenn ihm nicht glücklicherweise ein Mittel, welches ihn der eigenen Entscheidung ganz überhob, eingefallen wäre.

Er machte sich nämlich klar, daß doch in einer Familienangelegenheit wie dieser der Sohn Jordans vor allem berufen sei, an Stelle des Vaters zu handeln. Unfraglich war dieser Gedanke naheliegend genug. Wenn er sich Leopold nicht schon früher aufgedrängt hatte, so lag dies wohl hauptsächlich daran, daß er sich Egons überhaupt nur ungern erinnerte.

Allzusehr konnte man ihm dies freilich nicht verargen, denn seit der Erkrankung des Vaters benahm sich der Sohn höchst feindselig gegen ihn. Bei zufälligen Begegnungen richtete er kaum je das Wort an ihn und gab ihm noch überdies durch gewisse Blicke und Mienen deutliche Zeichen von Geringschätzung. Umsonst hatte Leopold zu erraten versucht, was der junge Mann wohl gegen ihn haben könnte, denn eine Erklärung von ihm zu verlangen, verbot ihm sein Stolz. Aber da er begreiflicherweise unter Egons Betragen litt, mied er nach Möglichkeit seine Nähe.

Deshalb wünschte er auch jetzt nur indirekt mit ihm zu verkehren. War es nicht am einfachsten, wenn er Elvira um ihre Vermittlung bat? Ihr eigenes Interesse an der traurigen Angelegenheit war ja groß genug. Aber was von seiner Seite geschehen sollte, mußte jedenfalls noch heute geschehen. Leopold sah auf die Uhr und erschrak, wie spät es war: zehn Uhr schon vorüber. Trotzdem wurde er in seinem Entschluß nicht mehr wankend. Eiligst nahm er einen Wagen und ließ sich zu Jordans Palast fahren.

Der Diener, der ihm dort die Tür öffnete, sagte ihm, daß der gnädige Herr auf der Jagd, die gnädige Frau

aber zu Hause sei. Sie habe sich auch, soviel er wisse, noch nicht zur Ruhe begeben, sondern weile bei ihrem Kinde. Leopold ließ sich sogleich melden. Man führte ihn in einen kleinen Salon, in dem auch Elvira schon nach wenigen Augenblicken erschien. Rasch teilte er ihr die Ursache seines späten Besuches mit, die sie ohne Bestürzung, fast ohne Überraschung vernahm. „Ich war ja längst auf Ähnliches gefaßt", meinte sie, „Du lieber Gott, wenn es nur das wäre!"

Sie erklärte es auch für selbstverständlich, daß die Wechsel eingelöst werden müßten. Eine Schädigung der Gläubiger seines Schwiegersohnes würde Jordan gewiß nicht zulassen. Und mit einer Art bitteren Humors fügte sie noch hinzu, daß ihr Vater schon vor ihrer Verheiratung das, was sich jetzt ereigne, sogar mit ungefährer Bezeichnung des Zeitpunktes vorhergesagt habe. Das einzige, worüber er sich daher allenfalls wundern könnte, wäre höchstens die besondere Präzision im Eintreffen seiner Prophezeiung.

„Er hat mir übrigens nicht bloß das vorausgesagt, sondern noch anderes, Schlimmeres, das sich inzwischen leider gleichfalls bewahrheitet hat", seufzte Elvira. Dann aber rief sie plötzlich heiter: „Kommen Sie, ich muß Ihnen mein Kleines zeigen, es ist eben zufällig wach geworden."

Und sie führte ihn ins Kinderzimmer zu dem in seinem Bettchen vergnügt lachenden und strampelnden Kinde. „Ist es nicht herzig?" fragte sie, ganz rot vor Mutterstolz und Glückseligkeit. „Und denken Sie: so lieb und gut ist es immer, das bravste Kind, das man sich denken kann."

Leopold nickte lächelnd. Sie saßen jetzt beide am Bett des Kindes und sahen ihm voll Wohlgefallen zu. Es jauchzte und tollte und bemühte sich redlich, wenn auch vergeblich, eines seiner Knie in den Mund zu stecken. Nach einer Weile sagte Elvira: „Ja, dieses Kind tröstet mich über vieles, seinetwegen möcht' ich nichts ungeschehen machen, so Schweres ich auch erdulde." Sie sah sich im Zimmer um und meinte dann: „Es berührt mich manchmal ganz merkwürdig, wenn ich mich hier umsehe, denn dies Zimmer ist jetzt wieder genau so wie es in meiner eigenen Kindheit war. Gerade hier, wo jetzt mein Kleinchen liegt, stand damals auch mein Bett und auf dem Platz, auf dem ich jetzt sitze, ist wie oft mein guter Papa gesessen . . . Armer Papa! Der uns alle so lieb hatte und dem wir es so schlecht lohnten!"

„Warum sagen Sie das?" rief Leopold. „Sie waren gewiß immer eine vortreffliche Tochter!"

„Nein, ich war's nicht", antwortete sie, „und mache mir das jetzt oft zum Vorwurf . . . freilich, was wußt' ich damals von mir selbst, vom Leben überhaupt . . . meinen Papa versteh' ich auch erst, seit ich selbst ein Kind hab' . . ."

Eine Pause entstand, in der beide wieder das immer noch spielende und lachende Kind betrachteten. Dann hub Elvira wieder an: „Ist es nicht merkwürdig und zugleich traurig, daß man sich so oft in der Jugend ein ganz falsches Bild von sich macht? Auch ich hab' mich jahrelang, allerdings von meiner Mutter beeinflußt, für ein ganz anderes menschliches Wesen gehalten, als ich wirklich bin, und wenn meine Gedanken und Gefühle mit

dieser Vorstellung nicht harmonieren wollten, hab' ich ihnen Zwang angetan . . . finden Sie nicht auch, daß gerade bei den Juden dieser sonderbare Hang, die angeborene Natur zu verleugnen, gewissermaßen aus der eigenen Haut herauszukriechen, besonders häufig ist?"

„Das könnte wohl sein", antwortete Leopold, „und wäre eigentlich nur zu begreiflich. Man hat ja auch wirklich alles getan, um dem Juden das Wohlgefallen an seiner Haut zu verleiden."

„Gewiß", sagte sie, „aber sie ist ihm einmal angewachsen und ohne allzu große Schmerzen kann er sich nicht von ihr trennen. Wahrhaftig, es ist spaßhaft, aus welchen Gründen Menschen unglücklich werden können! Ich zum Beispiel bin es geworden, weil ich mir einredete oder vielmehr von meiner Mutter einreden ließ, daß ich das sei, was sie einen feschen Wiener Geist nannte."

Elvira schwieg, von Bitterkeit erfüllt, dann begann sie wieder: „Meine Mutter wollte um keinen Preis ein Judenmädchen zur Tochter haben, sondern einen feschen Wiener Geist. Sie modelte daher beständig an mir, indem sie zugleich hoffte, daß mir mein künftiger Gatte den letzten Schliff erteilen werde. Natürlich sollte ich nur einen zum Gatten kriegen, der nach ihrer Meinung die höchste Personifikation des Christlich-Wienerisch-Feschen wäre. Ein Mann, der ganz einfach Christ und Wiener gewesen wäre, hätte ihr keineswegs genügt. Viele solcher Leute betrachtete sie sogar als halbe Juden. Wirkliche Christen waren für sie nur jene, die in ihrem ganzen Charakter und Wesen den stärksten Gegensatz zu dem

was sie „jüdisch" nannte bildeten. In meinem Manne hatte sie ihr Ideal gefunden."

Sie machte in ihrer heftigen Erregung einige Schritte durchs Zimmer und rief dann beinahe verzweifelt: „Was für ein Trost wäre es für mich, wenn mein Unglück wenigstens aus einer starken menschlichen Verirrung, aus einer unwiderstehlichen Leidenschaft entsprungen wäre! Aber sich sagen müssen, daß ein unbegreiflicher Snobismus es verschuldet hat, die lächerlichste Modetorheit, die vielleicht je menschliche Köpfe verdrehte — das ist nicht nur traurig, sondern auch entsetzlich beschämend und demütigend! Heute, wo mir die Augen aufgegangen sind, bin ich mir selbst zum Gegenstand des grimmigsten Spottes geworden, daß ich je wähnen konnte, mich durch eine solche Verbindung zu veredeln, in eine schönere menschliche Sphäre zu erheben . . . Aber trotz meiner traurigen Erfahrung und der so vieler anderer, grassiert ja diese Sorte Heiraten in unseren jüdischen Familien noch immer, jeden Tag erfährt man von neuen . . ."

Ein starkes Klopfen an der Tür, die auch sogleich geöffnet wurde, unterbrach sie. Jemand kam ins Zimmer, dessen Züge aber bei der schwachen Beleuchtung nicht gleich wahrnehmbar waren. Doch als sich Elvira näherte, erkannte sie ihren Bruder.

„Du, Egon?" rief sie zuerst nur verwundert, fuhr aber dann sehr ängstlich fort. „So spät noch? Es ist doch nichts . . .?"

Egon war langsam näher getreten. Er grüßte Leopold, der sich gleichfalls erhoben hatte, mit einer stum-

men Kopfneigung und sagte dann halblaut zu seiner Schwester: „Ich habe Dir leider die traurigste Nachricht zu überbringen . . .“

Sie schrie auf. „Der Vater? . . . Um Gottes willen . . .!“

Er bejahte durch eine Gebärde. „Ich bin soeben durch eine Depesche der Pflegeschwester benachrichtigt worden.“

„Wann ist er gestorben, wann?“ schrie sie außer sich.

„Heute um vier“, antwortete er. „Der Tod scheint ziemlich plötzlich eingetreten zu sein . . . so hat er wenigstens nicht lang gelitten . . .“

„Und wer war bei ihm?“ fragte Elvira mit von Tränen verdunkelter Stimme weiter. „Niemand von uns? Niemand, auch nicht die Mama?“

„Mama ist doch, wie Du weißt, schon seit drei Monaten in Rom“, antwortete Egon, „. . . es ist ja übrigens nicht so lange her, daß ich selbst bei Papa war . . . damals schien das Ende noch nicht so nahe . . . hätt' ich gewußt . . .“

Er schwieg und blickte, indem er an seinem Schnurrbärtchen zupfte, starr in eine Ecke des Zimmers.

Elviras Schmerz machte sich jetzt in konvulsivischem Schluchzen Luft. „Armer, armer Papa!“ klagte sie, „hast Du so in der Fremde sterben müssen, unter gemieteten Leuten . . .! Du, der zärtlichste Gatte und Vater, hattest in Deinem letzten Augenblicke niemand von den Deinen um Dich, kein geliebtes Gesicht, das Du zum Abschied hättest küssen können . . . Bettler sterben tausendmal glücklicher als Du . . . mein armer, armer Papa! Wie magst Du voll Sehnsucht die Arme nach uns aus-

gestreckt haben . . . O, es ist qualvoll zu denken, daß ein Vater wie dieser so aus dem Leben scheiden mußte!"

„Aber Elvira", mahnte Egon, „fasse Dich!"

Doch sie hörte nicht auf ihn. In ihrem verzweifelten Schmerze hatte sie sich neben dem Bette ihres Kindes zur Erde geworfen. Und es war eine merkwürdig ergreifende Szene: dies halbdunkle Zimmer, in dem die Frau am Fußende des Bettes fassungslos schluchzte, während das Kind im Bette noch immer lachte und tollte, und die beiden Männer schweigend und ernst daneben standen. Aber Leopold fühlte, daß eine Verlängerung seiner Anwesenheit für ihn wie für die Geschwister peinlich sein würde. Er entfernte sich daher nach einigen Worten des Beileides, indem er Egon durch ein Zeichen bat, ihm ins Nebenzimmer zu folgen.

Dort erzählte er ihm von Karls Wechselschulden, da er wohl einsah, daß Elvira heute keinen Bericht werde erstatten können. Egon enthielt sich wohl jedes Tadels, doch war es nicht schwer, den tiefen Widerwillen zu bemerken, den ihm, dem seriösen und in Bezug auf Korrektheit sehr strengen Mann, Karls frivoles Treiben verursachte. Mit der anstandslosen Honorierung der Wechsel erklärte übrigens auch er sich einverstanden. Und Leopold, der hiemit seine Aufgabe erfüllt sah, wollte sich schon entfernen, als ihn Egon noch durch eine Bewegung zurückhielt. „Herr Kastner", sagte er, „mit dem Tode meines Vaters tritt die Firma in Liquidation, da die Erben seine geschäftlichen Unternehmungen nicht fortzuführen gedenken. Es wird daher von nun an die eigentliche geschäftliche Tä-

tigkeit aufhören. Aber auch die Liquidation so großer Geschäfte erfordert einen fähigen und vertrauenswürdigen Mann . . ." Er schwieg einige Augenblicke, während welcher er Leopold fest ins Auge faßte, dann fuhr er fort: „Mein Vater, Herr Kastner, hat Ihnen großes, sehr großes Vertrauen geschenkt . . . was mich betrifft, so kenne ich Sie ja nicht näher, verhehle Ihnen aber nicht, daß manches in Ihrer bisherigen Haltung mir rätselhaft und zweideutig erschienen ist . . ."

„Was, wenn ich fragen darf?" fragte Leopold, aber eigentlich mehr verwundert als beleidigt, in dem Gefühl, daß zu einer solchen Bemerkung kein Anlaß vorhanden sei.

Egon schüttelte den Kopf.

„Sprechen wir jetzt nicht darüber. Wozu auch? Besser, als alle Ihre Versicherungen es vermöchten, werden mich ja schon in nächster Zeit die Tatsachen belehren, heute wollte ich nichts anderes, als Ihnen die Ursache meines bisherigen unhöflichen Betragens gegen Sie, das Ihnen zweifellos aufgefallen ist, erklären. Aber ich knüpfe hieran die Versicherung, daß ich nicht der Mann bin, der sich von bloßen Gefühlen oder Vorurteilen leiten läßt, und wenn meines Vaters Vertrauen in Sie verdient war, worüber ich ja bald Klarheit erlangen werde, wird Ihnen das meinige gewiß auch nicht fehlen . . . Und nun bitte ich Sie noch, mir so bald als möglich die wichtigsten Geschäftsbücher der Firma zur Durchsicht zu übermitteln."

Er verabschiedete sich nach diesen Worten nicht unfreundlich von Leopold und kehrte wieder zu seiner Schwester zurück.

XVI.

Mit viel Schwermut im Herzen stieg Leopold die Treppe des Palastes hinab. Erst jetzt, wo er allein war, vermochte er das traurige Ereignis voll zu empfinden. Der Tod Jordans bekümmerte ihn tief und aufrichtig, wie der eines geliebten und verehrten Freundes. Und unwillkürlich erinnerte er sich daran, was für ein unzutreffendes Bild er sich von ihm in der Zeit, als er ihn noch nicht kannte, bloß danach entworfen hatte, daß er der Besitzer eines, wie ihn dünkte, allzu prunkvollen Palastes war. Aber die Wirklichkeit hatte dieses Phantasiebild arg beschämt. An Stelle des vermuteten, hartherzigen Protzen, der durch sein unverschämtes Glücksgefühl die anderen beleidigte, hatte er im Gegenteil einen selbst des Mitleids bedürftigen edlen und unglücklichen Menschen kennen gelernt. Freilich auch Jordan war ein Gründer und Unternehmer, doch sicherlich keiner von der gewöhnlichen Art. Nicht die Gier nach Erwerb war die eigentliche Triebfeder seiner Handlungen. Ihm war die echte Schaffenslust des rastlos versuchenden und gestaltenden Künstlers eigen, der die Arbeit um ihrer selbst willen liebt, und dem sein Werk höher steht als der Gewinn, den er aus ihm ziehen kann. Aber wie wenige verstanden den idealen Grundzug seiner Natur!

Wie oft hatte Leopold zu seinem lebhaften Mißvergnügen Jordan in der Öffentlichkeit mit gewöhnlichen finanziellen Abenteurern oder mit waghalsigen Glücksspielern zusammen nennen hören! „Die Menge", dachte er jetzt, „glaubt so gern, daß alle sehr reichen Leute eine und dieselbe geistige Physiognomie haben, aber nirgends vielleicht sind die Verschiedenheiten größer als gerade unter den Millionären."

Seine Gedanken beschäftigten sich lange mit dem Toten. Voll Rührung erinnerte er sich auch, wie vertrauensvoll und großmütig er gegen ihn gewesen war, und dankte ihm in seinem Herzen innig dafür. Dabei kamen ihm Egons Worte von vorhin wieder in den Sinn, ohne ihn aber auch diesmal zu beunruhigen. Ebensowenig dachte er an sie, als er ihm am nächsten Tage nach seinem Wunsch die Geschäftsbücher übersandte. Das Ganze dünkte ihn überhaupt ein bloßes Mißverständnis, weil es ihm ganz sinnlos erschien, daß jemand seine persönliche Rechtschaffenheit und Integrität anzweifeln könnte.

Es verging übrigens eine ziemlich geraume Zeit, ohne daß er von Egon wieder etwas hörte. Die Firma Jordan war inzwischen in Liquidation getreten, wodurch sich Leopolds Arbeitslast naturgemäß sehr verringerte. Besonders entfiel sein früher sehr großer Parteienverkehr jetzt beinahe gänzlich. Auch sonst machte sich eine gewisse Vereinsamung um ihn bemerkbar. Die Baronin, früher ein fast täglicher Gast im Bureau, ließ sich seit jenem Abend nicht mehr blicken. Und zu Hause mied man ihn gleichfalls, denn Fritzis Haß und Groll hatten sich höchst unvermittelt in völlige Gleichgültigkeit ver=

wandelt. Sie ging jetzt an ihrem Gatten wie an einem völlig Fremden vorüber. Dies fiel um so mehr ins Auge, als sie sich jetzt beinahe immer zu Hause aufhielt, ohne aber deshalb Karls Gesellschaft zu entbehren, der ganz nach seinen Wünschen und Bedürfnissen bei ihr wie in seiner eigenen Wohnung ein und aus ging. Man gewann den Eindruck, als ob die beiden es nunmehr für völlig überflüssig hielten, noch irgendwie den Schein zu wahren. Sie gaben ihrem Liebesverhältnis einen offiziellen Charakter, mochte dagegen protestieren, wem es nicht recht war.

Die Eltern Fritzis ehrten ihr Betragen und beglückwünschten sie dazu. Auch sie ignorierten Leopold oder sprachen höchstens in einem mitleidig-herablassenden Tone mit ihm. Er war jetzt für sie, wie sich die Revidentin ausdrückte, „an armer Narr". Sie waren großmütig und verziehen ihm, obgleich er es eigentlich weder um sie noch um Fritzi verdient habe. In ihren besonders gnädigen Augenblicken machte die Revidentin Leopold sogar Hoffnung, daß er vielleicht späterhin, „wenn er gescheit wäre", auf ihre Protektion zählen könnte. Ihr Machtgefühl war jetzt grenzenlos, denn sie sah sich schon im Besitze ungeheurer Reichtümer.

Der Tod Jordans war die Ursache dieser unendlich gehobenen Stimmung. „Es war wirkli' scho' d'höchste Zeit", sagte die Revidentin zu Leopold in ihrer zartfühlenden Weise, „damit das Geld endli' in d'richtigen Händ' kommt." Sie deutete mit diesen Worten auf das Erbteil Elviras hin, das sie wie ihr Eigentum betrachtete, denn was Elvira zufiel, gehörte natürlich Karl

und somit folgerichtig auch Fritzi und ihren Eltern. Die Größe dieses Erbteiles war jetzt ihre einzige Sorge. In langen Konferenzen mit den Ihrigen und mit Karl suchte sie zu ermitteln, wieviel dasselbe wohl, wenn es auch noch so ungerecht verkürzt würde, zum mindesten betragen müßte. Denn wie sie nie hervorzuheben unterließ, war sie bei der Erbteilung auf alle erdenklichen Betrügereien von Seite der Miterben vollständig gefaßt. Es wurden nun sowohl von der Revidentin wie auch von Fritzi und Karl unter Berücksichtigung des schon erwähnten Umstandes verschiedene Summen genannt, bis der Revident schließlich durch einen Machtspruch fünfzehn Millionen für das Minimum erklärte. „Weniger darfst nit nehmen", sagte er zu Karl in sehr kategorischem Tone, „sonst san mir firchterli' ibers Ohr g'hauen. Du kannst Di auf mein' Blick in die Sachen verlassen."

Die Angst, daß sie bei der Erbteilung verkürzt werden könnten, erregte Fritzi und ihre Eltern täglich mehr. Noch nie waren sie gegen die Juden so erbost gewesen wie jetzt. „Von die Juden", schrie die Revidentin von Früh bis Abend, „kann ma' si' jeder G'meinheit versehen, aber wann die glauben, daß mir uns vielleicht mit a drei oder vier lumpige Million' wern abspeisen lassen, san s' am Holzweg."

„I geh zum Gericht", sagte ihr Gatte. „Das Traurige is nur, daß ma' gegen an Juden in Österreich nix ausricht'."

Leopold sah und hörte dies alles wie im Traum. Er war in jenem eigentümlichen Geisteszustand, in dem man sich von seinen Erlebnissen keine deutliche Rechenschaft ablegt, sondern sie nur unklar empfindet. Auf seinem Ge-

müt lag ein schwerer Druck, instinktiv ahnte er das Hereinbrechen einer Katastrophe, die auch wirklich nicht lang auf sich warten ließ. Sie kam wie ein Wirbelwind daher und zerstörte in wenigen Minuten, was er an wirklichen und vermeintlichen Gütern besaß, ohne selbst nur seinen ehrlichen Namen zu verschonen.

Es war an einem Nachmittag, als er zu seiner gewöhnlichen Stunde ins Bureau kommend, Egon dort antraf. Er saß beim Schreibtisch und hatte mehrere Geschäftsbücher aufgeschlagen vor sich liegen. Als Leopold erschien, trat er ihm gleich mit der Miene eines Richters, der einen Angeklagten verhören will, gegenüber.

„Ich bin jetzt über Sie ganz im klaren, Herr Kastner", sagte er, „und konstatiere, daß mein ursprüngliches Mißtrauen ganz berechtigt war, ja, ich muß Ihnen sogar das Kompliment machen, daß Sie noch viel gefährlicher sind, als ich mir träumen ließ . . . Der Coup, den Sie da mit den zehn Bergbauaktien ausgeführt haben, ist wirklich hervorragend . . ."

„Ich — einen Coup?!" rief Leopold in höchster Bestürzung.

„Um so mehr", fuhr Egon unbeirrt fort, „als keine Möglichkeit ist, gerichtlich gegen Sie einzuschreiten. Sie werden daher die Früchte Ihrer Tat in voller Ruhe genießen können . . ."

„Früchte?" schrie Leopold entsetzt. „Herr, was fällt Ihnen ein? Was glauben Sie von mir? Sie können mich tadeln, weil ich meine Befugnisse überschritt, aber nicht verdächtigen. Meine Hände sind rein. Was berechtigt Sie zu der Annahme, daß ich . . ."

„Man tut so etwas nicht, wenn man nichts davon hat“, unterbrach ihn Egon rauh.

„Aber was habe ich denn so Schlimmes getan?“ verteidigte er sich. „Welcher Schaden kann der Firma aus dem Verkauf der zehn Aktien erwachsen? Ich habe das Wort, ja, das heilige Gelöbnis der Baronin, daß sie in allem und jedem treu zu uns halten wird . . . Fragen Sie sie doch selbst, wenn Sie mir nicht glauben, und Sie wird Ihnen bezeugen . . .“

„Ich komme soeben von ihr, ereifern Sie sich nur nicht“, fiel ihm Egon wieder ins Wort.

„Sie kommen von ihr? Nun? Nun? . . . Hat sie etwa ihr Versprechen geleugnet?“

Egon lachte höhnisch. „Im Gegenteil, sie hat es ausdrücklich wiederholt. Sie hat mich ihrer vollen Ergebenheit und Dienstwilligkeit versichert. Wozu sollte sie auch mit ihrer Macht drohen, da sie doch weiß, daß ich sie kenne? Sie wird mir in aller Güte und Herzlichkeit den Hals zuschnüren, und ich werde nicht einmal so tun dürfen, als ob ich's merkte . . .“

Egon machte in verbissenem Zorn einige Schritte durchs Zimmer, während sich Leopold verwirrt an die Stirn griff. Er verstand kein Wort von dem, was der andere sagte. „Erklären Sie sich deutlicher, ich verstehe Sie nicht“, bat er.

Egon blieb vor ihm stehen. „Auch das noch? Wollen Sie Ihre Rolle wirklich bis zu Ende spielen? Nun gut. Also Frau Hebenstreit hat mir ihre Dienste für den Verkauf unserer Bergbauaktien zur Verfügung gestellt. Da wir unsere sämtlichen Geschäfte liquidieren, vermutet sie, daß

wir auch diese Aktien verkaufen wollen, und darin hat sie ja auch recht. Sie meint ferner, daß der einzige ernstlich in Betracht kommende Käufer für diese Aktien Baron Möller wäre, und auch darin muß ich ihr beistimmen. Schließlich behauptet sie, daß sie besser als irgend wer unsere Interessen bei Baron Möller vertreten würde, aber darin bin ich gerade entgegengesetzter Ansicht. Unglücklicherweise habe ich aber keine Wahl. Denn weigere ich mich, sie mit der Vertretung zu betrauen, so laufe ich Gefahr, daß sie ihre eigenen Aktien ohne Rücksicht auf uns Möller überläßt, der dann Herr der Situation würde und uns nötigen könnte, ihm vielleicht unsere Aktien zu einem Spottpreis zu verkaufen."

Leopold hatte atemlos zugehört. „Ihre Befürchtungen sind unbegründet!" schrie er erregt. „Die Baronin hat mir ihr Ehrenwort verpfändet, daß sie ihre Aktien nur im Einvernehmen mit uns verkaufen wird."

„Mir hat sie es sogar geschworen", sagte Egon kaltblütig. „Sie konnte das um so leichter, als sie weiß, daß ich ihrem Schwur nicht traue. In meinem Mißtrauen gegen sie liegt ihre Stärke. Sie weiß ganz gut, daß ich hier, wo so große Interessen auf dem Spiele stehen, es auf eine Probe ihrer Ehrlichkeit nicht ankommen lassen werde. Dies setzt sie in die angenehme Lage, mich mit dem Schein der größten Biederkeit zu bestehlen."

„Aber woher wissen Sie, daß es die Baronin nicht ehrlich meint?" brauste Leopold auf.

„Wenn sie es ehrlich meinte", erwiderte Egon, „würde sie die Aktien, zu denen sie auf so seltsame Art gelangt ist, zurückstellen. Ich forderte sie dazu auf, bot ihr sogar

einen hohen Gewinn an, den sie aber mit tugendhafter Entrüstung zurückwies. Wie ich ihr so etwas nur zumuten könne, fragte sie. Offenbar weiß sie schon, daß sie bei der Gegenseite noch weit mehr erreichen kann."

„Aber das ist ja entsetzlich . . . unmöglich!" stammelte Leopold. Ihm war, als hätte er einen schweren Schlag auf den Kopf bekommen. Seine ganze Lebens- und Menschenkenntnis verwirrte sich. So perfid, so abgefeimt-nichtswürdig war diese von ihm hochgestellte Frau! Seine Bestürzung und Ratlosigkeit waren so augenfällig, daß sogar Egon an seiner Schuld irre wurde. Er betrachtete den ganz Zerschmetterten mit aufrichtigem Erstaunen.

„Wenn Sie wirklich in gutem Glauben gehandelt haben", sagte er, „sind Sie mir ein Rätsel. Freilich wäre eine solche Naivität bei einem Geschäftsmann womöglich noch gefährlicher als Unredlichkeit. In keinem Fall können Sie Ihren Posten hier länger bekleiden. Ich bin übrigens bereit, Ihnen eine angemessene Abfindungssumme auszuzahlen."

Aber Leopold hatte schon seinen Hut ergriffen. „Ich danke Ihnen", sagte er mit gebrochener Stimme, „ich habe keinen Anspruch auf eine Entschädigung . . . Verzeihen Sie mir . . . es wird ein ewiger Schmerz für mich sein, daß ich die mir anvertrauten Interessen so schlecht behütet habe . . ."

Und er verließ das Bureau. Mechanisch schlug er den Weg nach Hause ein. Er kam aber nur langsam vorwärts, denn es lag ihm wie Blei in den Gliedern, und jedesmal, wenn er einen Bekannten sah, machte er einen weiten Bogen, aus Furcht, daß man ihm seine Schmach

vom Gesicht ablesen könnte. Denn er fühlte sich aufs tiefste beschämt und erniedrigt. So war er also nichts anderes als die von einer gewissenlosen Frau geschickt gelenkte Marionette gewesen. Planmäßig hatte sie ihn zu seiner Stellung emporgehoben, um ihn auszunützen, und ihn wieder fallen zu lassen, nachdem es ihr gelungen war. Und jetzt war er für sie nichts mehr als ein abgenütztes, außer Dienst gesetztes Requisit, nach dessen weiterem Schicksal sich nicht einmal eine Frage lohnte. Die verächtliche Art, mit der die Baronin sich seiner entledigt hatte, kränkte ihn besonders. „Mit einem Christen würde sie nie so umgesprungen sein", dachte er. Aber in anderen Augenblicken verwandelte sich diese heftige Erbitterung wieder in schmerzliches Bedauern. Warum hatte gerade sie ihn so enttäuschen müssen, in der er das Musterbild jener vornehmen Christenfrau erblickt hatte, die von jeher sein Idol gewesen war. Und wieder erinnerte er sich des ersten Abends in ihrem Hause mit seiner fast trunkenen Freude, daß er nun in die christliche Gesellschaft aufgenommen war. O, wer ihm damals sein heutiges Erlebnis vorausgesagt hätte! Aber er fühlte, daß er selbst heute alles, was sie bloß an ihm gesündigt habe, verzeihen könnte, wenn sie sich nur wenigstens an seiner Ehre nicht vergangen hätte. Aber freilich, der Gedanke an die war ihr gewiß nicht einmal im Traum gekommen. Hatte denn in ihren Augen ein Jude überhaupt Ehre?

So von Kummer und Bitterkeit ganz erfüllt, betrat er endlich seine Wohnung. Im Vorzimmer kam ihm Fritzi, vollständig zum Ausgehen angekleidet, entgegen. Nach ihrer neuerlichen Gewohnheit wollte sie stumm an

ihm vorüber, aber er bat sie, noch einige Augenblicke zu verweilen, weil er ihr etwas mitzuteilen habe. Darauf folgte sie ihm in sein Arbeitszimmer, wo er sich müde und erschöpft, wie er war, gleich in den Sessel beim Schreibtisch sinken ließ. Fritzi blieb ohne abzulegen in seiner Nähe aufrecht stehen.

Leopold zögerte zu sprechen. Er wußte ja, daß er bei Fritzi auf zärtliches Mitgefühl nicht rechnen konnte. Aber seine Sehnsucht nach einem einzigen guten Wort, nach dem kleinsten Zeichen von Teilnahme war in diesem Augenblick einfach unwiderstehlich. So sagte er endlich: „Fritzi, mich hat ein großes Unglück getroffen."

Er erwartete eine Frage, doch sie schwieg und rührte sich nicht. Leise und zaghaft fuhr er fort: „Ich habe meine Stellung verloren, noch dazu unter für mich sehr peinlichen Umständen . . . man verdächtigt mich, natürlich mit Unrecht, einer unlauteren Handlung . . . ich bin unschuldig . . . Unglücklicherweise ist aber der Schein gegen mich . . ."

Er verstummte, durch ihr beharrliches eisiges Stillschweigen um den Rest von Fassung gebracht. Mutlos stützte er den Kopf in die Hand und blickte trübe vor sich nieder.

Fritzi betrachtete ihn voll Schadenfreude. „Wie a Häuferl Unglück sitzt er da", dachte sie befriedigt. „Recht g'schicht ihm, ganz recht, er hat mi g'nug sekkiert!" Und voll Wut erinnerte sie sich daran, daß ihr Leopold manchen Wunsch nicht erfüllt hatte. War das nicht die unerhörteste Frechheit von so einem Juden? Wozu hatte sie ihn denn überhaupt geheiratet? Weil er „so viel hübsch"

war vielleicht? Und wieder musterte sie mit steigender Abneigung ihres Gatten jetzt ganz in sich zusammengesunkene Gestalt. „Der reine Waschlappen", dachte sie verächtlich, „und dazu noch de krumme Nasen und das ganze unausstehliche Jüdische! I staun' nur, daß i's über mi hab' bringen können, so an' Juden z'heiraten."

„Ja, es is mir sehr leid, daß Du Unannehmlichkeiten hast", begann sie endlich, „aber wer waß, ob Du nit selber dran schuld bist. Mi geht ja das übrigens nix mehr an . . . aber weil mer grad beisamm sind und i so die Täg' hab' mit Dir reden wollen, kann i's ebenso gut auch glei tun." Sie stockte einen Augenblick, fuhr aber dann sehr entschieden fort: „Ja also, i bleib' nit länger bei Dir, i geh' fort, es is schon alles abg'macht und in Ordnung . . ."

„Fritzi!" rief Leopold entsetzt, indem er vom Sessel aufsprang, „um Himmelswillen . . . was redest Du? . . . Wir sind doch Mann und Frau . . ."

„A, laß mi aus", antwortete sie brutal. „Glaubst vielleicht, daß i mi ewig von Dir werd' wurzen lassen? Ah na, mein Lieber, damit is jetzt vorbei!"

Er prallte zurück vor diesen rohen Worten, dann fragte er: „Wo willst Du hin?"

„Dafür is scho' gesorgt", antwortete sie kurz. „In kan' Fall wer' i noch von Dir was verlangen . . . So und jetzt geh i."

„Und das Kind?!" schrie Leopold, als sie schon in der geöffneten Tür stand.

Sie kam noch einen Augenblick zurück. „Wannst willst, kannst es bei Dir b'halten. Is Dir's recht? Na gut. Also adje."

So endete Leopolds Ehe und Hausstand. Als das Ehepaar Kastner und Lotti an diesem Abend wie gewöhnlich aus dem Geschäft in ihre Wohnung zurückkehrten, fanden sie dort Leopold nebst seinem Kinde schon einigermaßen notdürftig eingerichtet. Und nachdem sie erfahren hatten, was der Grund dieser raschen Übersiedlung war, fehlte es natürlich nicht an heftigen Entrüstungsausbrüchen und Klagen. Nur die Mutter war verhältnismäßig sehr gefaßt. Wohl vergoß sie einige Tränen, aber mehr anstandshalber, wie man eben einem Unglück den schuldigen Tribut zollt. Denn im Grunde ihres Herzens betrachtete sie es als eine Erlösung, daß die Ehe getrennt wurde. Sie selbst hätte ja natürlich nie zu einem nach ihrer Meinung so schrecklichen Schritt geraten, der aber doch, wie sie einsah, unter den vorhandenen Umständen der wünschenswerteste war. Ihr Mißtrauen gegen Fritzi war in der letzten Zeit so gewachsen, daß es ihr sogar peinlich war, Leopold und das Kind mit ihr beisammen zu wissen. Und jetzt hatte sie zu ihrer Genugtuung die beiden im eigenen Heim und konnte für sie sorgen und sie verhätscheln. Sie setzte ihrem Sohn sogleich sein früheres Zimmer wieder in Stand und ließ das Bett des Kindes in der Nähe des ihrigen aufschlagen, damit sie gleich zur Stelle wäre, wenn es ihrer bedürfte. Mit allen diesen Veranstaltungen war sie so recht in ihrem Element und wäre ohne den speziellen Grund, der sie nötig machte, glücklich gewesen. Es entsprach daher ganz dem augenblicklichen Gemütszustand der Frau Kastner, wenn sie vor dem Schlafengehen mit einer komischen Mischung von Verzweiflung und Zufriedenheit

zu ihrem Manne sagte: „Großer Gott, was steht man sich aus, was erlebt man für schreckliche Sachen, aber ich glaub', ich werd' heut' besser schlafen als seit langer Zeit."

Leopold hatte seinen Eltern natürlich auch den Verlust seiner Stellung mitgeteilt, ohne ihnen aber den wahren Grund, der sie, wie er fürchtete, beunruhigt haben würde, zu nennen. Er hatte ihnen bloß gesagt, daß ihn ein Zerwürfnis mit Egon gezwungen habe, seine Entlassung zu nehmen. Indessen kamen über ihn in der Stadt bald allerlei ungünstige Gerüchte in Umlauf. Man sprach von schweren Verfehlungen in seiner Geschäftsführung.

Der erste aus dem Kreise der Familie, der von diesen Gerüchten erfuhr, war Herr Jakob Weintraub. Seine Tageseinteilung, in welcher der Kaffeehausbesuch einen sehr hervorragenden Platz einnahm, stellte ihn ein für allemal gegen die Gefahr sicher, daß ihm eine irgend wesentliche Stadtneuigkeit oder Tratscherei hätte entgehen können. Die über seinen Neffen verbreiteten Gerüchte interessierten ihn natürlich besonders, und so lief er denn ungesäumt in die Buchhandlung, um der Wahrheit auf den Grund zu kommen. Unglücklicherweise hatte er aber für sein Interview gerade die stärkste Geschäftszeit gewählt. Als er in den Laden kam, fand er ihn voll Kunden. Aber das war höchstens ein Malheur für die Kunden, doch keineswegs eines für Jakob, der sich in seinen vorgefaßten Dispositionen niemals behindern ließ. Er stieß daher die Leute, die ihm den Weg verstellten, einfach beiseite, pflanzte sich dicht vor dem Laden-

tisch auf und rief der Schwester zu: „Nu, was sind dos für skandalöse Geschichten, die ma über Euch verzählt?“

Kastner war zufällig abwesend, seine Frau und Lotti, die daher allein diesem Anprall standzuhalten hatten, erschraken natürlich heftig. Zum Glück faßte sich Lotti sehr rasch. Ihr waren die Motive von Leopolds Entlassung durch ihn selbst bekannt, und sie billigte sein Bestreben, sie vor den Eltern geheim zu halten. Um nun auch einer Indiskretion Jakobs vorzubeugen, flüsterte sie ihm zu: „Sprich nicht über diese Sache mit der Mutter.“

„Warum soll ich nix mit ihr sprechen?“ fragte Jakob laut.

„So nimm doch Rücksicht“, bat Lotti wieder leise.

„Rücksicht!“ schrie Jakob. „Wer nimmt Rücksicht auf mich?“

Frau Kastner, die nun ernstlich beunruhigt war, konnte es kaum erwarten, daß sich die Kunden entfernten. Als dies endlich geschehen war, fragte sie den Bruder blaß und zitternd: „Um Himmelswillen, was ist denn geschehen?“

„Du frogst mich?“ polterte Jakob. „Dos is auf Ehr' sehr gut! Ich bin eher gekommen, Dich zu fragen. Warum is Dei' Leopold nix mehr im Geschäft?“

„Er hat sich mit Herrn Egon überworfen“, sagte Frau Kastner.

Jakob schnitt eine Grimasse.

„Die Auskunft is gut für de Leut', aber nix für mich. Was is geschehen? Ich muß de volle Wahrheit wissen, ich hab' a Recht dazu.“

„Wieso hast Du ein Recht?“ schrie Lotti, die ihrem Unwillen nicht mehr gebieten konnte.

„Wieso?!“ schrie er noch lauter. „Weil ich bin durch Euch — wie haßt man's -- kompromittiert. Wie komm' ich dazu, mei' guten Ruf und mei' Reputation durch Euch einzubüßen? Dreißig Johr leb' ich hier als a angesehener und geehrter Mann -— wie komm' ich dazu, daß mich a Neffe in Mißkredit bringt? Wie komm' ich dozu? Wie komm' ich dozu? Ich frog' immer nur: Wie komm' ich dozu?“

Und Jakob wiederholte noch mindestens zehnmal diese Frage an das Schicksal und jedesmal mit stärkerer Stimme. Lotti rannte endlich zornig davon wäh- rend die Mutter erschöpft vor Aufregung in einen Sessel fiel. Nun war sie ganz in Jakobs Gewalt, der, sie mit seinen funkelnden Blicken hypnotisierend, ein höchst peinliches Verhör anstellte und ihr alle möglichen Schlin- gen legte. Leider war aber diese gewaltige Kraftanstren- gung verschwendet, da die arme Frau selbst nichts wußte. Dieser Mißerfolg steigerte Jakobs Unmut aufs höchste. Einen Menschen, der seine Neugierde nicht befriedigte, haßte er wie einen, der ihm Speise und Trank ver- weigerte. Er suchte jetzt nach einem Wort, mit dem er die Schwester zerschmettern könnte. Wie er wußte, war ihr nichts peinlicher, als wenn er wegwerfend über verwandt- schaftliche Beziehungen redete. Er brach daher wie folgt los: „Verwandte! Wozu hat der Mensch Verwandte! Gibt's was Ärgeres als Verwandte, und nu gar jidische Verwandte! Gutes hat ma amal nie von ihnen, nur Schoden und Nachteil und Schimpf und Schand'! Ich

frag' immer nur: Wie komm' ich dazu? . . . Aber ich hab's jetzt satt, ich will von Euch nix mehr wissen, ich sog' mich los . . ."

So schied Jakob Weintraub mit allen Zeichen der Unversöhnlichkeit. Doch kam er schon am nächsten Tage, als ob gar nichts vorgefallen wäre, wieder. Er kam ganz einfach, um sich von der Schwester etwas auszuborgen.

In dieser Zeit sahen sich Gschmeidler und Lotti sehr häufig. Schon seit sie heimlich verlobt waren, genügten ihnen Gschmeidlers regelmäßige Sonntagsbesuche nicht mehr, und sie trafen sich auch außer dem Hause. Wenn Lotti einen Geschäftsgang zu machen hatte, wußte Gschmeidler es meist so einzurichten, daß er ihr wie zufällig begegnete, und sie gingen dann ein Stück Weges zusammen. Aber Gschmeidler sehnte sich danach, Lotti sein zu nennen, und sprach immer davon, bei ihren Eltern seine Werbung anzubringen. Sie dagegen suchte ihn von diesem Schritt, den sie vorläufig noch als aussichtslos betrachtete, abzuhalten. Sie bat ihn, wenigstens auf eine günstige Gelegenheit zu warten, welche die Mutter seinem Antrag vielleicht geneigter machen würde. Ungern hatte sich Gschmeidler bisher diesem Wunsche gefügt. Da erklärte er Lotti eines Tages zu ihrer größten Verblüffung, der von ihr gemeinte günstige Augenblick sei nun wirklich erschienen. Dies geschah, bald nachdem sie ihm die Trennung ihres Bruders von seiner Frau mitgeteilt hatte. „Was?" rief Lotti, „das nennst Du einen für unser Vorhaben günstigen Augenblick? Er ist doch der schlechteste, den es geben könnte."

Aber Gschmeidler widersprach. „Die Sache Deines

Bruders gehört jetzt der Vergangenheit an, das gibt der Mutter ein ganz anderes Verhältnis zu ihr. Seit sie nicht mehr unter täglichen Kränkungen leidet, muß sie gerechter geworden sein. Heute begreift sie gewiß so gut wie wir, daß diese Ehe bloß ein bedauerlicher Einzelfall war, aus dem man keine allgemeinen Folgerungen ableiten kann."

„Na, na", meinte Lotti, „verlaß Dich nicht zu sehr auf ihre Objektivität. Sie meint immer noch, in der Mischehe selbst liege die Wurzel vielen Unglückes."

„So muß man sie aufklären", rief Gschmeidler. „Die Mutter muß jetzt Vernunftgründen zugänglich sein."

Sie beschlossen nach langen Konferenzen, daß Gschmeidler den Eltern einen Besuch machen solle. Bei dieser Gelegenheit werde er das Terrain sondieren können. Alles weitere müsse der Gunst des Augenblickes anheimgestellt werden.

Dieser Übereinkunft gemäß kam Gschmeidler wirklich eines Tages kurz vor Geschäftsschluß in die Buchhandlung. Und er lud sich sogleich ganz ungeniert bei Frau Kastner zum Abendessen ein, indem er sie erinnerte, daß sie ihm schon öfter eine Bewirtung mit nationalen Gerichten versprochen habe. „Es ist nämlich heute Freitag", fügte er lachend hinzu, „und da essen Sie, wenn ich nicht sehr irre, Pfefferfisch. Gott weiß, wie gut Sie den zubereiten! Er gehört auch sonst schon zu meinen schönsten Erinnerungen."

„Essen Sie Pfefferfisch wirklich so gern?" fragte Frau Kastner, von dem Lob der jüdischen Speise sehr geschmeichelt.

„Leidenschaftlich", antwortete Gschmeidler, „es han-

delt sich übrigens nicht um ihn allein. Ich argwöhne stark, daß sich auf dem Menü auch Gansbiegel befindet nebst jener Beilage, die den höchst unpoetischen Namen Ritscher führt, aber der Vorgeschmack des Paradieses ist. Ist's nicht so?"

„Ganz richtig", lachte Frau Kastner, „Sie kennen sich wirklich gut aus."

„Warum nicht?" meinte Gschmeidler. „Warum sollen die Juden allein so gute Sachen verspeisen? Wenn ich mich jemals verheiraten sollte, werde ich sicherlich nur eine Frau nehmen, die auch diese hohe Schule kochen kann." Er blickte Frau Kastner ein wenig malitiös lächelnd an und sagte: „Aber welcher Unterschied, ich frage Sie, wird in religiöser Beziehung wohl zwischen uns noch bestehen, wenn wir beide, Sie und ich, Pfefferfische und Gansbiegel mit Ritscher essen? Antwort: gar keiner!"

Frau Kastner lachte wieder, aber diesmal ein wenig gezwungen, denn obgleich die Familie in Glaubenssachen wirklich recht lau war, hörte sie es doch nicht gern, wenn man es zu sehr betonte.

Sie begaben sich jetzt alle in die Wohnung, wo sie Leopold antrafen. Er war heute in viel besserer Stimmung. Ein Geschäftsfreund der Firma Jordan nämlich, der ihn aus häufigem persönlichen Verkehr genau kannte, hatte ihm eine Stellung in seinem eigenen Hause angeboten. Da dieser Geschäftsmann selbst für ungewöhnlich rechtschaffen galt und überdies dafür bekannt war, daß er auch an andere den strengsten Maßstab legte, so war sein Anerbieten geeignet, Leopold in der öffentlichen Meinung vollkommen

zu rehabilitieren. Er hatte es denn auch mit vielem Danke angenommen. Freilich, die mit der neuen Stellung verknüpften Bezüge waren verhältnismäßig gering, und da Leopold auch Fritzis große Schuldenlast zu tilgen hatte, so stand ihm durch viele Jahre nur eine recht eingeschränkte Existenz in Aussicht. Aber er war glücklich, daß seine Ehre wieder hergestellt war und sich ihm ein neues Arbeitsfeld eröffnete.

Diese günstige Wendung wurde auch den anderen bekannt, so daß man sich in heiterer Laune zu Tisch setzte. Das Souper, welches die Hausfrau dem Gast zu Ehren noch in aller Eile um einen Gang vermehrt hatte, wurde aufgetragen und rechtfertigte die höchsten Erwartungen. Gschmeidler sparte denn auch nicht mit seinem Lobe, das um so höher anzuschlagen war, als es auch von größter Sachkenntnis zeugte. Frau Kastner ergötzte sich ganz außerordentlich an seinen Reden.

Aber ihre heitere Stimmung blieb jetzt selten lange ungetrübt. Besonders bei den Mahlzeiten wurde sie ganz plötzlich melancholisch, wenn sie ihren Leopold betrachtete. Er tat ihr so schrecklich leid, weil er kein eigenes Heim mehr hatte. Und in einer natürlichen Gedankenverbindung erzürnte sie sich jedesmal über Fritzi. Auch heute sprach sie mit großer Bitterkeit von ihr und hob hervor, daß sie jetzt die erklärte Geliebte Karls sei. Wie müsse dessen Gattin unter seinem schmachvollen Betragen leiden. Trotzdem wolle sie, wie es heiße, ihres Kindes halber die Scheidung nicht begehren. „Arme brave Frau!" sagte Frau Kastner voll Mitgefühl. „Und es gibt leider außer ihr noch manche, die in ähnlichen traurigen Ehen

leben. Da wohnt zum Beispiel unweit von hier die Tochter eines sehr reichen jüdischen Bankiers, die mit einem Grafen verheiratet ist. Ihr Mann schlägt sie."

„Abscheulich!" riefen alle wie aus einem Munde.

„Ja, es ist schrecklich!" seufzte Frau Kastner. „Wenn doch nur jeder in seiner natürlichen Sphäre bleiben wollte! Dann gäbe es keine so schlecht zusammenpassenden Ehen."

Gschmeidler nahm eine kampflustige Miene an. „Wenn ich Sie recht verstehe, verehrte Frau", sagte er, „sehen Sie die Ursache, daß der von Ihnen genannte Graf seine Frau schlägt, darin, daß sie Jüdin, er hingegen Christ und Edelmann ist. Aber ich versichere Sie, die wahre Ursache ist bloß, daß dieser spezielle Christ und Graf ein roher Lümmel ist."

„Natürlich", sagte Frau Kastner, „aber er ist doch..."

„Gestatten Sie mir, bitte", unterbrach sie Gschmeidler, „noch einige Worte hinzuzufügen. Ich weiß wohl nicht genau, warum die Bankierstochter den Grafen geheiratet hat, aber wahrscheinlich tat sie es, um Gräfin zu werden. Dieser Wunsch beherrschte sie zweifellos so, daß sie überhaupt nicht auf den Mann sah, sondern bloß auf den Grafentitel. Worüber also beklagt sie sich jetzt? Sie kann doch nicht sagen, daß sie in ihren Hoffnungen oder Erwartungen bezüglich ihres Gatten enttäuscht worden ist, denn sie hat ja offenbar gar keine gehabt. Ein Recht zur Klage hätte sie nur, wenn der Adel des Grafen nicht so alt oder gut wäre, wie man ihr versichert hat. Aber aus all dem kann man doch nicht folgern, daß eine Jüdin grundsätzlich keinen Grafen heiraten soll."

„Ganz richtig", bemerkte jetzt Herr Kastner. „Was Sie da gesagt haben, leuchtet mir vollkommen ein."

Erfreut über diese Anerkennung, fuhr Gschmeidler noch eifriger fort: „Man braucht sich wahrlich nicht zu wundern, daß Ehen, die so zustande kamen, unglücklich verlaufen. Aber es ist ein Unrecht, deshalb die Mischehen überhaupt zu verdammen." Und sich an Leopold wendend, sagte er: „Verzeihen Sie, wenn ich auch Ihre Ehe als passendes Beispiel zitiere. Ich weiß wohl, daß Ihnen Ihre Frau, als Sie sie heirateten, sehr gefiel, aber dieses Gefallen gründete sich viel weniger auf ihre persönlichen Eigenschaften, die Sie nur sehr oberflächlich kannten, als auf das, was sie mit hunderttausenden Frauen gemein hat: auf ihre Abstammung, auf ihr christlich-wienerisches Wesen. Das Fräulein Fritzi Hebenstreit mit ihren eigenen, sogar höchst bemerkenswerten Charaktereigenschaften existierte für Sie eigentlich gar nicht. Sie bewunderten in ihr nur die Wiener Christin oder vielmehr dasjenige, was Sie für deren typische Erscheinung ansahen, wobei Ihnen noch, wie übrigens auch anderen Glaubensgenossen das komische Mißverständnis passierte, Unbildung und schlechte Lokalmanieren für besonders echtes Wienertum zu halten, so daß Sie sich gerade von diesen schönen Dingen besonders angezogen fühlten."

Am Tische entstand eine lebhafte Bewegung. Die Familienangehörigen warfen einander verständnisvolle Blicke zu, Leopold war einen Augenblick sehr betroffen, sagte aber dann freimütig: „Ich muß leider zugeben, daß Sie recht haben."

„Ob er recht hat!" rief der alte Kastner und schlug

auf den Tisch. „Du hast die Fritzi gar nicht gekannt und auch gar nicht kennen zu lernen versucht. Jede Christin war ja von vornherein für Dich ein höheres Wesen!"

„Was hilft's jetzt, darüber zu reden?" klagte die Mutter. „Ich hab' ja seinerzeit genug gewarnt, aber leider vergebens."

„Verzeihen Sie, liebe Frau Kastner", sagte Gschmeidler, „aber Sie haben im Grunde an der unglücklichen Wahl Ihres Sohnes ebensoviel Schuld wie er selbst. Gewarnt haben Sie ihn freilich, aber auf ganz unrichtige Art. Sie haben ihm nicht gesagt: Heirat' nicht die Fritzi Hebenstreit, denn sie ist kokett, herzlos und verschwenderisch, Sie haben ihm gesagt: Heirat' sie um Gottes willen nicht, weil sie eine Christin ist. Aber dieses Argument hat bei ihm nichts gefruchtet — und mit vollem Recht!"

Frau Kastner schwieg nachdenklich, ihr Gatte dagegen, der an Gschmeidlers Worten immer mehr Gefallen fand, brummte halblaut: „Ja, ja, so ist es. Der Jung' war blind in seiner Vorliebe für die Christen und die Frau in ihrem Mißtrauen gegen sie. Dabei hat natürlich nix Gescheites herauskommen können."

Eine Pause entstand, in der sich Gschmeidler für das entscheidende Wort, das er aussprechen wollte, rüstete. Aber auch die anderen fühlten instinktiv, daß sich jetzt etwas Besonderes vorbereite. Am erregtesten war natürlich Lotti, die ja mit im Komplott war. Sie wagte kaum zu atmen und hatte den Kopf so tief als möglich auf den Tisch herabgesenkt. Die Miene der Mutter war gespannt und ängstlich, während der Vater im Gegen-

teil etwas Angenehmes zu erwarten schien. Und auch Leopold betrachtete Gschmeidler mit freundlichen und aufmunternden Blicken.

Dieser erhob sich plötzlich und sagte mit einer tiefen Verbeugung vor dem Elternpaar. „Nach dem eben Gesagten, das, wenn Sie gütigst gestatten, eine Art Einleitung meines Antrages war, bitte ich Sie ergebenst um die Hand Ihrer Tochter, die ich liebe und die auch mich liebt. Geben Sie uns mit Vertrauen Ihre Einwilligung. Denn was uns beide zur Heirat bestimmt, ist weder die Vorliebe für eine besondere Abstammung, Nationalität oder Konfession, noch die Begierde nach Rang oder Reichtum, es ist einzig die Überzeugung, daß wir für einander geschaffen sind, daß eines nur im anderen sein Glück finden kann."

Die allgemeine Überraschung war, trotz aller Vorgefühle, die man etwa gehabt haben mochte, immer noch groß. Der Vater indes war bald mit sich im reinen und sagte, zur Mutter gewendet: „Weiß Gott, ich hab das größte Vertrauen zu Herrn Gschmeidler. Ein Mann, der so vernünftig redet und urteilt! Was will man mehr?"

Die Mutter saß blaß und ratlos da. Sie wollte Widerspruch erheben, war aber durch die strenge Kritik, die Gschmeidler vorhin an ihr geübt hatte, ein wenig eingeschüchtert. Außerdem gefiel er ihr heute mit seinem klugen und natürlichen Wesen besser als je. Was aber am meisten auf sie wirkte, war die Beobachtung, welche sie jetzt, während er unter den Ihrigen saß, gemacht hatte: wie gut er nämlich im Grunde in ihren Familienkreis hineinpassen würde. „Sitzt er nicht da, als ob er

von jeher zu uns gehört hätte?" sagte sie sich unwillkürlich. So von widerstrebenden Gefühlen beseelt rief sie endlich in ihrer Not: „Aber, Gschmeidler wär' ja für mich das Ideal eines Schwiegersohnes — wenn er ein Jud wär!"

„Hurra, Schwiegermama!" rief Gschmeidler. Und er war mit einem einzigen Satze bei ihr und umarmte und küßte sie, obgleich sie sich dagegen wehrte und schrie, so habe sie's ja gar nicht gemeint und sie sei noch nicht fest entschlossen. Aber das half ihr jetzt gar nichts mehr, denn, kaum daß sie sich von Gschmeidler befreit hatte, stürzte ihr schon Lotti in die Arme, und beim Anblick der glückstrahlenden Augen ihres Kindes erstarb ihr jeder Widerspruch. „Hast ihn denn wirklich so gern?" fragte sie leise und als ihr Lotti als einzige Antwort darauf wieder um den Hals fiel, drückte sie sie fest an sich und beide weinten lange in inniger Umarmung.

Indessen hatte der Hausherr aus einem benachbarten Hotel Champagner kommen lassen und brachte jetzt in aller Form einen Toast auf das Wohl des Brautpaares aus. Dann hielt der Bräutigam eine kleine Rede, in der er unter anderem sagte: „Wir werden eine Familie gründen, die von christlichen und jüdischen Vorurteilen nichts weiß. Wenn dies Beispiel auch bei anderen Nachahmung fände, würde bald Großes erreicht sein. Ist doch die Atmosphäre dieser Stadt nur allzusehr erfüllt von den beiderlei Vorurteilen, die jede wirkliche Geselligkeit ersticken, viele Berufsklassen zerspalten, dem öffentlichen Leben hervorragende Talente entziehen und überall, im Handel und Verkehr, in den Künsten und

Wissenschaften Schaden anrichten. Natürlich sind es nicht vor allem die Christen, die unter dem Druck dieser Vorurteile leiden, aber auch sie würden über den Nutzen staunen, der ihnen wie dem Ganzen erwüchse, wenn das gegenseitige Mißtrauen schwände. Wieviel könnten diese zwei so reich und so verschiedenartig begabten Rassen auf diesem glücklichen Boden leisten, wenn sie sich einander vertrauensvoll näherten, einander mit Gerechtigkeit beurteilten und dadurch jeder Jude und jeder Christ auf den Platz gelangen könnte, auf dem er nach seinen Fähigkeiten am meisten zu wirken vermag. Warum müssen die Juden von den meisten öffentlichen Ämtern ausgeschlossen sein? Warum soll es anderseits fast ausschließlich jüdische Berufszweige geben? Hier wie dort könnte eine teilweise Verschiebung, ein Austausch der Kräfte unendlichen Vorteil bringen. Das bisherige Zusammenleben von Christen und Juden hat wirklich fast nur das Resultat ergeben, daß sie einander ihre Unarten und Fehler abgelernt haben. Sie sahen von einander hauptsächlich das Schlechte, und wollten nichts anderes sehen. Aber welch ein Wechsel, wenn sie bei wohlwollenderer Betrachtung plötzlich auch das viele Gute entdeckten, das jedem eigen ist. Wie segensreich könnte sich dann ihr Zusammenleben gestalten! Und welcher Gewinn, wenn als Krönung dieses Ganzen sich die Stadt mit christlich-jüdischen Liebespaaren, wie wir eines sind, füllen würde. Dies böte wahrlich einen frohen Ausblick in die Zukunft! Neue Menschen von besonderer Intelligenz und Tatkraft würden aus der Verschmelzung der alten Rassen hervorgehen, neue Menschen, die frei wären von Aberglauben, Vorurteilen und Wahnideen . . ."

Und Gschmeidler leerte sein Glas auf die Verwirklichung dieser Hoffnungen.

Sie setzten sich nun alle in eine gemütliche Ecke und plauderten. Die Mutter wollte wissen, wie ihr Schwiegersohn zu leben und sich einzurichten gedenke, und er gab ihr bereitwilligst Bescheid. Aber er verlor dabei keinen Augenblick seine eben geäußerten Ziele aus den Augen. Denn, als die Frage erörtert wurde, wie wohl die künftige Wohnung des jungen Paares beschaffen sein solle, bemerkte er sogleich, daß er besonderen Wert auf größere Gesellschaftsräume legen müsse.

„Gedenkst Du denn, so große Soireen zu geben?“ fragte Lotti ein wenig verwundert.

„Natürlich“, antwortete er lächelnd, „wenn man zwischen zwei Rassen Freundschaft stiften will! Aber im Ernst: ich beabsichtige meine christlichen und jüdischen Bekannten zusammenzuladen, damit sie sich ungeniert kennen lernen und womöglich gute Freunde werden. So einen Vereinigungspunkt, wie ich ihn da zu schaffen gedenke, gibt's ja heute in Wien in den eigentlichen Bürgerkreisen fast gar nicht. Christen und Juden leben gesellschaftlich wie durch dicke Mauern geschieden.“

„Versprichst Du Dir wirklich etwas von solchen Zusammenkünften?“ fragte Lotti lächelnd.

„Sie sind jedenfalls das einzige, was helfen kann“, antwortete Gschmeidler sehr lebhaft, „Programme, Reden, Broschüren nützen gar nichts. Nur der persönliche Verkehr kann die grundfalschen Vorstellungen, die besonders viele Christen von den Juden haben, ändern. Ich habe selbst Verwandte, die persönlich nie mit Juden

zu tun hatten. Es ist einfach unfaßbar, was sie sich für ein Bild von ihnen machen. Die einen glauben, jeder Jud habe, aus dem einfachen Grund, weil er eben ein Jud sei, ein Palais am Ring, dazu eine Equipage und so weiter. Andere wieder meinen, Juden hätten keinen ehrlichen Erwerb, sie lebten alle nur von Wucher und Betrug, weil ihnen diese Beschäftigungen allein eine innere Befriedigung gewährten. Es wird für viele dieser Leute eine förmliche Sensation sein, wenn sie entdecken, daß sich die meisten Juden gerade so schwer und ehrlich durchs Leben schlagen wie sie selbst."

„Wen willst Du denn von unseren Bekannten einladen?" fragte Lotti neugierig.

„Na, alle denk ich", sagte er. „Es sind ja so manche recht originelle und charakteristische Erscheinungen unter ihnen, die kennen zu lernen für meine christlichen Freunde sehr interessant und belehrend sein wird. Natürlich", fuhr er lächelnd fort, „werde ich aber manche Persönlichkeit näher erklären müssen, damit sie auch in ihrer Eigentümlichkeit verstanden wird. Bevor ich zum Beispiel Frau Margulies oder James Löwy vorstelle, gedenke ich eine förmliche Conférence abzuhalten."

Lotti wollte sich ausschütten vor Lachen. „Das wird wirklich amüsant sein, wenn Du auf dem Katheder stehen und dem Auditorium Frau Margulies demonstrieren wirst."

„O, ich werde dasselbe auch bei manchen meiner christlichen Bekannten tun müssen", sagte Gschmeidler. „Denn es gibt eine gewisse Sorte Wiener Christen, die den Juden auch schwer verständlich ist."

„Sie werden also, wie ich merke, ganz methodisch zu Werke gehen?“ fragte der Vater, der lächelnd und kopfschüttelnd zugehört hatte.

„Gewiß, ganz methodisch. Es soll nichts unterlassen werden, was geeignet ist, unsere christlichen und jüdischen Gäste in ihrem Charakter und Wesen über einander aufzuklären. Auch die kleinen Schwächen eines jeden sollen nicht verborgen bleiben, denn oft sind gerade sie es, die Sympathie erwecken. Dann wird es sich zeigen, ob die beiden Rassenangehörigen sich genügend für einander zu erwärmen vermögen, um in weiterem Verkehr zu bleiben.“

„Na, das kann ja sehr hübsch werden“, scherzte Lotti. „Also eine Art Versuchsstation soll unser Haus werden?“

„Vortrefflich, Du hast das richtige Wort gefunden: eine Versuchsstation. Ich werde sogar an dem Haus ein Schild anbringen lassen mit der Inschrift: Jüdisch-christliche Versuchsstation!“

Alle lachten, aber dann zogen sich die Verlobten für den Rest des Abends in eine andere Zimmerecke zurück, wo sie sich nur noch küßten und verliebten Unsinn schwatzten.

Es war schon sehr spät, als der Vater erklärte, es sei nun Zeit zur Ruhe zu gehen. Und er füllte die Gläser noch einmal mit Champagner. „Auf wessen Wohl trinken wir dies letzte Glas?“ fragte er.

„Auf das Wohl der jüdisch-christlichen Versuchsstation“, proponierte Gschmeidler.

„Hoch die jüdisch-christliche Versuchsstation!“ schrie nun auch Lotti. Und indem sie ihren Bräutigam lachend küßte, sagte sie: „Mir scheint so, Du nimmst mich nur aus Liebe — zur Versuchsstation!“

XVII.

An einem schönen Herbstmorgen saßen Gschmeidler und Lotti, die inzwischen geheiratet hatten, in ihrer neuen Wohnung beim Frühstück. Sie schmausten mit bestem Appetit und plauderten und lachten in glücklichster Stimmung. Da öffnete sich ein wenig unerwartet die Tür und auf der Schwelle erschien Frau Kastner mit einem kleinen Veilchenstrauß in der Hand. „Guten Morgen, Kinder", rief sie, „laßt Euch nicht stören, ich wollte mich nur überzeugen, daß es Euch gut geht."

„Was, Mama, schon so früh?" rief Gschmeidler verwundert, „das ist aber nett von Dir!" Und Lotti fragte sogar ein wenig ängstlich: „Es ist doch nichts passiert?"

„Nichts, mein Kind, nichts", erwiderte die Mutter, und den beiden ihr Sträußchen darbietend, sagte sie mit gerührter Stimme: „Ich bin nur als Gratulantin gekommen, heut ist ja der 29. September unberufen Euer halbjähriger Hochzeitstag."

Gschmeidler lachte. „Na ja, ein solches Jubiläum muß doch gefeiert werden. Und deshalb bist Du schon in aller Früh vom Hause fort? Wahrhaftig, man sollte Dich auszanken!"

„Es war mir ein solches Herzensbedürfnis", murmelte Frau Kastner. Und plötzlich in Tränen ausbrechend, fiel sie Gschmeidler um den Hals und flüsterte ihm zu: „Laß mich Dir von ganzem Herzen danken, mein teurer Sohn, für das Glück, das Du meiner Lotti und uns allen bescherst."

„Gute Mama!" sagte Gschmeidler sehr herzlich, „ich schulde Euch doch auch Dank. Aber beruhig' Dich, setz' Dich zu uns." Und er brachte seiner Schwiegermutter selbst eine Tasse Kaffee. „Nimm wenigstens einen Schluck auf den Schrecken", bat er.

Frau Kastner trank aus Gehorsam den Kaffee, obgleich sie schon zu Hause gefrühstückt hatte. Aber sie blieb auch weiter bewegt und gerührt. Wohl sagte sie nichts mehr, betrachtete aber dafür ihren Schwiegersohn mit verzückten Blicken. Endlich bemerkte sie halb unbewußt: „Ich hätt's doch nie für möglich gehalten."

„Was, Mama?" fragte Gschmeidler.

Sie kleidete ihre Antwort in die Form von Selbstvorwürfen, zu welchen sie sich nach der Lage der Dinge für verpflichtet hielt: „Wenn ich bedenk', daß meine Dummheit dies ganze Glück hätt' vereiteln können! Gott sei Dank, daß Ihr gescheiter war't als ich!" Sie machte eine Pause und wiederholte dann: „Aber ich hätt's wirklich nie geglaubt!"

„Wie, Mama?" fragte Gschmeidler. „Du hättest nie geglaubt, daß die Lotti und ich uns lieb haben werden?"

„Das schon", antwortete sie, „aber doch nicht so . . . Und daß Du sie so gut verstehen, im Denken und Fühlen so ganz mit ihr übereinstimmen wirst . . . ich hätt' nie geglaubt, daß ein Christ das kann."

„Ja, ja“, scherzte Gschmeidler, „ich weiß, Du hast uns Christen immer für schlechte Ehemänner, überhaupt für Unmenschen gehalten.“

„Aber nein doch“, protestierte sie, „was fällt Dir ein? Ich weiß doch, daß auch viele Christen ihre Frauen sehr glücklich machen. Aber da sind die Frauen eben Christinnen.“

„Ach so, Du meinst, die Christinnen seien in der Ehe leichter zufrieden zu stellen als die Jüdinnen“, bemerkte Gschmeidler.

„In gewisser Hinsicht ist das auch so“, antwortete sie. „Ein christliches Mädel wird selten im Elternhaus so durch Lieb' und Zärtlichkeit verwöhnt wie ein jüdisches. Und bei den Christen geht auch nicht so wie bei uns das Leben in der Familie auf. Deshalb hat mir gebangt, daß die Lotti den Übergang vom alten Haus ins neue schmerzlich empfinden wird. Jetzt erkenn' ich freilich, daß davon keine Red' ist. Aber wer hat auch wissen können, daß Du ein gar so goldener Mensch bist, so zartfühlend und so rücksichtsvoll . . . Du hast überhaupt in Deiner ganzen Art etwas, ich weiß nicht wie ich's bezeichnen soll, ich kann wirklich nur sagen: „etwas Jüdisches.“

Gschmeidler verbeugte sich: „Tausend Dank, liebe Mama, daß Du mir den höchsten Ehrentitel verleihst, den es für Dich gibt, aber deshalb bist Du doch im Irrtum. Es gibt keine „jüdische Familienliebe“, die, wie Du glaubst, man nicht ebensogut bei Christen fände, und ebensowenig gibt es, wie viele andere glauben, eine „christliche Rechtschaffenheit“ oder Ähnliches, das den

Juden unbekannt wäre. Diese Tugenden sind menschliche Tugenden und daher kein Monopol der einen oder anderen."

Frau Kastner saß nachsinnend da. „In letzterer Zeit", begann sie endlich zögernd, „hat es mir beinahe selber so geschienen als ob der Unterschied zwischen uns und den Christen doch nicht gar so groß wär, wie ich immer gemeint hab'. Ich hab' mich über manches gewundert. Was für prächtige Christen hab' ich nur bei Dir in der letzten Zeit kennen gelernt! Ich hätt' nie geglaubt, daß es solche gibt . . ."

„Natürlich", rief Gschmeidler, „weil Du bisher alle Christen nach den Hebenstreits beurteilt hast . . . Na, ich freu mich sehr über Deine bessere Erkenntnis."

„Die Mama ist eigentlich unsere erste Bekehrte", rief Lotti.

„Ganz richtig", stimmte er zu. „Hoffen wir, daß sich ihr bald viele andere zugesellen. Jetzt wollen wir ja endlich Ernst machen mit unserem Bekehrungswerk."

„Wie meinst Du das?" fragte die Mutter.

„Weißt Du's denn noch nicht?" fragte Lotti. „In der nächsten Woche findet ja die feierliche Eröffnung unserer Versuchsstation statt."

Sie sagte es voll Eifer und Vertrauen. Früher war ihr wohl diese Idee einer Versuchsstation ein wenig komisch erschienen, aber seit sie verheiratet war, hatte sich die Begeisterung und Zuversicht des Gatten auch ihr mitgeteilt. Lebhaft öffnete sie die Tür zum Nebenzimmer: „Schau nur, Mama, wie wir unseren Salon eigens für die Versuchsstation eingerichtet haben."

Sie besichtigten jetzt alle drei den Salon. Es war dies ein recht geräumiges, dreifensteriges Zimmer, in welchem sich aber außer einigen Kanapees und sehr vielen zu Gruppen geordneten Sesseln keine Möbel befanden.

„Siehst Du", sagte Lotti erklärend zu ihrer Mutter, „wir haben alle überflüssigen Möbel verbannt. Auf diese Weise werden wir mehr Gäste empfangen können."

„Ich denke", sagte Gschmeidler, den Raum mit seinen Blicken abschätzend, „daß sich hier ganz wohl sechzig bis achtzig Personen aufhalten könnten."

„Es ist für hundert Platz", rief Lotti.

„Erwartet Ihr so großen Zuspruch?" fragte die Mutter.

„Für den Anfang allerdings nicht", antwortete Gschmeidler. „Aber das wird sich schon ändern. Vorläufig erklären die meisten meiner Freunde meine Idee für eine Tollheit. Sie glauben, sie würden sich lächerlich machen, wenn sie an ihrer Ausführung teilnähmen. Doch nach den ersten Resultaten werden sie schon anders reden."

„Natürlich, selbstverständlich", pflichtete ihm Lotti bei. „Inzwischen sollte man aber nicht versäumen, auch in weiteren Kreisen für die Sache Stimmung zu machen. Hast Du mir übrigens nicht von einem jungen Manne erzählt, der sich dieser Aufgabe unterziehen will?"

„Ja", sagte er mit vergnügtem Lächeln, „das ist der Ferdl Baumann, ein famoser junger Mensch, und mir sehr freundschaftlich zugetan. Er kommt, weil er sehr heiter und liebenswürdig ist, ungewöhnlich viel in der

Welt herum. Auch trägt er sehr gut Couplets vor und kopiert die Schauspieler, Talente, durch die man, wie Du weißt, in Wien leicht zu einer wichtigen Persönlichkeit wird. Der kann uns viel nützen."

„Ich freu mich schon sehr, ihn kennen zu lernen", sagte Lotti. „Aber wie steht's mit Deinem Vetter Floderböck? Wird er kommen?"

„Ich hoffe es bestimmt, er hat es mir wenigstens fest versprochen."

„Das ist ja famos", rief Lotti. „Da sind wir ja eigentlich schon vor einem Mißerfolg geschützt. Mit Floderböck gewinnen wir für unseren ersten Abend eine Attraktion ersten Ranges!"

„Wer ist Floderböck?" fragte die Mutter neugierig.

„Floderböck ist ein Mann", sagte Lotti feierlich, „der bisher noch nie in seinem Leben mit einem Juden gesprochen hat."

„Ist so etwas möglich?" fragte Frau Kastner voll naiven Erstaunens.

Lotti lachte. „Tante Fränzchen oder die Richelieu-Mädeln würden sagen: „Der Glückliche!" Aber wenn ich ihn auch nicht beneide, so bin ich doch neugierig, ihn kennen zu lernen."

„Erzähl' mir doch etwas von diesem Herrn", sagte die Mutter mit einer Miene, als ob es sich um eine naturwissenschaftliche Merkwürdigkeit gehandelt hätte.

„O, es ist nichts so Besonderes an ihm", meinte Gschmeidler. „Er ist ein älterer Junggeselle, der ganz am Ende der Stadt von einer kleinen Rente lebt. Seinen alleinigen Umgang bilden ein paar ebensolche Spieß-

bürger wie er selbst einer ist. Alle diese Kumpane kommen nie aus ihrem Bezirk, man könnte beinah' sagen, nie aus ihrer Gasse heraus. Übrigens bei ihrer Beschränktheit ganz gutmütige Leute."

„Gutmütig?" fragte Frau Kastner zweifelnd. „Aber da sie doch den Juden so beharrlich ausweichen, sind sie gewiß sehr arge Antisemiten?"

„Antisemiten?" sagte Gschmeidler überlegend, „vielleicht . . . ja, aber jedenfalls solche, die einer besonderen Spezies angehören. Man könnte sie vielleicht am besten romantische Antisemiten nennen. Sie sind nämlich Leute, deren unfraglich gewaltige Phantasie nur nach der einen Richtung tätig ist, den Juden alle erdenklichen Scheußlichkeiten anzudichten. Je besser ihnen dies gelingt, desto glücklicher sind sie, denn seltsamerweise finden sie einen auserlesenen Genuß darin, sich vor den Juden zu fürchten. Die Juden sind für sie eine dämonische Macht, das böse Prinzip. Sie behaupten, daß alle Katastrophen und Verbrechen, mögen auch die bekannten Tatsachen dies noch so klar in Abrede stellen, nur von Juden herrühren. Wenn man nur sorgfältig genug nachforschen würde, erklären sie, fände man als direkten oder indirekten Urheber jedes Unglückes sicher einen Juden . . ."

„Aber das sind ja entsetzliche Menschen", schrie Frau Kastner.

„Sie sind im Gegenteil sehr gutmütig", beharrte Gschmeidler. „Auch hegen sie gegen die Juden durchaus keinen Haß oder Groll. Wenn sie von ihnen Schlechtes reden, geschieht es nur, um sich ein ganz unschuldiges

Vergnügen zu machen. Wie manche Leute durch Gespenstergeschichten, suchen sie sich durch ihre Judengeschichten ein angenehmes Gruseln zu verschaffen."

„Und mit einem von diesen soll ich einen Abend verbringen!" sagte die Mutter kopfschüttelnd, als sie sich entfernte.

„Er wird Dir sogar gefallen", rief ihr Gschmeidler nach.

Der erste Gesellschaftsabend sollte schon in vier Tagen stattfinden. Gschmeidler und Lotti machten jedes für sich die Runde in der Stadt, um ihre Bekannten einzuladen. Dabei zeigte es sich, daß die Juden in der Mehrzahl annahmen, während die Christen sich ablehnend verhielten. Lotti hatte alle Stammgäste ihrer Eltern mit Ausnahme Jakobs gebeten. Ihn wollte sie unbedingt von der Gesellschaft ausschließen, obgleich Gschmeidler damit nicht einverstanden war. „Er blamiert die ganze Judenschaft", sagte sie zu ihrem Mann.

„Andere werden ihr vielleicht dafür um so mehr zur Ehre gereichen", erwiderte er. „Der Zweck dieser Abende ist ja gerade, einen möglichst allgemeinen Überblick über christliche und jüdische Stammeseigenschaften zu gewähren. Auch bei Ausstellungen anderer Art ist es nicht statthaft, nur die vorzüglichsten Landesprodukte vorzuführen, die weniger gelungenen aber auszuschließen."

„Dieses Landesprodukt ist aber gar zu mißlungen", meinte Lotti und weigerte sich beharrlich, Jakob einzuladen.

„Ich würde nur ungern auf ihn verzichten", meinte der Gatte nachdenklich. „Er ist doch in mancher Hinsicht,

besonders was sein Verhältnis zu Deiner Mutter betrifft, für jüdisches Wesen sehr instruktiv. Zum Glück wird er schon aus Neugierde kommen, und wenn Du ihn nicht einlädst, um so gewisser."

Am Abend vor der Soiree waren alle Vorbereitungen beendet. Es stand nun aber leider fest, daß nur sehr wenige Christen die Einladung angenommen hatten. „Ich fürchte, wir werden uns morgen in einer ungemischt jüdischen Gesellschaft befinden", sagte Gschmeidler zu Lotti mit sehr forciertem Humor, denn in Wirklichkeit war ihm gar nicht besonders fröhlich zu Mute. „Es ist eigentlich ein Fiasko", bemerkte er nach einer Weile kleinlaut.

„Wieso?" entgegnete Lotti aufmunternd, „für alle Fälle kommt doch Floderböck!"

„Floderböck!" rief der Gastgeber komisch verzweifelt. „Floderböck als fast einziger Repräsentant der Christenheit! Na, ich dank' schön!"

Sie befanden sich beide in diesem Augenblicke in ihrem großen Empfangssaal, den sie, um eine Art Generalprobe abzuhalten, festlich beleuchtet hatten. Gschmeidler lief zwischen den vielen Sesseln nervös umher und stieß manchmal einen ärgerlich mit dem Fuße beiseite, während Lotti ihren Mann teilnahmsvoll betrachtend in einer Fensternische stand. Sie zerbrach sich den Kopf, ob nicht vielleicht sie einige von den dringend benötigten Ariern herbeischaffen könnte. Leider waren aber ihre christlichen Beziehungen sehr wenig ausgebreitet.

„Hat denn außer Floderböck kein Christ zugesagt?" fragte sie nach einer Weile.

„O doch", antwortete er mit Selbstironie, „zwei ganze Herren und ein Ehepaar. Aber das Ehepaar nur mit dem Vorbehalt, falls es nicht eine ihm versprochene Gratisloge ins Apollotheater erhalten sollte . . ."

Er unterbrach sich und lauschte, denn aus dem Nebenzimmer ertönte das Geräusch von Schritten. „Ach, wenn das nur der Baumann wär', der käm' mir jetzt sehr gelegen", sagte er mit einer gewissen Inbrunst, um gleich darauf zu jubeln: „Richtig, er ist's! Baumann, Sie sind meine letzte Hoffnung!"

„Oje, dann steht's schlecht", rief der Gast. Er war ein junger hübscher Mensch mit lustigen, gescheiten Zügen und einem so ungezwungen anheimelnden Wesen, daß er jeden sofort für sich einnahm. Auch Lotti erschien er, kaum daß sie ein paar Worte mit ihm gewechselt hatte, wie ein guter alter Bekannter. Er berichtete, daß auch seine Bemühungen, Gäste für den Abend zu gewinnen, wenig erfolgreich gewesen seien.

„I bring' höchstens a drei oder vier Stuck", sagte er resigniert. „I bin selber ganz paff, daß i nit mehr ausg'richt' hab', denn sonst kann i meine Freund' leicht herumkriegen."

Er sagte das mit naivem Selbstgefühl, zu dem er auch ganz berechtigt war, denn der „Ferdl Baumann", wie er genannt wurde, erfreute sich großer Popularität.

„Aber freili", plauderte er weiter, „is bei meine Freund' immer d' erste Frag', ob's unterhaltlich is oder nit. Und wie i ihnen derzählt hab', daß ma durch die Zusammenkünft' die Juden besser kennen lernen soll, damit ma s' nacher gerechter beurteilt, hat glei' a jeder

g'schrien: Oije, is das fad! Da is's do viel lustiger, ham s' g'sagt, ma kennt s' nit, die Juden, und kann über sie schimpfen!"

„Sie sind eben alle Antisemiten", meinte Lotti traurig.

„Ah na, gnä' Frau, das is's nit", versicherte Baumann, „sie wollen nur an Unterhaltung haben, und bei so aner G'schicht' scheint ihnen die eben nit sicher g'nug. Aner hat mi gar g'fragt, ob nit am End' wissenschaftliche Vorträg' g'halten wern — sie ham halt immer glei' a damische Angst, sie könnten was lerna . . ."

Eine kleine Pause entstand, während das Ehepaar recht entmutigt dreinschaute, endlich sagte der Gatte: „Wenn wirklich alle so denken, wär's vielleicht am ratsamsten, den Plan aufzugeben."

„Ah na, so weit san mir no nit", protestierte Baumann. „Und schau'n S', alle denken a nit so. Schaun S', da hab' i a junge Frau kennen g'lernt, a Frau Hölzl, die is ganz inflamiert für die G'schicht'. Aufs erste Wort hat s' mir recht geben. Ja, ja, hat s' g'sagt, das is gut, das muß ma so machen, das war schon lang mei' Idee, denn nur auf die Art kann die dumme Schimpferei auf die Juden endli' nachlassen . . ."

„Also doch eine überzeugte Anhängerin", sagte Gschmeidler mit erheiterter Miene.

„Ja, ja", rief Baumann, „und wer waß, ob sich nit überhaupt alles no ändert. In Wien waß ma gar nix. Auf amal kann sich der Wind drehen, heut' haßt's fad und morgen kann's haßen: da muß ma dabei sein . . . Aber i verplausch' mi da, i sollt' scho' längst fort sein, i

bin heut' no auf drei Seiten eing'laden, bei dera Gelegenheit wer i a no meine Netz auswerfen. Schamster Diener, Herr von Gschmeidler, küss' d' Hand, gnä' Frau . . ."

Und er lief in größter Eile davon.

Am nächsten Tage saß das junge Ehepaar im Salon und erwartete mit Spannung die Ereignisse. Der erste Gast, der erschien, war Floderböck. Lotti hatte sich ihn nach allem, was sie wußte, als einen höchst eigenartigen, schrullenhaften und sehr mißtrauischen Patron vorgestellt. Aber Floderböcks sehr behäbige Gestalt wie sein weingerötetes Gesicht, aus dem ein Paar winzige Äuglein harmlos vergnügt in die Welt schaute, ließen auf einen höchst unkomplizierten Charakter schließen, welchem Eindruck auch des Mannes Auftreten und Betragen in keiner Weise widersprachen. Er zeigte sich im Gegenteil so einfältig, treuherzig und bescheiden, wie man es sich nur wünschen konnte. Lotti, die sich in Erwartung einer sehr schwer zu behandelnden Persönlichkeit eine diplomatische Haltung vorgezeichnet hatte, änderte jetzt diese Absicht und fragte nach den einleitenden Redensarten geradezu: „Ist es wahr, Herr Floderböck, daß Sie noch nie mit Juden persönlich verkehrt haben?"

„Na", antwortete Floderböck, „Gott sei Dank, i hab' mit Juden nix z'tun."

„Aber jetzt sprechen Sie doch mit einer Jüdin", sagte Lotti, indem sie ihn lächelnd ansah.

„Jetzt?" rief Floderböck ungläubig, „ah belei . . . gnä' Frau san, dös sieht ma glei', a sehr liebe Dame, aber ka Jüdin . . ."

„Doch, doch“, beharrte Lotti, „ich versichere Sie, Herr Floderböck, daß ich eine Jüdin bin.“

„No ja“, antwortete er mit einer Art entschuldigenden Miene, „i versteh' scho', gnä' Frau san halt als Jüdin geboren, aber deswegen san S' do ka Jüdin, i man' halt, kan echte Jüdin . . .“

„Gibt's denn zweierlei Juden? fragte Lotti überrascht.

Floderböck nahm eine geheimnisvolle Miene an: „Ah ja, das is scho' sicher . . . die echten Juden, dös san halt die . . . die gewissen, von die ma so viel red't . . .“

Gschmeidler lachte. „Du glaubst offenbar, lieber Vetter, es gebe echte und unechte Juden, wie es echte und unechte Blattern gibt . . .“

Aber Floderböck ließ sich nicht aus der Fassung bringen.

„Dö echten Juden“, sagte er in dozierendem Tone, „die san a Geheimbund, der d'ganze Welt regiert und von dem sogar die Kaiser und Kenig' abhängig san. Und sie tun nix lieber, als Unheil über d'Welt bringen, weil der Schaden von die andern immer ihr Nutzen is. So geht dös scho' seit mehr als tausend Jahr, deswegen gibt's a so viel Elend auf der Welt.“

„Na, beruhig' Dich nur“, sagte Gschmeidler. „Du wirst wohl heut' noch eine ganze Anzahl Juden hier sehen, aber ich verbürg' mich dafür, daß es lauter unechte sein werden.“

Die so versprochene Anzahl Juden ließ in der Tat nicht lange auf sich warten. In kurzen Zwischenpausen erschienen jetzt Lottis Eltern, der schlafsüchtige Sigmund

mit Fränzchen, Frau Margulies und Kleopatra, endlich Richelieu nebst Frau und Töchtern. Von den jüdischen Eingeladenen fehlte nunmehr niemand als James Löwy und Frau. Zwar war auch dieses Ehepaar schon zur Stelle, aber auf Löwys Verlangen harrten beide so lange vor dem Tore, bis Christen kamen, denen sie sich anschließen konnten. Löwy wollte nämlich heute Gschmeidlers Haus nur als Christ unter Christen betreten. Die Gelegenheit hiezu bot sich ihm, als Ferdl Baumann an der Spitze von sechs christlichen „Getreuen" — drei Herren und drei Frauen — die er der größeren Sicherheit halber aus ihren Wohnungen abgeholt und hieher eskortiert hatte, anrückte. Eine von diesen so zwangsweise Rekrutierten wäre allerdings auch freiwillig gekommen, jene Frau Hölzl nämlich, von der Baumann Gschmeidler schon gestern erzählt hatte. Man lernte in ihr eine junge, hübsche und sehr lebhafte Frau kennen, die vor Eifer brannte, sich im Interesse des Versöhnungswerkes zu betätigen. Sie knüpfte auch gleich mit allen Gästen freundliche Beziehungen an, deren wichtigster Endzweck war, Christen und Juden einander näher zu bringen.

Die drei Herren unter Baumanns Führung zeigten wenig Bemerkenswertes. Es waren gewöhnliche Erscheinungen aus der Vorstadt. Auch die beiden Frauen außer Frau Hölzl schienen diesen Regionen zu entstammen. Baumann hatte sie, wie er zu Gschmeidler in seiner urwüchsigen Ausdrucksweise sagte, „erst im letzten Augenblick aufgegabelt". Die eine Frau bemerkte beim Eintritt in den Saal, sich gleichsam selbst entschuldigend: „Jessas, i bin bei so viel Verein', so tret' i halt a no

dem jüdischen Versöhnungsverein bei", während die andere, eine sehr dicke Bürgersfrau, nach rascher Musterung der Gesellschaft enttäuscht ausrief: „I hab' glaubt, ma wird was Besonders zu sehen kriegen, aber dös san ja lauter gewöhnliche Juden . . ."

Es dauerte einige Zeit, bis sich zwischen christlichen und jüdischen Gästen eine Art Kontakt einstellte. Zuerst hielten sich die beiden Rassen getrennt. Aber die unermüdliche Vermittlungstätigkeit Gschmeidlers, Baumanns und der Frau Hölzl wurde schließlich doch von Erfolg gekrönt. Es kam so weit, daß sich überall gemischte Gruppen bildeten, Juden und Christen saßen in bunter Reihe. Auch das anfangs recht stockende Gespräch belebte sich allmählich, da und dort ertönte sogar schon ein Lachen, so daß wirklich nicht mehr viel zu einer gemütlichen Stimmung fehlte.

Man erwartete jetzt niemanden mehr, denn selbst jene zwei Herren, auf deren Erscheinen Gschmeidler gestern noch gerechnet hatte, hatten heute ihre Zusage widerrufen, wie auch das gewisse unschlüssige Ehepaar sich endgültig für das Apollotheater entschieden hatte. Dafür kam ein ungeladener Gast, der niemand Geringerer als Herr Jakob Weintraub war. Plötzlich stand er in der weit aufgerissenen Tür und rief, ohne sich der ihm liebgewordenen Gewohnheit gemäß einer Begrüßungsformel zu bedienen, laut in den Saal: „Nu, is dos das Versöhnungsfest?!" Dann ließ er seine Blicke suchend umherschweifen und bemerkte satirisch: „Mir scheint gegessen wird da ebenso nix wie am richtigen Versöhnungstag!"

Lotti wurde purpurrot. Nicht nur, daß der Mann un-

gebeten kam, blamierte er sie auch. „Im Speisezimmer nebenan ist kaltes Büfett!" rief sie grimmig.

Jakob machte ein mißvergnügtes Gesicht. „Ei weh, a kaltes Büffett! Mei' Mogen vertrogt nix gut kalte Sachen."

Er würdigte hierauf auch den Gastgeber einer Ansprache, wobei er es an wenig schmeichelhaften Bemerkungen über die Veranstaltung und deren Teilnehmer nicht fehlen ließ. „Der größte Stuß, der je do war", sagte er zur Charakterisierung der ersteren, während er sein Urteil über die Gäste in die Worte zusammenfaßte: „Wie kann ma' sich nur solche Leut' einladen?!" Dann machte Jakob einen Rundgang durch den Saal, nicht ohne jeder Gruppe einige seiner Liebenswürdigkeiten zu spenden. Am meisten aber erregte es seine Spottlust, als er zufällig einige Worte aus einem Gespräch auffing, welches James Löwy mit einem der Vorstadtchristen führte. Seit seiner Verheiratung mit einer Christin zählte sich nämlich Löwy auch seinerseits ganz unbedenklich zur Christenheit, und war daher vollkommen im guten Glauben, wenn er jetzt zu dem Herrn äußerte: „Ich billige die Idee dieser Zusammenkünfte sehr. Wir Christen werden dadurch vielleicht unbefangener die Juden beurteilen."

„Waßt De scho', Leni? schrie Jakob mit Donnerstimme zu seiner Schwester gewendet, die sich zufällig am anderen Ende des Saales befand, „Waßt De scho'? Löwy hofft, wann er uns Juden besser kennen lernt, wird er uns unbefangener beurteilen . . hahahaha . . . Also nehmt's Euch nur zusamm'!" sagte er zu den anderen Juden, indem er sich beinahe unter Lachkrämpfen wand.

Frau Margulies und Kleopatra befanden sich in einer Gruppe, der sich auch die beiden Bürgersfrauen zugesellt hatten. Die Anwesenheit dieser christlichen Frauen hatte Frau Margulies wohl anfangs einige Zurückhaltung bei ihren Klagegesängen auferlegt, aber andauernd konnte sie auf deren Genuß doch nicht verzichten. „Jetzt hat sich auch schon die Rosel Schwarz verlobt", jammerte sie, „die ist um vier Jahr' jünger als meine Mad. Alles heirat', nur sie nicht. Und warum? Weil sie ein Tollpatsch ist! Jede Mad weiß aus sich was zu machen, nur sie nicht. Sie bleibt mir am Hals! Nicht einmal ein Greisler hat sie haben wollen, nicht einmal ein elender Greisler. Sogar der hat sie sitzen lassen . . ."

Und sie fuhr fort, Kleopatra, die natürlich schon in Tränen schwamm, mit kränkenden Vorwürfen zu quälen. Die beiden Bürgersfrauen waren höchlichst entrüstet. Sobald sie Gschmeidlers ansichtig wurden, sprachen sie sich sehr empört über Frau Margulies aus: „Dös is an abscheuliche Frau", sagten sie, „wie die das arme Madel malträtiert!"

Gschmeidler ergriff mit Freude die Gelegenheit, aufklärend zu wirken. „Stellen Sie sich vor, meine Damen", sagte er, „daß diese Frau ihre Tochter nur darum malträtiert, weil sie sich nach ihrer Meinung nicht genug auf sich einbildet."

„Na, so was!" sagte die dicke Bürgersfrau lachend. „Dös versteh i aber gar nit. Sie hat ihr vorhin an' Tanz g'macht, daß sie sich no' nit verheirat' hat. Was kann denn das arme Madel dafür?"

„Die Mutter meint, das Mädel allein sei dran schuld, weil sie ihre Vorzüge nicht ins rechte Licht zu setzen verstehe und überhaupt zu bescheiden sei“, erklärte Gschmeidler. „Viele jüdische Mütter verzeihen ihren Kindern viel eher die größte Anmaßung als ein klein wenig Bescheidenheit. Und sie haben darin insofern nicht ganz unrecht, als ein bescheidener Jude in seinem Kreise fast immer gering geachtet wird.“

„Das arme Madel hat so g'weint“, sagte die dicke Bürgersfrau bedauernd. „I hab' 'glaubt, die Mutter sekkiert s', weil sie s' nit ausstehen kann.“

„Ein großer Irrtum!“ rief Gschmeidler. „Sie sekkiert sie im Gegenteil aus zu großer Lieb. Alle ihre Vorwürfe kommen aus einem blutenden Mutterherzen.“

„Was wirft s' ihr denn nur immer vor, daß ein Greisler sie hat sitzen lassen? Is denn das wahr?“ fragte die andere Bürgersfrau neugierig.

„Der Betreffende war gar kein Greisler“, antwortete Gschmeidler. „Frau Margulies gab ihm nur aus Bosheit diesen Namen, um damit auszudrücken, daß er ihrer Tochter nicht ebenbürtig sei. Tatsächlich hat nur sie den Mann durch ihre unaufhörlichen Anzüglichkeiten und Impertinenzen vertrieben. Aber jetzt bildet sie sich fest ein, er wäre heut' noch da, wenn ihm Kleopatra zu imponieren verstanden hätte. Ein anderes Mädchen, behauptet sie, hätte er nie gewagt, sitzen zu lassen.“

„Die G'schicht' is fürchterli' verwutzelt“, sagte die eine Frau zur anderen. „I hab' einfach 'glaubt, daß die Frau a Rabenmutter is . . . Wer soll sich da auskennen?“

„No ja“, meinte die andere, „i hab's a 'glaubt. Wir

kennen eben die Juden nit näher . . . Aber gehn mer jetzt wieder zu ihr, vielleicht verstehn mir's nach der Aufklärung besser . . ."

Und sie kehrten beide zu Frau Margulies zurück.

Inzwischen schloß sich Gschmeidler den Vorstadtchristen an, die er plaudernd im Saal herumführte und denen er, so oft sich die Gelegenheit dazu bot, jüdischen Anschauungsunterricht erteilte. Ihre Aufmerksamkeit wurde sehr bald durch einen zwischen Jakob und seiner Schwester geführten Wortwechsel erregt, wobei die fremden Gäste nicht ohne Verwunderung bemerkten, wie freundlich, ja beinahe unterwürfig Frau Kastner mit dem Bruder sprach und sich alle Mühe zu geben schien, ihn zu besänftigen, während er im Gegenteil einen sehr gereizten und hochfahrenden Ton gegen sie anschlug. Nachdem alle den Auftritt eine Weile beobachtet hatten, sagte Gschmeidler: „Wenn diese Geschwister Christen wären, würde aus der Art, in der sie miteinander reden, gefolgert werden müssen, daß die Schwester dem Bruder zu Dank verpflichtet ist. Aber bei den Juden verhält sich die Sache sehr häufig gerade umgekehrt. Dort ist es nicht selten der Wohltatenempfänger, der gegen den Wohltäter aufbegehrt. Weil er seine Hilfe in Anspruch nehmen muß, ist er eigentlich schon von vornherein in gereizter Stimmung gegen ihn."

Die Christen staunten. „Na, so was!" sagte der eine und die anderen schüttelten ungläubig die Köpfe.

„Ein Jude, der von Verwandten Wohltaten empfängt, ist sehr häufig grob mit ihnen", fuhr Gschmeidler in seiner Auseinandersetzung fort. „Mit dieser Grobheit

protestiert er ebensowohl gegen die Vorsehung, die ihm unverdienterweise ein so schlechtes, dem Verwandten dagegen ein so glückliches Los beschert hat, wie auch gegen diesen selbst. Er will auf diese Art ausdrücken, es sei empörend, daß ein Mann von seiner Bedeutung die Unterstützung eines tief unter ihm stehenden anderen annehmen müsse."

„Na, hören S' auf, das ist aber unmöglich!" riefen die Christen. „Er müßt' ja ein Narr sein, wenn er sich so viel einbilden tät'."

„Niemand auf der Welt bildet sich mehr ein als ein jüdischer Schnorrer", bemerkte Gschmeidler. „Hegen doch zahlreiche dieser Leute die Überzeugung, daß es überhaupt kein Ziel gebe, welches sie bei ihren Talenten und Fähigkeiten nicht hätten erreichen können, wenn ihnen die Umstände nur ein wenig günstiger gewesen wären."

„Aber erlauben S', ich versteh' das gar nicht", sagte einer der Christen. „Wie kommt's, daß man solche Leut überhaupt unterstützt? Bei uns Christen tät' das niemand."

„Freilich nicht", antwortete Gschmeidler, „aber bei den Juden ist das Solidaritätsgefühl sehr groß, das ja zweifellos auch gute Seiten hat. Aber eine seiner schädlichsten Wirkungen ist jedenfalls, daß es auf arbeitsscheue Menschen, wie zum Beispiel der einer ist" — er wies, als er so sprach, auf Jakob — „vollständig demoralisierend wirkt. Eine gewisse Sorte anmaßender Schnorrer gibt es wirklich nur bei den Juden."

Sie sahen jetzt alle zu Jakob hinüber, der sich noch mit seiner Schwester unterredete. Plötzlich aber brach er das

Gespräch in einer, wie sein ganzes Gehaben bekundete, höchst unmanierlichen Weise ab und lief davon. Frau Kastner sah ihm betrübt nach.

„Arme Frau!" sagte Gschmeidler teilnahmsvoll. „Sie hat wirklich nur den einen Fehler, daß sie ihre Güte auch oft an Unwürdige verschwendet. Kommen Sie, meine Herren, Sie müssen sie kennen lernen. Es wird Ihre beste Erinnerung an diesen Abend sein, daß Sie diese ausgezeichnete Frau kennen gelernt haben."

Und er führte die Herren Frau Kastner zu, welche beinahe erschrak, als ihr drei Christen auf einmal vorgestellt wurden.

Gschmeidlers Schilderung von Jakob war natürlich nicht geeignet, dessen Prestige in der Gesellschaft zu erhöhen, wohl aber lenkte sie die Aufmerksamkeit auf seine naiv-freche Persönlichkeit, welche nun den Christen bei näherer Bekanntschaft manches Ergötzen bereitete. In jedem Falle hatte Gschmeidlers Methode, seine Gäste mit einer Art Kommentar zu versehen, den Erfolg, daß sie einander nicht mehr so fremd gegenüberstanden. Jeder wußte jetzt was er vom anderen zu halten hatte, und manche sonst schwer verständliche Rasseneigentümlichkeit wurde ins rechte Licht gesetzt. Auch Floderböcks Theorie von den echten und unechten Juden brachte Gschmeidler zur Sprache und erzielte mit ihr, wie begreiflich, einen großen Heiterkeitserfolg. Alle diese Einflüsse bewirkten, daß Behaglichkeit und gute Laune wuchsen, je mehr der Abend fortschritt. Und die schon günstige Stimmung nahm noch einen weiteren Aufschwung, als sich alle, einer Einladung Lottis folgend, ans Büfett begaben.

Hier feierte der Versöhnungsgedanke seinen höchsten Triumph, denn den wienerischen und jüdischen Lieblingsspeisen gegenüber verschwanden alle nationalen und konfessionellen Unterscheidungen. Jakob verschlang mit wahrer Wollust einige Wiener Würstel, während sich Floderböck Scholeteier gut schmecken ließ.

Man aß und trank sehr reichlich. Vor allem bekundete Floderböck, der zwischen Kastner und Jakob saß, eine erstaunliche Aufnahmsfähigkeit. Wie er erklärte, hatte er sich schon lange nicht so wohl gefühlt wie heute.

„Na, und die echten Juden? Hast Du viele hier gefunden?" fragte ihn Gschmeidler scherzend.

„Kan' anzigen", antwortete er ohne Zögern und mit vollem Munde.

„Was?" rief Jakob, „bin ich am End' auch kan echter Jud?"

„Na", entgegnete Floderböck mit Überzeugung.

„Dos hat außer Ihnen noch ka Mensch bezweifelt", erklärte Jakob unter allgemeinem zustimmendem Gelächter.

Nach dem Essen setzte sich Ferdl Baumann ans Klavier und trug die neuesten Couplets vor. Jetzt erreichte die Lust ihren Höhepunkt. Christen und Juden sangen die Refrains im Chore mit. Schließlich wurde sogar getanzt, und Mitternacht war längst vorüber, als man endlich zum Aufbruch rüstete. In der letzten Stunde hatte sich die Intimität zwischen Christen und Juden bis ins Märchenhafte gesteigert, beim Abschied sah man sie aufs innigste verschmolzen. Die dicke Bürgersfrau, welche an Frau Margulies plötzlich, wie sie erklärte, „an Narren

g'fressen hatte", hatte sich in sie eingehängt und tröstete sie mit der Versicherung, daß auch in ihrer Familie zwei Mädchen sitzen geblieben seien. Floderböck ging mit Jakob, den er eingeladen hatte, noch ein Glas Bier mit ihm zu trinken. Auch ihre Freundschaft hatte sich plötzlich so mächtig entwickelt, daß der Gedanke nicht ganz abgewiesen werden konnte, sie würden vielleicht heute noch Bruderschaft trinken.

Frau Hölzl und Ferdl Baumann blieben, als sich die anderen entfernten, auf Gschmeidlers Bitte noch zurück. Ihm lag daran, das Urteil der Freunde über den Verlauf der heutigen Soiree zu erfahren und welche Hoffnungen sie wohl nach diesem ersten Versuch für die Zukunft hegten. Frau Hölzl, die mit ihrer Meinung offenbar längst im reinen war, sprach sich sehr enthusiastisch aus.

„Prächtig ist's gegangen", rief sie, „es war kein Streit und kein Mißton, Christen und Juden haben sich, wie man deutlich gesehen hat, riesig wohl zusammen gefühlt. Ich hab' jetzt die besten Hoffnungen für die Zukunft!"

„Und wie, glauben Sie, Herr Baumann, daß sich die weiteren Abende gestalten werden?" fragte Lotti.

Baumann zuckte die Achseln. „Die Leut' ham sich heut' jedenfalls gut unterhalten. I glaub', daß unser nächster Abend viel besser als der heutige besucht sein wird."

Diese Prophezeiung bewahrheitete sich in vollstem Maße. Bei der zweiten Soiree, die vierzehn Tage nach der ersten stattfand, war der Saal dicht gefüllt. Gschmeidler hatte diesmal sogar die Genugtuung, daß sich mehrere

seiner abtrünnigen Freunde vom ersten Abend selbst um eine Einladung beworben hatten. Im übrigen glich das Bild der zweiten Soiree fast vollständig jenem der ersten, es waren nur mehr Leute, insbesondere mehr Christen, zugegen. Zwischen ihnen und den Juden bestand auch diesmal das beste Einvernehmen, wie auch die gebotenen leiblichen und geistigen Genüsse beider Befriedigung erweckten. Am Schlusse der Soiree erklärten beinahe sämtliche Teilnehmer ihre Bereitwilligkeit, auch die nächsten Abende zu besuchen, ja, es wurde vielfach der Wunsch laut, daß diese Soireen, die so großen Anklang fanden, sich zu einer dauernden Einrichtung ausbilden möchten.

Tatsächlich wurde die Beteiligung an ihnen immer größer, denn ihr Ruf, daß sie sehr fesch und nett seien, verbreitete sich in immer weitere Gesellschaftskreise. Man sprach bald allgemein von den „Gschmeidlerschen Abenden", und viele bemühten sich, eine Einladung zu ihnen zu erhalten. Die Folge war, daß sich die Wohnung Gschmeidlers für den Empfang so vieler Gäste bald als ungenügend erwies und er genötigt war, die Gesellschaftsräume eines großen Hotels zu mieten.

Ein so rascher Erfolg übertraf alle seine Hoffnungen. Trotzdem fühlte er sich nicht vollkommen befriedigt. Vor allem berührte es ihn wenig angenehm, daß sich das Vergnügungsprogramm seiner Soireen auf Baumanns Veranlassung beständig erweiterte. Er erblickte darin eine Gefahr für ihre ernsteren Zwecke. Aber Baumann, dem er deshalb Vorstellungen machte, erwiderte ihm: „Vor allen Dingen müssen sich d'Leut' unterhalten, sonst is überhaupt mit ihnen nix anz'fangen." Von der Richtigkeit

dieser Anschauung durchdrungen, hatte Baumann in letzterer Zeit zwei Operettensängerinnen und einen Stimmkopisten engagiert, die sich unter großem Beifall vor und nach seinen Couplетvorträgen hören ließen. Gschmeidler fügte sich nur sehr widerwillig in dieses Arrangement.

Aber auch seine eigenen, sehr eifrig auf den Soireen fortgesetzten Versuche, zwischen Christen und Juden freundschaftliche Beziehungen herzustellen, gewährten ihm nicht die erhoffte Genugtuung. Nicht, als ob es ihm bei diesen Bestrebungen an Erfolg gefehlt hätte! Ganz im Gegenteil! Die Erfolge stellten sich vielmehr nach seiner Meinung zu leicht und zu schnell ein. Ihm wäre es lieber gewesen, wenn er Widerstände zu besiegen, gegen hartnäckige Vorurteile anzukämpfen gehabt hätte. Aber davon war nur sehr selten die Rede. Christen und Juden kamen einander zumeist auf halbem Wege entgegen, plauderten und soupierten in gutem Einvernehmen und verließen oft Arm in Arm als beste Freunde die Gesellschaft. Aber Gschmeidler blieb mit der ängstlichen Sorge zurück, ob der so rasch geschlossene Bund wohl den nämlichen Abend überleben werde.

Er sprach oft über diese Dinge mit Lotti, die aber seine Befürchtungen nicht teilte. „Warum soll man dem Augenschein nicht trauen?" fragte sie. Sie war immer voll Freude und Zuversicht, wenn sie den lichterhellten Saal sah, in dem freundliche, heitere Menschen beider Rassen ohne die Spur gegenseitigen Übelwollens ein paar angenehme Abendstunden miteinander verbrachten. „Ist das nicht herrlich?" sagte sie zu ihrem Mann, „das ist's

doch, was Du immer geträumt hast! Geh, verdirb Dir doch nicht selbst die Freud'!" In solchen Augenblicken meinte dann wohl auch er, daß seine Besorgnisse unbegründet seien, und freute sich der schönen Zukunft, der man entgegenging.

Seit anfangs Oktober fanden so die Soireen in regelmäßigen Intervallen und bei einer sich stetig vergrößernden Zahl von Besuchern statt. Über diesen letzteren Punkt führte besonders Frau Hölzl eine genaue Kontrolle. Sie zählte bei jeder Soiree sehr gewissenhaft die Gäste und gab dann das Resultat ihren Freunden bekannt. Gschmeidler war es schon gewöhnt, daß ihm die für die gemeinsame Sache begeisterte Frau an jedem Gesellschaftsabend triumphierend zuflüsterte: „Heute haben wir so und soviele Personen, das sind so und so viel mehr als das letztemal." Bis in die Mitte des Monates Jänner dauerten diese Siegesbulletins fort, dann aber trat höchst unvermutet ein Rückschlag ein. Die arme Frau Hölzl war höchst bestürzt, als sie eines Abends eine starke Abnahme der Gäste konstatieren mußte. Sie vertraute sich diesmal zuerst Baumann an. „Denken Sie nur, Herr Baumann", sagte sie ganz aufgeregt, „wir haben heut einen viel schwächeren Besuch als sonst. Was halten Sie davon? Nicht wahr, Sie glauben auch, daß das nur vorübergehend ist?" Und sie erwartete klopfenden Herzens die Antwort.

Baumann ließ seine Blicke durch den Saal schweifen. „Oije", meinte er dann, „das schaut bös aus, es san ja beinah gar kane Leut da."

„Aber was ist denn nur die Ursache?" fragte Frau Hölzl ängstlich.

Baumann kratzte sich verlegen hinter dem Ohr. „Die Ursach'? Du lieber Gott, die Gschmeidler-Abende ziehen halt nit mehr. So was dauert in Wien a Zeitlang und dann is vorbei. Auch is grad jetzt die Konkurrenz sehr groß. Zwa neuche Operetten ham an starken Zulauf und im Fasching san mer a. I fürcht sehr, mir stehn mit die Abend vor an Krach!"

Tatsächlich war der nächste Abend noch schlechter besucht. Diesmal fehlten die antisemitischen Juden gänzlich, die nach dem Fortbleiben vieler Christen sogleich erklärt hatten, es sei ihnen widerwärtig, sich in einer vorwiegend jüdischen Gesellschaft zu bewegen. Bald blieben aber auch die andern Juden fort und an dem Abend, der nun folgte, kam überhaupt niemand mehr als Lottis nächste Verwandtschaft und einige wenige ihrer Bekannten. Der Krach war richtig eingetreten.

Das kleine Häuflein Gäste nahm sich in dem großen Saal trübselig genug aus. Man blieb auch nur kurz beisammen. Beim Abschied dankte Gschmeidler diesen wenigen Anwesenden dafür, daß sie an seinen Soireen bis zuletzt teilgenommen hätten. „Die Versuchsstation ist hiemit aufgelassen", fügte er mit etwas erkünsteltem Humor hinzu. Dann traten Gschmeidler und Lotti den Heimweg an, Frau Hölzl und Baumann erboten sich, sie zu begleiten.

Auf der Straße sprach zuerst niemand ein Wort. Alle waren niedergeschlagen, am meisten aber die beiden Frauen, die sich förmlich aus allen Himmeln gerissen fühlten. Der große Andrang zu den Soireen, wie der lustige, gemütliche Ton, der dort vorherrschend war, hatte

in ihnen die Illusion erweckt, daß das Versöhnungswerk schon so gut wie gelungen sei. Aber auch Gschmeidler, obgleich er viel skeptischer gedacht hatte, war durch den plötzlichen Zusammenbruch überrascht worden. Während er jetzt seinen Weg verfolgte, dachte er darüber nach, ob Zeit und Mühe, die man den Soireen geopfert, als vergeudet anzusehen seien oder ob diesen Versöhnungsversuchen nicht vielleicht doch eine günstige Nachwirkung beschieden sein werde.

Allmählich kam das Gespräch doch in Fluß. Die Frauen diskutierten aufgeregt, was wohl die Leute veranlaßt haben könnte, sich von den Soireen zurückzuziehen. Und sie brachten eine Menge Erklärungsgründe vor, die aber niemanden befriedigten. Endlich sagte Baumann: „Was braucht ma da eigentli viel nachz'denken? Das Ganze war für die Leut a Hetz und nix weiter. Sie san teils aus Neugier kommen, teils weil's gehört ham, daß man sich gut unterhalt. Jüdisch-christliche Versöhnungsabend mit Klavierbegleitung und Coupletvorträg' — das war doch amal was Neues, das ham mir do no nit gehabt. No, und deswegen hat's halt a Zeitlang zogen."

Gschmeidler überlegte eine Weile, dann sagte er: „Teilweise stimmt ja das was Sie sagten, aber man muß auch gerecht sein. Wer hat sich denn zu unsern Soireen gedrängt? Sicherlich nicht die Klugen, Ernsten und Nachdenklichen, deren es hier, davon mögen Sie überzeugt sein, auch nicht weniger als anderswo gibt, sondern nur die Oberflächlichen und Neugierigen. Darauf mußten wir freilich gefaßt sein. Aber wer weiß ob nicht viele, die nur der Hetz wegen zu unsern Soireen kamen, nicht trotzdem

dort durch vieles wohltätig beeinflußt wurden. Mögen doch solche Versuche wie der unsere war, auch wenn ihnen kein sichtbarer Erfolg beschieden sein sollte, immer von neuem wiederholt werden. Das Mißtrauen, die Vorurteile und falschen Vorstellungen, die sich heute noch trennend zwischen Christen und Juden stellen, können nur so verschwinden."

Bald nach diesem Gespräch langten alle bei dem Hause an, in dem Gschmeidlers wohnten. Dort verabschiedete sich das Ehepaar von seinen treuen Freunden und Anhängern und dankte ihnen für den wackeren Beistand, den sie ihm geleistet. „Bewahren Sie uns auch ferner Ihre Freundschaft", bat Gschmeidler in bewegtem Tone, „und vergessen Sie auch unser Ziel nicht. Trotz alledem und alledem dürfen wir nicht ruhen, bis es erreicht ist."

Als das Ehepaar in seine Wohnung kam, war Lotti eine Weile sehr in sich gekehrt und nachdenklich. Später zog sie ihren Mann in den großen Saal: „Was tun wir jetzt mit dem?" fragte sie, „für unsere eigenen Bedürfnisse ist er doch viel zu groß. Wie wär's, wenn wir ihn in zwei Zimmer abteilten? Das eine, größere, gäbe ein prächtiges Arbeitszimmer für Dich, an dem es Dir ja längst schon fehlt, und auch für das kleinere findet sich später wohl eine Verwendung. Was meinst Du? Mir scheint das sehr praktisch!"

Gschmeidler hatte seiner Frau lächelnd und kopfschüttelnd zugehört. „Aber, Lotti", sagte er, „eben beklagtest Du noch den Ruin unserer armen Versuchsstation und schon willst Du daraus Nutzen ziehen? Aber so seid Ihr

Frauen! Der Sieg der schönsten Idee gilt Euch nicht so viel als ein neues Zimmer zu Eurer Wohnung!"

„Nein, da tust Du mir wirklich unrecht", rief Lotti, „aber davon später. Jetzt muß ich schauen, daß ich was für uns zum essen auftreib."

Gegen ihre sonstige Gewohnheit an den Gesellschaftsabenden, hatten sie nämlich heute nicht im Hotel gespeist. Dazu waren sie doch zu mißgestimmt gewesen. Lotti rumorte etwa zwanzig Minuten lang sehr eifrig in der Küche herum, worauf sie ihrem Mann meldete, daß das Mahl bereit sei. Es sei aber nur sehr kärglich, fügte sie entschuldigend hinzu, weil sie doch nicht vorbereitet gewesen sei.

Indessen dufteten die Pfannkuchen, die gleich nachher aufgetragen wurden, so verlockend, daß Gschmeidler, noch ehe er sie gekostet hatte, zu Lottis größter Freude ausrief, er ziehe sie schon jetzt allen Hotelgerichten, die ihnen heute etwa bestimmt waren, vor. In einer traulichen Ecke ihres Speisezimmers aßen sie an einem kleinen Tische, eng aneinander geschmiegt. Die jüngsten Erlebnisse bildeten den Stoff der Unterhaltung, in deren Verlauf die junge Frau ihrem Manne oft versicherte, daß er ihr vorhin mit seinem Vorwurf sehr unrecht getan habe. Mehr als je sei sie für den Versöhnungsgedanken begeistert, hege aber zugleich die frohe Zuversicht, daß Friede und Versöhnung sich eines Tages ganz von selbst, wie ein unverhofftes Himmelsgeschenk, einstellen würden.

Gschmeidler staunte. „Was wandelt Dich plötzlich an? Seit wann diese Zuversicht?"

„Eigentlich erst seit der letzten halben Stund", ge-

stand sie aufrichtig, „seit unserer Trennung von den Freunden, bis dahin war ich im Gegenteil recht kleinmütig. Schau, mir ist's heut sehr merkwürdig ergangen. Zuerst war ich natürlich über den Krach unserer schönen Veranstaltung schrecklich enttäuscht, weil ich mich doch schon in die Idee, daß die Versöhnung bereits erfolgt sei, ganz hineingelebt hatte. Noch mehr hat mich herabgestimmt, daß der Baumann behauptet hat, es sei alles nur eine Hetz oder ein Jux gewesen. Und er hat überhaupt über die Wiener so absprechend geurteilt, daß ich mir von der Zukunft schon gar nichts Gutes mehr erwartete. Wie ich dann aber allein war, hab ich selbst nachgedacht, mich auch an vieles erinnert, und da ist mir doch ein anderes Bild vom Wiener entstanden. Mir ist jetzt zum Bewußtsein gekommen, daß er neben seinen Fehlern, die ja nicht wegzuleugnen sind, auch viele famose Eigenschaften hat. Und vielleicht ist gerad das Famose an ihm der Grund von vielen seiner Fehler. Es ist ja wahr, daß es dem Wiener oft an dem nötigen Ernst und an gründlicher Überlegung fehlt, aber dafür hat er auch wieder, was so schön ist, nichts Pedantisches oder Rechthaberisches an sich . . . Nein, nein, ich laß von heut an auf die Wiener nichts mehr kommen. Was man auch gegen sie einwenden mag, sie versöhnen einen immer durch ihr höchst liebenswürdiges, frohes Naturell, das ihnen ja gar nicht erlaubt, sich oder anderen wirklich gram zu sein. Einem echten Wiener glaub ich nun einmal seinen vorgeblichen Haß und seine Feindseligkeit gar nicht. Die sind doch bei ihm wie Butter, die beim ersten Sonnenstrahl zerschmilzt. Wozu ihn also noch überreden

und bekehren wollen? Das scheint mir überhaupt nicht nötig. Der Wiener Antisemitismus, wie ich ihn jetzt auffaß', ist eine Mode, eine Laune, ein Witz. Aber die Moden veralten, die Launen wechseln und auch der erfolgreichste Witz büßt, wenn man ihn zu oft gehört hat, seine Wirkung ein . . . O, Du wirst sehen, wie's kommen wird: eines Morgens erwacht Wien und kein Mensch ist mehr antisemitisch. Jene aber, die gestern noch behauptet hatten, daß sie's seien, sind aufrichtig erstaunt, wenn man sie daran erinnert, weil ihnen schon alles wie ein altes Märchen vorkommt. Denn kaum ist so was vorüber, kann sich keiner mehr vorstellen, daß es jemals war . . ."

„Donnerwetter, hast Du aber eine lebhafte Phantasie!" rief Gschmeidler. „Nun aber — sag mir: wer hat eigentlich in Dir diese mächtige Begeisterung für das Wienertum entzündet?"

„Wer?" fragte sie, mit einem Blick voll innigster Liebe, „Du, Du allein! Weil ich auch bei den anderen Wienern vieles von Deiner Art fand, sind sie mir alle so lieb geworden."

„Du verwöhnst mich, Du Gute", sagte Gschmeidler.

Aber ihr Herz war jetzt übervoll von Zärtlichkeit und, den Gatten mit beiden Armen umschlingend, flüsterte sie ihm zu: „Wüßtest Du doch, Artur, wie ich Dir mit jedem Atemzug gehöre, wie Du mein eins und alles bist . . ."

Ihr Haupt lag an seiner Brust, sie sah mit feuchten Augen zu ihm empor.

„Und da gibt es noch Leute", dachte Gschmeidler, „die

von unversöhnlichen Rassengegensätzen sprechen. Die Narren!" Er küßte die vollen roten Lippen, die sich verlangend den seinen näherten, und sagte: „Nicht wahr, Lotti? Wie schön belohnt sich's doch, wenn der Mensch keine Vorurteile hat."





